

GEORGICA

Zeitschrift für Kultur, Sprache und Geschichte
Georgiens und Kaukasiens

Herausgeber:

Heinz Fähnrich, Jena (verantwortlich)

Mariam Lortkipanidse, Tbilissi

Winfried Orthmann, Saarbrücken

Wolfgang Schuller, Konstanz

Unter ständiger Mitarbeit von:

Niko Berdsenischwili, Tbilissi

Winfried Boeder, Oldenburg

Elgudsha Chintibidse, Tbilissi

Gert Hummel, Saarbrücken

Steffi Kubik, Jena

Erhard Lange, Jena

Fairy von Lilienfeld, Erlangen

Marina Lortkipanidse-Piel, Jena

Günther Mansfeld, Tübingen

Parmen Sakaraia, Tbilissi

Surab Sardshweladse, Tbilissi

Karl Schlögel, Konstanz

Manfred Schmeling, Saarbrücken

Karl Horst Schmidt, Bonn

Rüdiger Schmitt, Saarbrücken

Kora Singer, Jena

Guram Tewsadse, Tbilissi



GEORGICA

Jahrgang 1990/91

Heft 13/14

UNIVERSITÄTSVERLAG KONSTANZ



გეორგიკის
საბავშვო-მედიკალური
საბავშვო-მედიკალური
საბავშვო-მედიკალური
საბავშვო-მედიკალური

Zitierweise: **GEORGICA**

ISSN 0232-4490

Erscheinungsweise: Jährlich. **Bezugspreis:** Einzelheft DM 40,-, Jahresabonnement DM 35,-, Jahresabonnement für Studenten DM 20,-, jeweils zuzüglich Porto und Versandkosten. Die Bezugsdauer verlängert sich jeweils um ein Jahr, sofern nicht Abbestellung bis zum 15. November erfolgt. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. **Auslieferung:** Kommissionsbuchhandlung Ernst Pfister GmbH, Postfach 10 15 42, D-7750 Konstanz oder Postfach 590, CH-8280 Kreuzlingen.

Anschrift der Redaktion: c/o Prof. Dr. Heinz Fähnrich, Ebereschenstraße 6, O-6902 Jena-Lobeda

Die mit Namen gezeichneten Artikel sind Originalbeiträge. Sie brauchen nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wiederzugeben. Nachdruck bedarf der Genehmigung, Anfragen sind zu richten an den Verlag. Für unverlangt eingehende Manuskripte und Rezensionsexemplare wird keine Gewähr übernommen.

Sämtliche Beiträge dieser Zeitschrift sind urheberrechtlich geschützt. Unter den Schutz des Urheberrechtsgesetzes fällt auch die Vervielfältigung von einzelnen Beiträgen einschließlich der Vervielfältigung durch Fotokopien.

Verantwortlich für die Anzeigen: Dr. Heinz Gültig, Konstanz. Es gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 11 vom 1. Juli 1991

 **Universitätsverlag Konstanz GmbH, Konstanz 1991**

Satz: Line & Type, Konstanz

Layout: Jesse Konzept & Text GmbH, Hannover

Einbandgestaltung: Riester & Sieber GmbH, Konstanz

Druck: Druckerei Konstanz GmbH, Konstanz

An unsere Leser

Zwölf Jahre hindurch ist seit ihrer Gründung im Jahre 1978 durch Heinz Fähnrich die Zeitschrift **GEORGICA** von der Verlagsabteilung der Universität Jena publiziert worden. Als Herausgeber zeichneten die Rektoren der Universitäten Jena und Tbilissi. Ein Redaktionskollegium von Gelehrten aus Georgien und der ehemaligen DDR unter der Leitung von Heinz Fähnrich war für die Gestaltung verantwortlich. Die Zeitschrift hat sich in dieser Zeit in Fachkreisen einen ausgezeichneten Ruf erworben.

Mit dem Übergang zur Marktwirtschaft in der ehemaligen DDR im Sommer 1990 erklärte sich die Universität Jena außerstande, die Zeitschrift in ihrer hauseigenen Verlagsabteilung weiterzuführen. Um die Zeitschrift vor der Einstellung zu bewahren, wurde sie im Frühjahr 1991 dem Universitätsverlag Konstanz anvertraut. Dieser Umstand erklärt die Herausgabe des vorliegenden Doppelheftes 1990/91 mit der Jahrgangsnummer 13/14. Bisherige Bezieher der Zeitschrift werden auch eine äußere Umgestaltung und Modernisierung der Zeitschrift bemerken.

Inhaltlich basiert dieses erste Heft in neuem Gewand noch weitestgehend auf den Vorarbeiten des bisherigen Redaktionskollegiums. Aber auch publizistisch wird eine Neuorientierung angestrebt, z.B. durch eine stärkere Beteiligung auch westeuropäischer und amerikanischer Fachleute, durch eine Öffnung für neue Wissenschaftsbereiche und durch eine vermehrte internationale wissenschaftliche Diskussion der Belange georgischer Geschichte und Kultur, ohne jedoch die Zusammenarbeit mit georgischen Wissenschaftlern zu schmälern. Die neue Herausgeberschaft und ein verändertes Gremium ständiger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stehen für diese Erweiterung. Federführender Herausgeber der Zeitschrift bleibt Heinz Fähnrich, Jena. Zu Mitherausgebern wurden berufen: Mariam Lortkipanidse, Tbilissi; Winfried Orthmann, Saarbrücken; Wolfgang Schuller, Konstanz.

Das Erscheinen dieses ersten Heftes wäre nicht möglich gewesen ohne finanzielle Unterstützung. Der Verlag dankt hierfür dem Ministerium für Wissenschaft und Kultur des Landes Baden-Württemberg und insbesondere Herrn Professor Lic. Dr. Gert Hummel, dem Beauftragten der Universität Saarbrücken für die Zusammenarbeit mit der Universität Tbilissi.

UNIVERSITÄTSVERLAG KONSTANZ GMBH

Inhalt

Sprachwissenschaft

Bakar Gigineischwili: Etymologische Untersuchungen aus dem Bereich der Lexik der Kartwelsprachen	7
Heinz Fähnrich: Der Stammkasus in der altgeorgischen Sprache	13
Heinz-Fähnrich: Kartwelischer Wortschatz V	15
Surab Tschumburidse: Die swanische Sprache	17
Konstantine Zereteli: Zur Wiedergabe des semitischen Lautes q im Georgischen	22
G.-R. A.-K. Gusejnow: Zum nachisch-daghestanischen Substrat in der swanischen Sprache	31
Kevin Tuite: Das Präfix x- im Frühgeorgischen	34

Literaturwissenschaft

Elgudsha Chintibidse: Die Stellung Rustwelis im Prozeß des mittelalterlichen Denkens und die moderne Literaturwissenschaft	62
--	----

Geschichte

Giorgi Melikischwili: Die alten georgischen Staaten und ihre sozialökonomische Ordnung	73
Gia Awalischwili: Die Beziehungen zwischen dem Kaukasus und den europäischen Kulturen im 3. Jahrtausend v. Chr.	80
Giwi Shordania, Surab Gamesardaschwili: Zur Geschichte der ersten gedruckten georgischen Buchausgabe	83
Otar Shordania: Ein bedeutendes Zentrum der Kartwelologie – 70 Jahre Iwane-Dshawachischwili-Institut für Geschichte, Archäologie und Ethnographie der AdW der Georgischen SSR	91
Tedo Dundua: Die Kolchis, Iberien und der Polemonische Pontos nach numismatischen Materialien	100
Dali Kandelaki: Einige Ungenauigkeiten in der neueren deutschen Fachliteratur	103
Andre Karbelaschwili: Die Brüder Siemens unter Georgiens Himmel	106

Kunstwissenschaft

Edith Neubauer, Ernst Badstübner: Architektur und Bauplastik der Erlöserkirche in Zromi – Versuch einer kunstgeschichtlichen Einordnung	115
Parmen Sakaraia: Die altgeorgische Festungsbauweise	126
Irina Arsenischwili: Die moderne georgische Plastik	131
Ekaterine Gatschetschiladse: Das Schaffen der Bildhauerin Rusudan Gatschetschiladse	135

Philosophie

Artschil Begiaschwili: Schalwa Nuzubidse	140
Eduard Kodua: Sergi Danelia	146
Manana Sanaia: Die IV. Wissenschaftliche Allunionskonferenz zu Problemen der altgriechischen Philosophie (September 1987)	153

Mitteilungen	157
-------------------------------	-----

Rezension	160
----------------------------	-----

Verzeichnis der Autoren	164
--------------------------------	-----

SPRACHWISSENSCHAFT

Bakar Giginischwili

Etymologische Untersuchungen aus dem Bereich der Lexik der Kartwelsprachen

1. Die Rekonstruktion geschwundener kartwelischer Lexeme nach den Familiennamen

Bekanntlich sind kartwelische Familiennamen patronymisch, vom Namen des Vaters, des Ahnherrn abgeleitet. In einzelnen Fällen deutet der Stamm des Familiennamens auf eine Pflanze, ein Tier oder einen Körperteil hin: muxaze (muxa „Eiche“), rcxilaže (rcxila „Weißbuche“), žinčaraže (žinčari „Brennessel“), mgelaže (mgeli „Wolf“), vepxvaže (vepxvi „Tiger“), lomaze (lomi „Löwe“), qurašvili (quri „Ohr“), xelaže (xeli „Hand“), tavaže (tavi „Kopf“), in anderen Fällen wird von einem Adjektiv, das auf irgendeine Eigenschaft des Vorfahren hinweist, abgeleitet: mšvenieraže (mšvenieri „schön, hübsch“), ketiaže (ketili „gut, gütig“), čitliže (čiteli „rot“), šavišvili (šavi „schwarz“), cxvedaže (mcxwedi „klein, spät“). Freilich darf man nicht annehmen, daß in den Familiennamen dieses Typs tatsächlich eine Pflanze, ein Tier oder ein Körperteil bei der Ableitung den Ausgangspunkt darstellen. Der Familienname entstand aus dem Beinamen, den der Ahne trug: muxa, žinčara, lema, qura sind historische Namen von Menschen. Es gibt auch Ableitungen anderer Art, deren Stamm ein Ethnonym, ein Toponym oder eine Berufsbezeichnung darstellt (1), so daß in dem Stamm des Familiennamens, wenn nicht beliebige, so doch ein weiter Kreis von Bedeutungen nachweisbar ist. In den Familiennamen ist so manches alte Lexem, das in der Sprache bereits nicht mehr gebraucht wird, erhalten ge-

blieben. Die Rekonstruktion solcher Wörter ist äußerst wichtig, denn das Mitglied der betreffenden Sprachgemeinschaft versteht in der Regel die Bedeutung der Lexeme nicht mehr, die die Familiennamen bewahrt haben. Darüber hinaus unterstützen solche „rekonstruierten“ Bedeutungen die historisch-vergleichende Erforschung der Lexik dieser oder jener Sprachgruppe. In dieser Arbeit werden wir versuchen, den Wert derartiger Untersuchungen an konkretem Material darzustellen.

1. Swanisch *žiškar „Brennessel“

Eine Entsprechung für den georgischen Stamm žinčar-/žinčr- „Brennessel“ besitzt von den Kartwelsprachen nur das Lasische in Gestalt von dičkīži (< *žičkiži [2], 498; [3], 269). Diese Form ist in der chopischen Mundart des Lasischen erhalten geblieben, in der atinischen Mundart haben wir tuṭuži, in der wizischen und arkabischen očxapule ([4], 139, 191, 212). Unseres Erachtens ist tuṭuži eine verstümmelte Form von dičkīži, očxapule jedoch das Partizip der Verbalwurzel čxap- (< *čxvap-), die der georgischen Wurzel čxwep- entsprach (georg. sa-čxwep-el-i = las. o-čxap-ul-e „Stech“ → „Brennessel“). Im Swanischen wird in der Bedeutung von „Brennessel“ merxel gebraucht, was etymologisch zu der georgischen und lasischen Form keine Beziehung hat. Es erhebt sich

die Frage: Welche phonematische Gestalt hat die aus dem Kartwelischen stammende Form dieses Wortes im Swanischen gehabt, wenn es sie je gegeben hat? Die swanische Entsprechung der georgischen Wurzel *ḡinčar-* muß **ḡinčkar* bzw. **ḡiškār* (falls das *n* im Swanischen bereits vor dem Prozeß *č > š* verlorengegangen war) gewesen sein. Diese Form *ḡiškār* ist in dem Familiennamen swanischer Herkunft *ḡiškār-ian-i* belegt. Unserer Auffassung nach ist diese Erklärung nicht anzuzweifeln. *ḡiškār-ian-i* ist typologisch dasselbe wie das georgische *ḡinčara-ze*, *ḡinčara* jedoch im Georgischen sowie *ḡiškār* im Swanischen stellen Beinamen eines Menschen dar, die den oben aufgeführten Familiennamen zugrunde gelegt wurden.

2. Swanisch *čxum-/čxwim-* „Fisch“

Das mingrelisch-lasische *čxomi* „Fisch“ bezieht sich nach Klimows Ansicht auf das georgische *cxim-* und das swanische *my-čxim* „Fett, Schmalz“. Wie der Autor selbst vermerkt, ist der Bezug der anderen Formen zu der swanischen wegen des Vokalismus äußerst zweifelhaft, wobei die georgische Wurzel mit der swanischen gut übereinstimmt ([3], 232). In letzter Zeit wurde von H. Fähnrich ein neuer Zusammenhang vorgeschlagen: georg. (imer.) *čxam-a* „kleiner Fisch“ mingr.-las. *čxom-i* „Fisch“ ([5], 28). Diese Verbindung ist glaubwürdig. Das swanische Äquivalent ist trotzdem nicht zu ersehen. Wäre es vielleicht denkbar, es in dem Namen *čxumjan/čxwimjan* zu vermuten? Der Name *čxumiani* ist in den Schriftdenkmälern Swanetiens belegt, und zwar in einer in das 18. Jh. datierten Gedenkschrift ([6], 304-305). Im Swanischen wäre die Form *čxam* statt *čxum* zu erwarten. Der Wechsel *a > u* kann dem Einfluß des nachfolgenden *m* zugeschrieben werden, obwohl eine derartige Erscheinung nicht regulär ist (diese wäre im Mingrelisch-Lasischen wohl natürlicher). Trotzdem gibt es Belege für den Wechsel *a > u* unter dem Einfluß des *m* im Swanischen: *sum-in* „dreimal“ (anstelle der Form *sam-in*). Wenn *čxumiani* das

gleiche ist wie das georgische *tevza-ze*, dann läßt sich das Wort als Bezeichnung des Fisches rekonstruieren, die im Swanischen verlorengegangen und durch *ḡalmāx* ersetzt worden ist.

3. Mingrelisch *ḡičoni* „Weide“

Als Äquivalent des georgischen *ḡečna* gilt im Mingrelischen *zičoni*, *ḡičoni* ([3], 237). Einige Schwierigkeiten bereitet hier das anlautende *z* in der mingrelischen Form, denn die Entsprechung georg. *ḡ*: mingr. *z* ist nicht regelmäßig.

Unserer Ansicht nach wäre es berechtigter, als Entsprechung des georgischen Stammes *ḡečn-* die im mingrelischen Familiennamen *ḡičonia* erhalten gebliebene, regelmäßig entsprechende Form *ḡičon-i*¹ zu betrachten. *ḡičonia* ist etymologisch ein Äquivalent für den georgischen Familiennamen *ḡečnaze* (vgl. *muxaze*, *rexilaze*, *čipuria* = *čiplaze*). Woher kam die Form *zičon-*? Sie ist wohl auf **zičon-* zurückzuführen, welches infolge Dissimilation *zičon-* ergab. Man kann aber selbst die Form *ḡičon-* nicht auf **ḡičon-* zurückführen: Für das Mingrelische ist die Spirantisierung *ḡ > ž* ungewöhnlich. Die Spirantisierung von Affrikaten kennt zwar das Mingrelische nicht, dafür ist sie im Swanischen etwas Natürliches. Dem georgischen *ḡ* entspricht im Swanischen in der starken Position gerade *ž* oder *z*. Insofern ist es möglich, daß die Form *zičon* aus dem Swanischen ins Mingrelische gelangte.

Die im Swanischen bewahrte Form *čičynd* bedarf selbst einer Erklärung: Wegen einer Reihe von Eigentümlichkeiten (georg. *ḡ*: swan. *č* sowie das überflüssige *d* im Swanischen) erscheint es schwierig, sie für die Entsprechung des georgischen *ḡečna* zu halten.

4. Mingrelisch **čvinžili* „Leber“

Eine Entsprechung für das georgische *čvižli* „Leber“ ist in den swanischen Dialekten nicht vorzufinden. Einer der Versuche, diese Lücke auszufüllen, sieht in der wissenschaftlichen Literatur folgendermaßen aus: Das georgische *qvižil-* „gelb“ gilt als Sanismus, wobei man sich auf mingr. *i-qvižin-an-s* „er sieht gelb-

lich/tränlich aus“ stützt, und wird als mingrelische Entsprechung für das georgische *gvizli* dargestellt. Aber die Wurzel *gviz-* erinnert eher an die swanische Form *gvize* „Leber“ und kann auch als mingrelisches Äquivalent fungieren (unregelmäßig ist die Entsprechung georg. *ḡ*: mingr. *q* sowie georg. *ḡ*: mingr. *ž*). Die Form *iqvianans* ist im Mingrelischen aus dem dem Swaischen entlehnten Stamm *gviz-* abgeleitet. Dies ist offensichtlich. Zugleich ist in dem mingrelischen Familiennamen *gvinžilia* die genaue Entsprechung des georgischen *gvizli* enthalten, was uns die Grundlage gibt, als weiteres mingrelisches Wort des Grundwortschatzes **gvinžili* „Leber“ zu rekonstruieren.

5. Swanisch **muḡul* „Sichel“

Zur Bezeichnung der Sichel verfügen wir im Swaischen derzeit über die Formen *našdāk*, *našek*, *naštak* und *naštḡ*, die nach den Mundarten aufgeteilt sind. M. Kaldanis Ansicht nach sind diese Formen auf **našdikw*, das mittels des Zirkumfixes *na - w* aus dem Wort *šdik* „Zahn“ gebildet ist, zurückzuführen. Durch die Wirkung des Rückumlauts (*i > e > ā*) erfuhr die ursprüngliche Form Veränderungen: *na-šdik-w > našekw*, laschch. *našdek > oberbal. našdāk > lentch. naštak* ([7], 113). Der Autor, der sich auf B. Kuftins Arbeit (8) beruft, meint, daß die Vorfahren der kartwelischen Stämme wie die Ägypter, Syrer und Römer von der Epoche der Vobronzezeit bis zum 12. Jh. v. Chr. eine gezackte Sichel besaßen. Das erklärt wohl die Bildung des Namens für die Sichel aus dem Wort für „Zahn“ ([7], 116-117). Dem Swaischen gegenüber kann diese Folgerung berechtigt sein. Dies schließt jedoch die Möglichkeit nicht aus, daß die kartwelischen Stämme auch eine ältere Bezeichnung für die Sichel, die nicht gezähnt war, hatten. Das georgische *mangali* kam aus dem Armenischen entlehnt sein (vgl. Magaḡ), worauf Hr. Atscharjan hinweist ([9], 251). Aber im Altgeorgischen ist in der Bedeutung der „Sichel“ *mḡuli* belegt: *xolo ražams daačipdis naqopi igi, munkwesve miavlinis*

mḡuli, rametu močevnul am mḡaj misi, „Wenn aber die Frucht gereift ist, schickt er alsbald die Sichel hin, denn ihre Ernte ist da“ (Märk. 4.29 C). Dem georgischen *mḡul-* entsprechend hätten wir im Swaischen **mḡul-* haben müssen, das mit der Superierung des Anlautkomplexes und der regressiven Assimilation der Vokale folgende Entwicklungsstufen gezeigt hätte: **mḡul > *myḡul > muḡul*. Bedeutsam erscheint uns die Tatsache, daß die angenommene swanische Form in den Familiennamen *muḡwlani/muḡwlani* belegt ist. Diese Namensformen sind in einer vermutlich aus dem 15. bis 16. Jh. stammenden Familiengedenkschrift belegt ([6], 294). Unseres Erachtens ist der swanische Familienname *muḡwl-an/muḡwl-ian* von dem die Sichel bezeichnenden Wort **muḡul*, das vermutlich der Beiname eines Mannes war, abgeleitet. Folglich ist swanisch *muḡwlani* ein Familienname desselben Typs wie georgisch *namgala-ze*.

Neben der Rekonstruktion des eigentlichen swanischen **muḡul* „Sichel“ führt uns diese Interpretation zur Rekonstruktion der bislang unbekannten kartwelischen Form **mḡuli*, die die „Sichel“ bezeichnete. Dies deutet wiederum seinerseits darauf hin, daß die Vorfahren der kartwelischen Stämme dieses landwirtschaftliche Gerät bereits besaßen, was für das hohe Alter des Ackerbaus bei den kartwelischen Stämmen spricht.

6. Mingrelisch **ḡinori* „Schlafender“

Obwohl die Verbalwurzel *ḡ-* „schlafen“ und der von ihr abgeleitete Stamm *ḡ-in-* sowie Verbalformen belegt sind, ist die alte Form des Partizip Präsens **m-ḡin-or-i* nicht erhalten geblieben. **m-ḡin-or-i* muß die mingrelische Entsprechung der georgischen Form *m-ḡin-ar-i* gewesen sein. Im Anlaut des Wortes vor dem Konsonanten mußte das präfixalische *m* automatisch schwinden (siehe [11], 81-82), dadurch hätten wir die Form *ḡinori* erhalten, die unserer Meinung nach der Familienname *ḡinoria* bewahrt hat. Dieser Name ist genauso wie der georgische Familienname *mḡinari-švili* aufgebaut.

II. Einige neue etymologische Zusammenstellungen

1. georg. ჯwel- „alt“: swan. ჯwed- (ჯwedias „fern, weit“)

Die swanischen Formen ჯwedias „fern“ und pedias „nah“ sind gleichartig gebildet und deuten auf die räumliche Lokalisierung hin. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das eine Glied dieses Paares in Analogie zur Struktur des anderen entstanden ist. Vermutlich war ჯwedias die Ausgangsform, die sich auf den Stamm ჯwed- stützt.² Der swanische Stamm ჯwed- scheint mit dem georgischen ჯwel- in Verbindung zu stehen. In semantischer Hinsicht gibt es hier keine Schwierigkeiten: In der Sprache ist es durchaus akzeptabel, daß zeitliche und räumliche Dimensionen mit ein und demselben Stamm verknüpft werden. Eine ähnliche Erscheinung ist wohl auch im Georgischen bewahrt worden: axlos „nah“, xl-eb-a „dabei sein, begleiten“ und axal-i „neu“ sind vermutlich von einem Stamm abgeleitet worden. Folglich kann axali ein in „nächster Zeit“ dargestellter Gegenstand bzw. Zustand sein. Mit einer ähnlichen Erscheinung haben wir es im Swanischen zu tun: ჯwed- bedeutet „fern, weit“, „entfernt“, davon ausgehend könnte man sich „in einer entfernten Zeit“, d.h. „in alter Zeit“ denken.

Was die Entsprechungen anbelangt, so ist diesbezüglich alles regelmäßig: georg. ჯ: swan. ჯ; georg. w: swan. w; georg. e: swan. e; georg. l: swan. d. Georgisches l als Entsprechung für swanisches d ist auch in anderen Fällen belegt:

altgeorg. grgol- „Ring“: swan. girgod „Ring auf dem Zaun am Tor“;

altgeorg. tpil- „warm“: swan. ობი;

altgeorg. v-cval-e „ich wechselte“: swan. lo-x-cad-e „er tauschte (ihm) aus“ ([12], 250);

altgeorg. cwil-i „Wachs“: swan. ჯwid ([3], 229).

Wie diese Entsprechung zu interpretieren ist, ist eine gesonderte Frage (siehe diesbezüglich [13], 79). Von Interesse ist, daß l zuweilen auch im Mingrelischen als Entsprechung für swanisches d auftritt:

swan. xiad- „Freude“: mingr. xiol-;

swan. xwid- „begegnen“: mingr. xvad-/xval-.

Wenn alle Kartwelsprachen dargestellt werden, bekommt die Formel folgende Gestalt:

georg. d/l: las. d: mingr. d/l: swan. d.

Wie zu ersehen, liegt im Swanischen und Lasischen nur d, im Georgischen und Mingrelischen in manchem Stamm d, in manchem l vor. Es gibt auch Beispiele für phonetische Dubletten in ein und derselben Sprache: Dann enthält das eine Glied der Dublette d, das andere l. Dies sind:

georg. mo-ved/mo-vel „ich kam“;

georg. a-cad-e/a-cal-e „laß ihn, gib ihm Zeit“;

mingr. xvad-u-a/xval-am-a „Begegnung“.

Somit ist die oben aufgeführte Entsprechung regulär und gesetzmäßig. Folglich trifft die Zusammenstellung von georg. ჯwel- „alt“ mit swan. ჯwed- auf keine Hindernisse.

2. georg. mravali „viel“: mingr. breli

Die Entsprechung des georgischen mravali ist weder in dem Lasisch-mingrelisch-georgischen vergleichenden Wörterbuch von A. Tschikobawa noch in der Monographie von K. H. Schmidt (13), in dem etymologischen Wörterbuch von G. A. Klimow (3) oder in einer anderen speziellen Arbeit zu finden. Interessant ist, daß in dem von M. Brosset angeführten mingrelisch-georgischen Wörterverzeichnis bei dem mingrelischen breli folgende Erklärung steht: „bevri (viel), das Wort ist verstümmelt; oder mravali, m wird zu b, das Wort bleibt verkürzt“ (14). Es ist schwer zu sagen, ob der Autor die georgische und mingrelische Form für gleicher Herkunft hält oder sie als aus einer Sprache in die andere entlehnt betrachtet. Wie zu erwarten, fehlt auch der Versuch einer etymologischen Erklärung, denn dieses Ziel verfolgte M. Brosset nicht. Brossets Verzeichnis ist in vielerlei Hinsicht bemerkenswert.

Es ist hervorzuheben, daß der nicht zufällige Charakter des Wechsels m > b vom Autor erwähnt wird. Andererseits lenkt der Hinweis,

daß das mingrelische *breli* ein Äquivalent sowohl für georgisches *bevri* als auch *mravali* sein kann, unsere Aufmerksamkeit gerade darauf. Auf den ersten Blick könnte uns mingr. *breli* als das aus dem Georgischen entlehnte *bevri* erscheinen, äußerst verändert und verstümmelt. Das trifft aber nicht zu: *breli* ist eine regelmäßige Entsprechung des georgischen *mravali*. Welche Etappen hat die Form *breli* durchlaufen müssen? Die ursprüngliche Entsprechung für die georgische Form *mravali* muß im Mingrelischen **mrovoli* gewesen sein, das weitere Transformationen erfuhr: **mrovoli* > **mrooli* > **mraali*³ > **mreeli*⁴ > **breeli*⁵. Die letzte Form existiert im Mingrelischen heute noch neben *breli*.

3. georg. *xweç-* „schälen (Baumzweige)“:
mingr. **xvaç-*

Als Entsprechung der georgischen Wurzel *xweç* betrachtet G. Klimow die mingr.-las. Wurzel *xoç-*. Außerdem wird hervorgehoben, daß im Sanischen das kartwelische *we* in der Gestalt von *e* auftritt. Unserer Auffassung nach verhält es sich nicht so. Die von dem Autor erbrachte mingrelische Form *xoçua* und lasisch *oxoçu* haben wir in den Werken von I. Qipschidse und N. Marr nicht belegen können, aber das will noch gar nichts besagen. Die Hauptsache ist, daß *e* als Reflex von *we* im Sanischen nicht regelmäßig ist. Vor diesem Hintergrund ist die mingrelische Form *na-xvaç-a* zu beachten. Sie bedeutet „Schale“ und muß ein Partizip der Wurzel *xvaç-* sein, die vermutlich die Bedeutung des „Schälens von Haut (Schale)“ hatte. Die Schwierigkeit, die durch das Verhältnis *we* : *o* bestand, ist dadurch ausgeräumt: *we* : *va* ist völlig regelmäßig.

4. georg. *šin-* „erschrecken“: mingr. *rskin-* „Drohung“

Entsprechungen des georgischen Stammes *šin-* in den anderen Kartwelsprachen nicht vorhanden: Der mingrelische Stamm *škurin-* ist

kein Korrelat für das georgische *šin-*. Der georgische Stamm *šin-* ist unserer Ansicht nach in das wurzelhafte *š-* und das Kausativsuffix *-in* zu zergliedern (15). Die mingrelische Wurzel *rskin-* hat ebenfalls das Suffix *-in* bewahrt. Klimow verbindet das georg. *šin-* und das mingr. *rskin-*. Den Wandel von dem zu erwartenden Stamm *škin-* zu *skin-* schreibt er dem Element *w* zu, das er in der georgisch-sanischen Form **šwin-* rekonstruiert. Eine Spur dieses *w* ist aber in keiner Sprache zu ersehen. Sein Schwund war im Georgischen gleichfalls nicht zu erwarten.

Unserer Auffassung nach bildet der Stamm **šin-* die Ausgangsbasis. In der vermutlichen mingrelischen Entsprechung **škin-* entwickelte sich im Anlaut ein *r* (der Mechanismus dieser Entwicklung ist schwer zu erklären, doch sind die mit *r-* anlautenden Konsonantengruppen für das Mingrelische natürlich). Die Nachbarschaft von *r-* muß den Übergang *š* > *s* verursacht haben (vgl. georg. *arčvi* „Gemse“: mingr. *erckemi*, georg. *qləč-/qlič-*: mingr. *xarck-/xirck-u.a.*), was die Form *rskin-* ergab (< **rkin-*). Die semantische Seite bereitet keinerlei Schwierigkeiten: Die Bedeutung der mingrelischen Form („Drohung“) ist ohne weiteres aus „(be)ängstigen, erschrecken“ abzuleiten.

5. georg. **qinči* „Hals“: mingr. *qinčxi*

Die Form *qinčxi* ist außer im Mingrelischen auch in den westlichen Dialekten des Georgischen, wo sie entlehnt zu sein scheint, belegt. Die mingrelische Form hat eine Reihe phonetischer Wandlungen durchlaufen: *qinčxi* < **kinčqi* < **qinčki*. Die letzte Form (**qinčki*) muß eine Entsprechung des georgischen Stammes **qinči* sein, der in der abgeleiteten Form *ga-qinc-v-a* „Arroganz, Hochmut, Blasiertheit“ (etymologisch: „den Hals verlängern“) vertreten ist. Außerdem ist nicht auszuschließen, daß der Stamm *qinč-* eine Ablautstufe darstellt, die mit dem Stamm *qanč-* auf der vokalischen Vollstufe gepaart erscheint (vgl. *qanci* „Reiher“, etymologisch: „der einen langen Hals hat“).

ANMERKUNGEN

- ¹ Nach Ansicht von S. Tschumburidse geht der Familienname ჯიჭონია auf die Form didჭონარია zurück (10, 62).
- ² Die Begründung, in der Form ჯwedias den Stamm ჯwed- abzutrennen, liefern die swanischen Formen li- ჯwd-e „verlängern“ und na- ჯwd-a „entfernt“.
- ³ Kraft mingrelischer Kombinatorik wurde oo > aa.
- ⁴ Der Übergang von aa zu ee wird dem umlautenden Einfluß der Endung i zugeschrieben.
- ⁵ Ein Mittel zur Superierung des Komplexes mr im Mingrelischen ist der Wechsel von m zu h.

LITERATUR

- (1) Maisuraze, I.: kartuli gvarsaxebebi, semanqika, sgrukgura, eqimologia, Tbilisi 1979, S. 24-53.
- (2) Gudava, T.: regresuli dezapriqazicis erti šemtxveva zanurši (megrul-čanurši), smam, XXXIII:2, 1964.
- (3) Klimov, G. A.: ėtimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov, Moskva 1964.
- (4) Marr, N. Ja.: Grammatika čanskogo (lazskogo) jazyka s chrestomatiej i slovarem, Sankt-Peterburg 1910.
- (5) Fähnrich, H.: Kartwelischer Wortschatz III, Georgica, Heft 8, Jena/Tbilissi 1985.
- (6) Svanetis cerilobiti žeglebi, I, istoriuli sabutebi da sulta maťianeebi, tekstebi gamosacemad moamzada, gamokvlebebi da samecniero-sacnobarო aparaqi daurto valeri silogavam, Tbilisi 1986.
- (7) Kaldani, M.: svanuri enis poneqika, I, umlaugis sisgema svanurši, Tbilisi 1969.
- (8) Kuftin, B. A.: Archeologičeskie raskopki v Trialeti, Moskva 1941, S. 140.
- (9) ėarjan, ž. S.: žajeren armaqaķan bararan, III, Erevan 1977.
- (10) ėumburiķe, Z.: ra gkvia šen? Tbilisi 1982.
- (11) Gudava, T.: bagismieri tanxmovnebi ėkamierta ėin megrulši, saenatmecniero ķrebuli, Tbilisi 1979.
- (12) Gamqreliķe, T., Maėavariani, G.: sonanqta sisgema da ablauqi kartvelur enebši, Tbilisi 1965.
- (13) Schmidt, K. H.: Studien zur Rekonstruktion des Lautstandes der südkaukasischen Grundsprache., Wiesbaden 1962.
- (14) Brosset, M.: Rapports sur un voyage archéologique dans la Géorgie et dans l'Arménie, exécuté en 1847-1848, St.-Pétersbourg 1849, VII rapport, S. 74.
- (15) Giginaišvili, B.: ķauzaqivis punkciadaķarguli supiksi zmata ert ėqebastan žvel kartulši, mravaltavi (pilol.-isq. žieban), IX, Tbilisi 1981, S. 71.

Heinz Fähnrich

Der Stammkasus in der altgeorgischen Sprache

Akaki Schanidse unterscheidet in seiner „Grammatik der altgeorgischen Sprache“¹ den Stammkasus (ᄑᄞᄞᄞᄞᄞ) als selbständigen Kasus innerhalb des altgeorgischen Deklinationssystems. In formaler Hinsicht zeichnet sich der Stammkasus dadurch aus, daß er den reinen Stamm repräsentiert, d. h., er besitzt kein Kasuszeichen, während der Nominativ durch Suffigierung des Kasuszeichens -i/-j kenntlich gemacht wird.

Auf die Existenz dieses ungetroffenen Kasus hatte schon N. Marr aufmerksam gemacht.² F. Zorell bezeichnete diesen Fall als Prädikativ³, da er häufig als Form des Prädikatsnomens in Erscheinung tritt. A. Tschikobawa zufolge ist es gewagt, den ᄑᄞᄞᄞᄞᄞ als Kasus zu bezeichnen.⁴ Auch H. Vogt betrachtet ihn als außerhalb des Deklinationssystems stehende Form, die als numerusindifferente Form des Nominativs anzusprechen sei.⁵ Nach Ansicht von G. Deeters kann diese Form des Nomens nicht als Kasus gewertet werden.⁶ G. A. Klimow weist darauf hin, daß diese Form oftmals mit dem Nominativ wechselt⁷, was auch W. Topuria vermerkt.⁸ Diesen Gedanken baut S. Sardshweladse⁹ weiter aus, indem er unter Anführung zahlreicher Beispiele deutlich macht, daß im Altgeorgischen oftmals anstelle des der Norm nach zu erwartenden Stammkasus der Nominativ zu belegen ist, was zu der Folgerung berechtige, daß die Formen des Stammkasus und des Nominativs frei austauschbar waren und die Funktion dieser Formen im wesentlichen gleich gewesen sei. Daraus ergebe sich, daß es ungerechtfertigt sei, den Stammkasus als eigenen Kasus zu betrachten, der Stammkasus sei im Altgeorgischen ein Nominativ.¹⁰

Daß vieles zugunsten dieser Ansicht spricht, ist unbestritten. Es ließen sich umfangreiche Belegsammlungen anführen, wo Nominativ und Stammkasus in gleicher Funktion auftreten und auswechselbar sind. Aber neben diesen zahlrei-

chen Fällen gibt es auch viele andere, in denen ein Ersatz des Stammkasus durch den Nominativ nicht möglich erscheint. In solchen Fällen wäre der Stammkasus natürlich auch ersetzbar, allerdings durch andere Kasus oder Konstruktionen. Die Funktionen von Stammkasus und Nominativ überlappen sich zwar, decken sich aber nicht völlig.

Die Form des altgeorgischen Stammkasus hat ganz unterschiedliche Verwendungsbereiche. Sie wird in der Funktion des Subjekts und des direkten Objekts (anstelle des fehlenden Nominativs und Ergativs) bei Eigennamen verwendet: *abraham šva isaᄑ* „Abraham zeugte Isaak“, *da tkwa kaleb* „und Kaleb sprach“. Als Eigenname wird wohl vielfach auch das Subjekt bei Formen des Verbs *ᄑᄞᄞᄞᄞ* „heißen, nennen“ aufgefaßt, daher steht auch hier der Stammkasus: *eᄑᄞᄞ adᄑᄞᄞ mas* „mtavarta sanatlo“ „der Ort hieß Taufplatz der Fürsten“. Ebenso verhält es sich bei dem Verb *rkwmaj* „nennen, heißen“. *šeuracx erkwas mas sasupevsa catasa* „verächtlich wird er heißen im Reich der Himmel“.

Verben wie *uvis* „er hat“, *adᄑᄞᄞ/udᄑᄞ* „es befindet sich bei ihm, er hat“ und *akws* „er hat“ stellen das Subjekt gewöhnlich in den Stammkasus: *ara eswa masšvil* „er hatte keinen Sohn“, *ᄑᄞᄞ aravin makws* „ich habe keinen Mann“, *ᄑᄞᄞ adᄑᄞ da ara itᄑwian* „sie haben einen Mund und sprechen nicht“, *ᄑᄞᄞ asᄑᄞ da ara xedven*, *ᄑᄞᄞ asᄑᄞ da ara esmis*, *ᄑᄞᄞ asᄑᄞ da ara ikman*, *ᄑᄞᄞ asᄑᄞ da ara vlenan* „sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Hände und tun nichts, sie haben Füße und laufen nicht“.

Auch bei anderen Verben kann der Stammkasus als Subjekt fungieren: *ara ubn mat ᄑᄞᄞ* „sie haben keine Wurzel“, *arasada eces natesavsa amas sasᄑᄞᄞ* „es wird diesem Geschlecht nirgends ein Zeichen gegeben“.

Als Prädikatsnomen wird im allgemeinen die Form des Stammkasus gebraucht: *da ara igo ᄑᄞᄞ mamxlebel mata* „und du wirst nicht der

Mann sein, der ihnen die Augen öffnet“; *česmarit xar* „du bist wahrhaftig“; *da igo pirsā šina čemsa, vitarca tapli tkbil* „und es war in meinem Mund wie Honig süß“; *matl var da ara kac* „ein Wurm bin ich und kein Mensch“.

Auch zur Wiedergabe des direkten Objekts dient bisweilen der Stammkasus: *ajdgen cru činascarmetgwelni da scen sasčauleb did da nišeb* „es werden falsche Propheten aufstehen und große Wunder und Zeichen tun“; *mraval sxwaca sasčaul go* „er tat auch viele andere Wunder“; *uķwetu niš da sasčaul ara ixilot, ara grčmenes* „wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, glaubt ihr nicht“; *pirsa šensa šeab bčeeb da kļiteeb* „füge Tore und Schlösser an deinen Mund“; *saucar rajme ixiles* „sie sahen etwas Seltsames“.

Das direkte Objekt kann vor allem bei den Verben *rkwmaj* und *čodebaj* „nennen“ im Stammkasus stehen: *arčara grkwa tkwen mona* „ich werde euch nicht mehr Knechte nennen“; *gamoirčina atormetni matganni, romeltaca mocikul učoda* „er wählte zwölf von ihnen aus, die er Apostel nannte“.

Besonders häufig tritt der Stammkasus beim Grundzahlwort auf: *movals dedakac ert samari-ajt vsebad cqlisa* „es kommt eine Frau aus Samaria, um Wasser zu schöpfen“; *ert sakme vkmen* „ein einziges Werk habe ich getan“; *saxlsa mamisa čemisasa mraval sadgur ars* „im Haus meines Vaters gibt es viele Wohnungen“; *ač igvnes čwen tana šwid žma* „nun waren bei uns sieben Brüder“. Dies gilt vor allem für Ausdrücke, die eine Zeitdauer angeben: *da šžida ieptae israēlsa ekws čel* „und Jephtha richtete in Israel sechs Jahre lang“; *igo mat tana nino or čel* „zwei Jahre lang war Nino bei ihnen“; *gamo kribes ganži igi xut game* „fünf Nächte lang sammelten sie Schätze ein“; *igo mun at dje* „dort war er zehn Tage lang“; *da imarxvida ormeoc dje da ormeoc game da merme šeemšia* „er fastete vierzig Tage und vierzig Nächte, und dann hungerte ihn“.

Steht ein Determinandum im Nominativ, so kann das zugehörige Determinans im Stammkasus auftreten: *šves mat že da asulebi mraval* „sie zeugten viele Söhne und Töchter“.

Verschiedentlich fungiert der Stammkasus als Zeitbestimmung: *dileul čarvidis gzasa twissa* „morgens pflegt er sich auf seinen Weg zu begeben“; *gantiad, vitar aŗmovidoda kalakad, eemia* „im Morgengrauen, als er in die Stadt heraufkam, hungerte ihn“; *rajsatwis sdgat tkwen aka dje qovel ukmad* „warum steht ihr den ganzen Tag hier untätig“.

Auch in der Funktion einer adverbialen Bestimmung der Art und Weise ist der Stammkasus belegbar: *misdevdes mas mķwircxl kalakebi-sagan* „sie folgten ihm zu Fuß aus den Städten“; *movides mčrapl da poves mariam da ioseb* „sie kamen rasch herbei und fanden Maria und Joseph“; *mķwetr ganvida misgan* „rasch ging er von ihm weg“; *mašin herode idumal moučoda mogwta mat* „da rief Herodes heimlich die Magier herbei“; *nandwil ajdga upali da ečwena simons* „der Herr ist wirklich auferstanden und dem Simon erschienen“.

Bekannt ist auch die Verwendung des Stammkasus anstelle des Vokativs: *moŗŗwar, puri čame* „Meister, iß Brot“; *ražams daepal, macxovar, gulsa kweganisasa, cani iglovdes* „da du begraben wurdest, Heiland, im Herzen der Erde, trauerten die Himmel“; *mšwidobaj miec, saxier, saqwarelta mat šenta močapeta* „gib Frieden, Barmherziger, deinen geliebten Jüngern“; *xuces, rad mčuxare xar* „Priester, weshalb bist du traurig“; *kmen, ō mepe, romeli satno ars činaše twalta šenta* „tue, o König, was vor deinen Augen wohlgefällig ist“.

Schon aus diesen wenigen Beispielen ist ersichtlich, daß der Stammkasus häufig funktional dem Nominativ entspricht und mit diesem austauschbar ist. Aus dieser Sicht sind auch die Versuche verständlich, die teilweise funktionale Gleichheit der beiden Kasus so zu interpretieren, daß es sich beim Stammkasus um keinen selbständigen Kasus, sondern lediglich um eine unbezeichnete Variante des Nominativs handelt. Doch diese These wird dadurch in Frage gestellt, daß der Stammkasus in vielen anderen Fällen nicht durch den Nominativ ersetzbar ist, sondern Funktionen beinhaltet, die denen des neugeorgischen Ergativs, Dativs, Adverbials oder Vokativs entsprechen. Aus

diesem Grunde halten wir es für überlegens- wert, dem Stammkasus einen eigenen Platz im Deklinationssystem der altgeorgischen Sprache zuzuweisen.

ANMERKUNGEN

- ¹ Šanigze, A.: *gveli kartuli enis gramatika*, Tbilisi 1976, S. 31 ff.; dt. Übersetzung: Tbilissi 1982, S. 35 ff. Vgl. auch Imnašvili, I.: *saxelta bruneba da brunvata punkciebi gvel kartulši*, Tbilisi 1957, S. 23-25.
- ² Marr, N. Ja.: *Osnovnye tablicy k grammatike drevneliteraturnogo gruzinskogo jazyka*, Sankt-Peterburg 1908, Tab. V-VII; Marr, N. Ja.: *Grammatika drevneliteraturnogo gruzinskogo jazyka*, Leningrad 1925, S. 29.
- ³ Zorell, F.: *Grammatik zur altgeorgischen Bibelübersetzung mit Textproben und Wörterverzeichnis*, Roma 1930, S. 19/20 und S. 96-98.
- ⁴ Cikobava, A.: *mesame piris ugvlesi nišani kartvelur-enebši* (in: *enimkis moambe*, Bd. V-VI, Tbilisi 1940, S. 13).
- ⁵ Vogt, H.: *Le système des cas en géorgien ancien* (in: *Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap*, Bd. XIV, Oslo 1947, S. 103).
- ⁶ Deeters, G.: *Die Stellung der Kartwelsprachen unter den kaukasischen Sprachen* (in: *Bedi Karthlisa, Revue de Kartvelologie*, Nr. 3, Paris 1953, S. 14).
- ⁷ Klimov, G. A.: *Sklonenie v kartvel'skich jazykach v sravnitel'no-istoričeskom aspekte*, Moskva 1962, S. 45 ff.
- ⁸ Topuria, V.: *črpelobiti brunvisatvis gvel kartulši* (in: *sakartvelos ssr mecnierebata akademiis moambe*, Bd. XXXVIII, Nr. 2, Tbilisi 1965).
- ⁹ Sarjvelašve, Z.: *kartuli saligeraquro enis isgoriis šesavali*, Tbilisi 1984, S. 357 ff.
- ¹⁰ A. a. O., S. 359.

Heinz Fähnrich

Kartwelischer Wortschatz V

Ein Teil der in diesem Beitrag genutzten swanischen Lexik ist einer noch unveröffentlichten Arbeit entnommen: Cumburize, Z.: *svanur-kartuli leksikoni*. Für die freundliche Bereitstellung des Materials möchte ich dem Verfasser besonders danken. Als Quelle für die swanische Lexik verwendeten wir außerdem: *Svan-English Dictionary*, compiled by Chato Gudgedjani and Letas Palmaitis, edited by B. George Hewitt, Delmar/New York 1985 sowie als Quellen für die lasische Lexik verschiedene Arbeiten von N. Kutelia.

Bei den folgenden lexikalischen Zusammen-

stellungen versteht es sich, daß die rekonstruierten Formen auf das gemeinkartwelische Niveau bezogen sind, wenn sie auf georgischen, sanischen und swanischen (bzw. nur georgischen und swanischen oder sanischen und swanischen) Belegen basieren, während sie die Zeit der georgisch-sanischen Einheit repräsentieren, wenn sie lediglich auf georgischen und sanischen Belegen beruhen.

1. *band-

georg. (gur.) band-

(band-i „schlecht, untauglich“)

swan. bänd-

(bänd-ir „lahm, ungesund, krank, zerzaust“)

2. *bir-
georg. bir- „weinen“
mingr. bir- „singen“
las. bir- „singen, spielen“
swan. br- „singen“
Die mingr. und las. Form verglich Čikobava, A.: *čanur-megrul-kartuli šedarebiti leksiķoni*, Tbilisi 1938, S. 254 miteinander. Das swan. Äquivalent fand Klimow, G. A.: *Etimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov*, Moskva 1964, S. 53. In semantischer Hinsicht ergibt sich eine deutliche Parallele zu kartwel. *bger- (georg. „klingen, tönen“, mingr. und las. „weinen“).
3. *i-
altgeorg. i „ob“
mingr. i „Fragepartikel“
swan. i „und“
4. *kʷir-
georg. kʷir- „sich wundern, beobachten“
mingr. kʷir- „sich wundern, beobachten“
las. kʷir-
(o-kʷir-u „sich wundern“)
swan. kʷir- „blicken“
Das georg. und mingr. Material verknüpfte Kipšidze, I.: *Grammatika mingrel'skago (ivreskago) jazyka*, S.-Peterburg 1914, S. 256 miteinander. Das swan. Äquivalent stellte Sardshveladse, S.: *Forschungen zur Lexik der Kartwelsprachen* (in: *Georgica*, Nr. 10, Jena-Tbilissi 1987, S. 19) dazu.
5. *kʷi-
georg. kʷi- „lahm, Krüppel“
swan. kʷi- „Krüppel“
6. *lam-
georg. lam-i „Tau, Feuchtigkeit, Nässe“
swan. lāmb „feucht, naß, Feuchtigkeit“
7. *leg-
georg. (tusch.) leg-a-j „Lüge“
swan. leg „schlecht“
8. *mol-
georg. mol-i „junges, frisches Gras“
swan. melw „Rasenfläche, Grashalm“, mwel „Gras“
9. *niqʷ-
georg. niqʷ-i „Pilzart (Wulstling)“
swan. nēqwi „Pilzart“
10. *pur-
georg. (letschchum.) purš-a „Pflanzenart“
swan. (oberbal.) pišk „Pflanzenart“
11. *skōd-/skd-
georg. skd-
(skd-om-a „bersten, platzen; sich ergießen, gegen etwas prallen; sich vollessen, sich volltrinken“)
swan. skōd-, skwed-, skīd-, skīd-
(li-skōd-e „gierig trinken“, li-skwed „gierig trinken“, li-skīd „hineinzwängen“, li-skīd-e „hineinpassen“)
12. *tu-
georg. (letschchum.) tu- „Lippe(n), Mund“
las. tūtvir-i, tūtvir-i „Lippen“
13. *tʷ-
georg. tʷ-
(tʷ-i-s „er lügt“, tʷ-il-i „Lüge“)
mingr. tʷ-
(tʷ-ap-a, tʷ-r-ap-a „belügen“)
swan. tʷ-
(li-r-tʷ-l-āl „lügen“)
- Das georg. und mingr. Material war schon bei Fähnrich, H.: *Kartwelischer Wortschatz II* (in: *Georgica*, Heft 7, Jena-Tbilissi 1984, S. 44) zusammengestellt.
14. *kez-
georg. kez-
(ča-kez-eb-a „anspornen, anfeuern, aufhetzen, wild/verrückt machen“)
swan. *kaž-
(li-kaž-e „verwirren, schwindlig machen“)
15. *ker-
georg. ker- „Schuppen“
las. kar- „Schuppen“
16. *kerk-
georg. kerk-i „Rinde“
las. kark-al-a- (chop.) „Holzstück, das das Meer an den Strand spült und das die Lasen anstelle von Kienspan zum Feueranzünden benutzen“
17. *rom-
georg. rom-
(gur. rom-a-čit-i „Wiesenpieper oder Baum-
pieper“)
swan. rom-, rwem-
(rom-el, rwem-āl, rwem-al „Rabe“)

18. *cinc-
 georg. cipc-
 (cinc-lav-s „er gaunert ab, er schröpft“)
 swan. cinc-
 (li-cinc-ör-e „zerreißen, rauben, plündern“)
19. *čad-
 georg. cd-
 (ga-cd-en-a „ausweichen, entrinnen, entgehen, sich entfernen“)
 swan. čed-, čäd-, čd-
 (li-čed „weggehen, abreisen, fliehen“, ot-čäd „er floh“, xočdeni „er flieht“)
20. *čor-
 georg. m-čor-i „Leiche, Aas“
 swan. čwer „Fleisch“
21. *čil-
 georg. čil-
 (čil-a čapi „Doppelfaden“, gur. čil-i „kürzeste Saite des Tschonguri“)
 swan. čil „Schnur“
22. *čal-
 georg. čal-a „schleim- und galleversetzter Magensaft; wäßriger Eiter“
 swan. čal „Lympe, Galle, Schleim“
23. *čkep-
 georg. čkep-a „ordentlich aufstellen“
 mingr. čkap-u-a „in einer Reihe aufstellen“
 swan. škēb-, škēb-
 (li-škēb „daraufstellen“, li-škēb-e „eng daraufstellen, -legen“)
 Das georg. und mingr. Wortgut ist bei Fähnrich, H.: Kartwelischer Wortschatz IV (in: Georgica, Heft 10, Jena-Tbilissi 1987, S. 36) zusammengestellt.
24. *čuk-
 georg. (gur.) čuk-i „Restflüssigkeit bei der Käsezubereitung“
 swan. čikw „Tropfen“
25. *čuč-
 georg. čuč-i „abgesonderter Tropfen“
 georg. (mtiul., pschaw., mochw.) čuč-i „Augenausfluß“
 swan. čičw „Augenausfluß“
26. *čiččkw-
 georg. čiččv-i „trockener Zweig, dünnes Reisig, dünne Gerte“
 swan. čiččkw „Knospe, Wurzel“

Surab Tschumburidse

Die swanische Sprache

Das Swanische ist die Sprache eines kartwelischen Stammes. Zusammen mit dem Georgischen und dem Mingrelisch-Lasischen (Kolchischen oder Sanischen) bildet es die kartwelische (iberische, südkaukasische) Sprachgruppe, die manche Forscher einer sogenannten iberokaukasischen Sprachfamilie zuordnen, während andere sie als selbständige Sprachfamilie betrachten.

Der Prozeß der Herauslösung des Swanischen aus der gemeinkartwelischen Grundsprache soll, wie man vermutet, etwa zu Beginn des zweiten Jahrtausends v. Chr. begonnen haben.

Als Beginn des Zerfalls der georgisch-sanischen Spracheinheit setzt man das 8. Jahrhundert v. Chr. an.¹

Gegenwärtig spricht man swanisch in zwei Kreisen Georgiens: im Kreis Mestia und im Kreis Lentechi. Es handelt sich dabei um den Nordwestteil Georgiens, um den zentralen Gürtel des Gebirgsmassivs des Kaukasus, wo die Flüsse Enguri und Zheniszqali entspringen. Diese Gegend heißt in georgischer Sprache Swaneti („Swanetien“), und ihre Bewohner heißen ~~Swanobi („Swanen“)~~. In swanischer Sprache heißt ~~Swanetien~~ „~~Swanetien~~“.



„Swane“, Plural: wanär; lušnu nin „swanische Sprache“.

Swanetien ist ringsum umgeben von der Hauptkette des Großen Kaukasus, dem Ratscha-Gebirge, dem Letschumi-Mingrelien-Gebirge und dem Abchasischen Gebirge. Mitten hindurch zieht sich das Swanische Gebirge, das Swanetien in zwei Teile trennt: Ober- und Niederswanetien. Oberswanetien liegt im Tal des Enguri (nach heutiger administrativer Gliederung ist dies der Kreis Mestia), Niederswanetien im Tal des Zcheniszqali (Kreis Lentechi). Außerdem leben die Swanen in geringer Zahl im abchasischen Kodori-Tal (sogenanntes Abchasisches Swanetien oder Dali). In jüngster Zeit siedelten Swanen aufgrund von Naturkatastrophen auch in mehrere Kreise West- und Ostgeorgiens um. Die Gesamtzahl der swanisch Sprechenden beziffert sich heute auf etwa 45 000. Von ihnen wohnen ungefähr 350 000 in Swanetien (20 000 im Kreis Mestia und 15 000 im Kreis Lentechi).

In ferner Vergangenheit scheint der Stamm der Swanen viel zahlreicher gewesen zu sein und ein größeres Gebiet bewohnt zu haben, wie das aus einigen historischen Nachrichten und sprachlichen Angaben, vor allem aus toponymischem Material, ersichtlich ist. Swanische Sprachspuren finden sich in geographischen Namen Letschumis mit den Suffixen *-i/-s*² und in Toponymen der Gebirgsregion Mingreliens, Ratscha-Letschumis und Oberimeretiens (*lebarde, mužava, lečumi, cageri, cuxuš-eri, čuxeli, leškedā, lačepiṭa, ḡebi, skodori, ḡacxi* ...). Das bedeutet, daß das Bergland Westgeorgiens einst im wesentlichen von Swanen besiedelt gewesen sein muß.

Der Beschreibung des altgriechischen Historikers Strabon (etwa 64 v. Chr. bis 24 n. Chr.) zufolge waren die Swanen (Σοάνες) der mächtigste unter den im Bergland nahe Dioskurias lebenden Stämme. Sie zeichneten sich durch Tapferkeit und große physische Kraft aus und beherrschten alles ringsum. Sie hatten „Basileis“ und einen aus dreihundert Mann bestehenden Rat. Im Bedarfsfall konnten sie 200 000 Mann als Truppen stellen, denn das ganze Volk

war kriegerisch. Für die Pfeilspitzen verwendeten sie ein Gift, das einen sehr strengen Geruch hatte (Strabon XI, 2, 19).

Diese Nachricht gibt nach Ansicht unserer Historiker einen Hinweis darauf, daß die Swanen in der Gentilordnung lebten, jeder wehrfähige Mann am Krieg teilnahm und kein Unterschied zwischen Volk und Heer bestand.³ Wenn diese Angaben der Wirklichkeit entsprechen, bedeutet das, daß die Zahl der Swanen damals mindestens eine halbe Million betragen hätte.

In der Machtblüte des feudalen Georgiens stellte Swanetien eines der Fürstentümer dar und spielte eine bedeutende Rolle im politischen und kulturellen Leben des einigen Königreichs. Nach dem Zerbrechen des Einheitsstaates (seit dem Ende des 15. Jahrhunderts) gehörte Swanetien zum Königreich Imeretien, sein Leben vollzog sich aber in großer Abgeschlossenheit, und allmählich zerfiel es in mehrere Teile.⁴ Im Westteil Oberswanetiens bildete sich ein kleines Fürstentum, das sogenannte „Dadeschkeliani-Swanetien“ (nach dem Feudalgeschlecht, das hier herrschte). Zu ihm gehörten insgesamt sechs Gemeinden: Betscho, Zchumari, Ezeri, Pari, Lachamula und Tschubechewi. Niederswanetien war dem Fürsten von Mingrelien untertan („Dadiani-Swanetien“). Hierzu zählten drei Gebiete: Lentechi, Tscholuri und Laschcheti. Die Gemeinden Tscholuri und Laschcheti waren zu bestimmten Zeiten im Besitz der Fürsten Gelowani und Gardapchadse. Den Ostteil Oberswanetiens zu unterwerfen und in seiner Hand zu vereinen, gelang aber keinem Feudalherrn. Dies war das sogenannte „Freie Swanetien“, das sieben Gemeinden umfaßte: Ušchguli, Kala, Ipari, Mulachi, Mestia, Lendšeri und Latali.

Die natürliche Grenze des Freien und des Dadeschkeliani-Swanetien war der Bali-Paß (zwischen Latali und Betscho). Oberhalb des Passes liegt das Freie Swanetien, unterhalb das ehemalige Dadeschkeliani-Swanetien. Die oberswanischen Dialekte haben nach dieser Gliederung ihre Namen erhalten: Oberbalisch und Niederbalisch.

Das Swanische ist eine an Dialekten und Mundarten reiche Sprache. Man unterscheidet vier Dialekte: Oberbalisch, Niederbalisch, Laschisch und Lentechisch. Die ersten beiden sind oberswanische, die anderen beiden nieder-swanische Dialekte. Die Dialekte zeichnen sich durch eine ganze Reihe phonetischer, morphologischer, syntaktischer und lexikalischer Besonderheiten aus, doch am schärfsten sind diese Besonderheiten in der Phonetik, in der Vokallänge, dem Umlaut und der Reduktion, ausgeprägt.

Im wesentlichen werden die Dialekte nach diesen phonetischen Eigenheiten gegliedert: „Von den vier swanischen Dialekten besitzen gegenwärtig nur zwei Langvokale: das Oberbalische und das Laschische. Diesbezüglich stehen diese beiden Dialekte den anderen beiden gegenüber, dem Niederbalischen und dem Lentechischen, die die Vokallänge aufgegeben haben. Aber das Laschische unterscheidet sich vom Oberbalischen dadurch, daß es in gewissem Ausmaß den Umlaut kennt, aber nicht die Vokalverengung (ä, ö, ü), die mit den Erscheinungen des Umlauts verknüpft ist. Was das Niederbalische und Lentechische betrifft, die wegen des Fehlens von langen Vokalen vereint sind, so unterscheiden sie sich hinsichtlich zweier Merkmale voneinander: Das Lentechische kennt keine so weitgehende Wortsynkope wie die anderen Dialekte, darunter auch das Niederbalische [...]. Außerdem dulden die anderen Dialekte die stimmhaften Laute g und d nach den stimmlosen s und š (sg, šg, šd), während das Lentechische in solchen Komplexen den letzten Laut stimmlos macht (sk, šk, št).“⁵

Innerhalb der Dialekte ist eine auffällige mundartliche Verschiedenheit zu beobachten, die durch die geographische Umgebung und die Geschichte bedingt ist. Im Oberbalischen unterscheiden sich die Uschguli-Mundart und die Latali-Mundart voneinander, im Niederbalischen die Mundarten von Betscho, Ezeri, Zchumari, Lachamula und Tschubechewi. Die nieder-swanischen Dialekte gliedern sich nicht in Mundarten, doch ist das Tscholourische geson-

dert zu erwähnen, das in den Grundzügen dem Laschischen folgt, aber teilweise unter dem Einfluß des Lentechischen steht. Manche Forscher halten es für erforderlich, das Tscholourische als selbständigen Dialekt abzugrenzen.⁶

Swanetien ist reich an archäologischen Denkmälern und Kunstwerken verschiedener Art, die auch häufig mit Inschriften versehen sind.⁷ Diese Inschriften sind in georgischer Sprache und in georgischer Alphabetschrift ausgeführt, aber in ihnen finden sich manche sprachliche Eigenheiten, die für das Swanische charakteristisch sind, sogenannte Swanismen.⁸ Sprachlich interessant sind auch die swanischen Familiennamen, die Toponyme und andere Erscheinungen, die in historischen Dokumenten und in den Postskripten von Handschriften anzutreffen sind.⁹ Aber all das stellt nur ein äußerst dürftiges Material für die Geschichte der swanischen Sprache dar.

Swanische Lexik ist erst im 18. Jahrhundert durch J. A. Güldenstädt aufgezeichnet worden. Dieser Naturforscher wirkte an der Kaiserlichen Akademie Rußlands und reiste in den Jahren 1768 bis 1775 nach Kaukasien. Neben seiner Reiseschilderung hinterließ er auch Aufzeichnungen des Wortschatzes der georgischen, mingrelischen, swanischen, tscherkessischen und einiger anderer kaukasischer Sprachen. Die Tagebücher und Aufzeichnungen seiner Reise wurden nach dem Tode des Verfassers in den Jahren 1787 bis 1791 unter der Redaktion von Pallas veröffentlicht.¹⁰ Den Teil dieser Arbeit, der Kaukasien betrifft, gab J. Klaproth mit eigenen Anmerkungen erneut heraus.¹¹ Klaproth beschrieb auch seine eigene Reise nach Kaukasien und Georgien in den Jahren 1807/08 und fügte ein wenig lexikalisches Material bei.¹² Sowohl die von Güldenstädt als auch die von Klaproth aufgezeichneten Wörter strotzen von Fehlern. Trotzdem erfüllten sie eine gewisse Rolle beim Studium des Swanischen und haben bis heute etwas an Bedeutung bewahrt.

Der erste grammatische Überblick über die swanische Sprache geht auf G. Rosen¹³ zurück. In seiner Arbeit untersuchte er sowohl die Deklination der Nomina als auch die Konjugation

des Verbs. Gelehrte späterer Zeit (F. Bopp, F. Müller, A. Zagareli) stützten sich vor allem auf diese Arbeit, wiesen aber auch auf ihre Fehler hin.

Eine swanische Grammatik zu schreiben beabsichtigte der namhafte Erforscher kaukasischer Sprachen P. Usjar, aber es gelang ihm nur, eine Kurzgrammatik der swanischen Sprache zu verfassen (1816), die nach dem Tod des Autors als Zusatz zur „Abchasischen Sprache“ veröffentlicht wurde.¹⁴

1890 wurden im Organ des Kaukasischen Lehrbezirks swanische Sprichwörter, Rätsel und Lieder publiziert, die B. Nisharadse aufgezeichnet und ins Russische übersetzt hatte.¹⁵ Den Texten ist eine recht ausführliche Übersicht über die swanische Sprache beigelegt, die M. Sawadski geschrieben hat. Im gleichen Band sind auch A. Grens grammatische Anmerkungen zu den von ihm gesammelten swanischen Texten abgedruckt.¹⁶ Diese Arbeit erreicht nicht das Niveau der Arbeiten seiner Vorgänger.

Swanische Texte und swanisches Wortmaterial wurden auch in anderen Bänden des gleichen Organs der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.¹⁷ Besonders wertvoll ist das Russisch-Swanische Wörterbuch von I. Nisharadse.¹⁸

Von den Werken ausländischer Forscher ist das von Oliver Wardrop zusammengestellte Englisch-Swanische Wörterbuch hervorzuheben, das 1911 im Journal of the Royal Asiatic Society abgedruckt wurde. Es enthält etwa 1500 Lemmata, doch ist die Zahl der Wörter größer, denn bei manchen Stichwörtern sind weitere Wörter verwandter Semantik angeführt.

Einzelfragen der swanischen Grammatik hat R. von Erckert im Zusammenhang mit anderen kaukasischen Sprachen behandelt.¹⁹ Einen Überblick über die Struktur der swanischen Sprache, gestützt auf Arbeiten von M. Sawadski und anderen Vorgängern, gab A. Dirr.²⁰

Eine Kurzgrammatik der swanischen Sprache, die georgisch abgefaßt ist, brachte B. Nisharadse unter dem Pseudonym Tawisupali Swani („Ein freier Swane“) heraus.²¹ Er fügte auch kurze Texte hinzu (Rätsel, bildhafte Ausdrücke, Sprichwörter).

Einen starken Anstoß zur wissenschaftlichen Erforschung des Swanischen gab N. Marr, der sich seit 1911 mit der Untersuchung des Swanischen befaßte und nacheinander mehrere bedeutende Arbeiten veröffentlichte.²² N. Marr gliederte erstmals die swanischen Dialekte, ermittelte einzelne Lautentsprechungen und beschäftigte sich mit Fragen der morphologischen Struktur. Er verfaßte auch ein umfangreiches Swanisch-Russisches Wörterbuch, das unveröffentlicht blieb. Es wurde lediglich ein einziger Abschnitt publiziert²³, aus dem ersichtlich ist, daß das Wörterbuch praktisch schwierig handhabbar gewesen wäre. Unter der Redaktion und wissenschaftlichen Leitung von N. Marr wurden auch swanische (laschische) Texte herausgegeben, die Arsena Oniani aufgezeichnet hatte²⁴, sowie dessen Botanisches Wörterbuch.²⁵ Diese Texte sind in georgischer Schrift abgefaßt, verwenden entsprechende Zusatzzeichen und sind hinsichtlich ihrer Exaktheit absolut vertrauenswürdig.

Der Beginn einer neuen Etappe beim Studium des Swanischen wie auch anderer kartwelischer und kaukasischer Sprachen ist mit der Gründung der Universität Tbilissi und der Entstehung eines starken kartwelologischen Zentrums an dieser Universität verbunden. Die sprachwissenschaftliche Forschung in diesem Zentrum leiteten Giorgi Achwlediani und Akaki Schanidse, denen bald ihre Schüler Arnold Tschikobawa und Warlam Topuria zur Seite traten. Von diesen hat sich bei der Erforschung der swanischen Sprache Warlam Topuria besondere Verdienste erworben.

A. Schanidse ermittelte zwei bedeutende phonetische Gesetzmäßigkeiten der swanischen Sprache, die Reduktion und den Umlaut, und im Zusammenhang mit diesen Erscheinungen untersuchte er eine Reihe von Fragen der Morphologie und Lexik. Von W. Topurias zahlreichen Arbeiten ist besonders seine kapitale Monographie über das swanische Verb (1931) hervorzuheben, wo die komplizierte morphologische Struktur des Verbs vollständig abgehandelt wird. A. Schanidse und W. Topuria haben auch einen großen Beitrag zur Edition swanischer Texte geleistet.²⁶

Fragen der Struktur und Geschichte der swanischen Sprache widmeten sich in den letzten 50 Jahren auch mehrere andere Wissenschaftler, unter ihnen K. Dondua, S. Dshanaschia, S. Shghenti, G. Rogawa, T. Scharadsenidse, K. Lomtadse, M. Kaldani, A. Martirosowi, G. Matschawariani, T. Gamqrelidse, S. Tschumburidse, G. Klimow, A. Oniani, G. Katscharawa, N. Abesadse, E. Osidse, I. Tschapladse, K. Gagua und andere sowie aus dem Ausland G.

Deeters, H. Vogt, R. Lafon, K. H. Schmidt, V. Polák, H. Fähnrich und andere.

Von den in letzter Zeit veröffentlichten Arbeiten verdienen Warlam Topurias umfangreiche Übersicht über die swanische Sprache²⁷, Tschato Gudshedshianis und Mykolas L. Palmaitis' Grammatik der swanischen Sprache²⁸ und das von letzteren zusammengestellte Swanisch-Englische Wörterbuch²⁹ besondere Erwähnung.

ANMERKUNGEN

- ¹ G. A. Klimov, *Etimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov*, 1954, S. 34-40; *Sakartvelos isqoriis narķvevebi*, I, 1970, S. 338-343; vgl. T. Gamqrelidze, G. Mačavariani, *sonangta sisgema da ablaugi kartvelur enebši*, 1955, S. 17.
- ² M. Kaldani, *lečxumis geograpiul saxelta -iš/-s supiksis sakitxisatvis* (in: *kartvelur enata sgrukguris sakitxebi*, III, 1963, S. 67-79).
- ³ *Sakartvelos isqoriis narķvevebi*, I, 1970, S. 481; T. Q auxčšvili, *sakartvelos isqoriis žveli beržnuli cğaroebi*, 1976, S. 139.
- ⁴ G. Gasviani, *dasavlet sakartvelos mtianetis isqoridan*, 1973.
- ⁵ *Svanuri prozauli qeksqebi*, I, balszemouri kulo, qeksqebi šekribes a. šanižem da v. topuriam, 1939, činasiqqvaoba XIV gv.
- ⁶ A. Oniani, *svanuri voķalizmis zogi sakitxi* (in: *iberiul-ķavķasiuri enatmecniereba*, XXV, 1986, S. 204).
- ⁷ E. Taqaišvili, *arkeologiuri ekspedicia lečxum-svanetši 1910 çels*, 1937.
- ⁸ S. Zengqi, *poneqikuri šenišvnebi svanetis kartul çarçerebbe* (in: *tibilis universiqeqis šromebi*, XXX-XXXI, B, 1947, S. 423-436).
- ⁹ P. Ingoroqva, *svanetis saišqorio žeglebi*, II, qeksqebi, 1941, *svanetis çerilobiti žeglebi*, qeksqebi gamosacemad moamzada, *gamokvlebebi da samecniero-sacnobaro aparagi daurto valeri silogavam*, I, 1986; II, 1988.
- ¹⁰ J. A. Gölldenstädt, *Reise durch Russland und im Caucasischen Gebürge*, II, *Georgische Mundarten: Kartuelisch, Mingrelisch, Suanisch*, St. Petersburg 1791.
- ¹¹ *Reisen nach Georgien und Imerethi*, Berlin 1815; *Beschreibung der kaukasischen Länder*, Berlin 1834.
- ¹² J. Klaproth, *Anhang zur Reise im Kaukasus und nach Georgien, unternommen in den Jahren 1807 und 1808*, Bd. II, Halle und Berlin 1814.
- ¹³ G. Rosen, *Ossetische Sprachlehre nebst einer Abhandlung über das Mingrelische, Suanische und Abchasische*, Berlin 1846.
- ¹⁴ P. Uslar, *Abchazskij jazyk*, *Priloženie: Kratkaja grammatika svanetskogo jazyka*, Tiflis 1887.
- ¹⁵ *Svanetskie poslovice, zagadki i pesni, zapisal i perevel na ruskom jazyke V. S. Nižaradze* (in: *Sbornik materialov po opisaniju mestnostej i plemen Kavkaza* [SMOMPK], vyp. X, 1890, razd. II, S. 1-8).
- ¹⁶ A. Gren, *Grammatičeskie zametki k tekstam, sobrannym A. Grenom* (in: SMOMPK, X, S. 144-180).
- ¹⁷ SMOMPK, vyp. XVIII, 1894; vyp. XXXI, 1902.
- ¹⁸ I. I. Nižaradze, *Russko-svanskij slovar'* (in: SMOMPK, vyp. 41, 1910).
- ¹⁹ R. von Erckert, *Die Sprachen des kaukasischen Stammes*, Wien 1895.
- ²⁰ A. Dirr, *Einführung in das Studium der kaukasischen Sprachen*, Leipzig 1928.
- ²¹ Tavisupali Svani, *mokle ganxilva svanuri grammaqikisa* (in: *žveli sakartvelo*, II, 1911-1913, S. 85-98).

- ²² Gde sochranilos' svanskoe sklonenie (in: Izvestija Rossijskoj Akademii Nauk (IAN), Nr. 17, 1911; Jafetičeskoe proischoždenie abchazskich terminov rodstva (in: IAN, 1912); Iz poezdok v Svaniju (in: Christianskij Vostok, t. II, vyp. I, 1913); Opredelenie jazyka vtoroj kategorii achemenidskich klinobraznych nadpisej (in: Zapiski Vostočnogo otdelenija Russkogo Archeologičeskogo Obščestva, XXII, 1914); Nepočatyj istočnik istorii Kavkazskogo mira (in: IAN, 1917); Jafetičeskie nazvanija derev'ev i rastenij (in: IAN, 1915); K date emigracii mosochov iz Armenii v Svaniju (in: IAN, 1915).
- ²³ N. Ja. Marr, Izvlečenija iz svansko-russkogo slovarja, Petrograd 1922.
- ²⁴ Arsena Wonjān, lušnu ambwar lylāšxu šumi ninšw (Svanske teksty na laščskom narečii, Petrograd 1917).
- ²⁵ Arsena Wonjān, megbareši balxare žaxēle xorāw (Sbornik svanskich nazvanij derev'ev i rastenij, Petrograd 1917).
- ²⁶ Svanuri poezia, I, simjerebi šekribes da kartulad targmnes a. šanižem, v. topuriam, m. gužejianma, 1939; Svanuri prozauli geksqebi, I, balszemouri kilo, geksqebi šekribes a. šanižem da v. topuriam, 1939; II, balskvemouri kilo, geksqebi šekribes a. davitianma, v. topuriam da m. kaldanma, 1957; III, le-nqexuri kilo, geksqebi šekribes da redakcia gauketes v. topuriam da m. kaldanma, 1957; IV, lašxuri kilo, geksqebi šekribes a. onianma, m. kaldanma da a. onianma, redakcia gauketes m. kaldanma da a. onianma, 1979; Svanuri enis kresqomatia, geksqebi šekribes a. šanižem, m. kaldanma da z. čumburižem, 1979; A. Davitiani, svanuri andazebi, a. šanižisa da m. kaldanis redakciit, 1973.
- ²⁷ V. T. Topuria, Svanskij jazyk (in: Čžegodnik iberijsko-kavkazskogo jazykoznanija, XII, 1985, S. 100-148).
- ²⁸ Chato Gudjedjani, Mykolas L. Palmaitis, Upper Svan: Grammar and Texts, Kalbotura, XXXVII, 4, 1986.
- ²⁹ Svan-English Dictionary, Compiled by Chato Gudjedjani and Letas Palmaitis, Edited, with a Preface and Index by George Hewitt, New York 1985.

Konstantine Zereteli

Zur Wiedergabe des semitischen Lautes q im Georgischen

1. Die Beziehungen der semitischen Sprachen zum Georgischen haben eine lange Geschichte. Sie sind die Folge der politischen und kulturellen Beziehungen, die die Georgier zu den einzelnen semitischen Völkern (Aramäern, Juden, Arabern) unterhielten. Wie Schrift- und materielle Denkmäler bezeugen, nehmen die semitisch-georgischen Beziehungen bereits v. Chr., auf jeden Fall aber gleich zu Beginn unserer Zeitrechnung ihren Anfang (vgl. die Geschichte des aramäischen Schrifttums in Georgien¹). In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung sind auf dem Territorium Georgiens (in Ostgeorgien) jüdische Siedlungen zu finden.² In der christlichen Periode unterhielt Georgien enge

Kontakte zu den syrischen kirchlichen und klösterlichen Zentren. Die gebildeten Georgier beherrschten neben Griechisch auch Syrisch, es entwickelten sich syrisch-georgische Literaturbeziehungen.³ Im 8. bis 10. Jh. brachte die historische Situation Georgier und Araber zusammen. Diese Begegnungen vollzogen sich einerseits außerhalb Georgiens (mit den christlichen Arabern) in den Klöstern Syriens und Palästinas – infolgedessen entwickelten sich intensive georgisch-arabische Literaturbeziehungen (neben den georgisch-griechischen und georgisch-syrischen Beziehungen) –, andererseits war es die Invasion der Araber in Georgien und ihre dortige Ansiedlung (Gründung des Emirats

Tbilisi). Und schließlich kam es im Verlauf der letzten beiden Jahrhunderte (vom letzten Viertel des 18. Jhs bis zum ersten Viertel des 20. Jhs) zur kompakten Ansiedlung von Aramäern (den sogenannten Assyriern) in Georgien (die Dörfer Kanda und Wasiljewka in den Kreisen von Mzcheta und Gardabani u. a.).⁴

2. Belege für diese Beziehungen sind lexikalische Entlehnungen und fremdsprachige Transkriptionen, die vor allem bei der Entlehnung und Wiedergabe von Eigennamen auftreten. Ihre Erforschung ist nicht nur für die Zusammenstellung eines etymologischen Wörterbuchs der georgischen Sprache, sondern auch für die Charakterisierung der Struktur, vor allem der phonologischen Struktur, sowohl der georgischen als auch jeder beliebigen semitischen Sprache von Bedeutung.

Zu diesem Zweck wird die Wiedergabe eines jeden einzelnen Lautes, einer Lautreihe bzw. ganzer Lautsysteme in einer anderen Sprache erforscht. Unser Anliegen ist es, ein Bild von der Wiedergabe des semitischen uvularen stimmlosen Explosivlautes anhand arabischen, hebräischen und aramäischen (resp. syrischen) Materials im Georgischen zu vermitteln.

3. Wie erwähnt, stand das Georgische in Beziehung zu drei semitischen Sprachen: der arabischen, aramäischen und hebräischen mit ihren Schriftdenkmälern und der gesprochenen Sprache, d. h. ihren verschiedenen Dialekten. Diese Kontakte umfassen, wie gesagt, mindestens zwanzig Jahrhunderte (freilich nicht alle semitischen Sprachen und Dialekte und nicht immer mit gleicher Intensität), wobei eine Entlehnung von Wörtern semitischer Herkunft über die Vermittlung anderer Sprachen zu berücksichtigen wäre.

4. Das uvulare q ist im Semitischen ein stimmloser abruptiver Explosivlaut, nach der Charakteristik einiger Wissenschaftler jedoch ein stimmloser emphatischer Explosivlaut, und ähnelt somit den anderen emphatischen Lauten des Semitischen wie ṣ, ṭ, ḍ, ẓ.⁵ (die beiden letzteren kommen nur im Arabischen vor). Hinsichtlich der Artikulationsart steht q vereinzelt da, wenn man die stimmhafte Variante des q nicht be-

rücksichtigt, deren Existenz von einigen Semitologen vermutet wird.⁶ In enger Nachbarschaft steht das q zu den prävelaren Explosiva g und k und den postvelaren Spiranten ġ und ħ. Noch näher stehen bei q hinsichtlich der Artikulationsstelle die Pharyngale ʕ und h, die im Nordsemitischen anstelle des südsemitischen g und ġ auftreten (diese Frage bedarf einer gesonderten Untersuchung, wir begnügen uns hier mit dem Gesagten).

5.1. Wie wird das semitische q im Georgischen wiedergegeben? Zu diesem Aspekt bieten Wörter arabischer Herkunft, die ins Georgische nicht nur unmittelbar aus dem Arabischen, sondern öfter noch aus dem Persischen und Türkischen Eingang fanden, ziemlich umfangreiches Material. Ihr Eindringen ins Georgische auch über armenische Vermittlung ist nicht auszuschließen.⁷ Die Durchsicht entsprechenden arabischen Materials bestätigt für den arabischen Konsonanten q mehrere Laute im georgischen Wortschatz. So ist in diesem Zusammenhang nicht nur der Entlehnungsweg (ob schriftlich oder mündlich) von Bedeutung, sondern auch die Position des Lautes (dies freilich im Falle der mündlichen Entlehnung); d.h., der dem arabischen q entsprechende Laut im Georgischen hängt davon ab, was er wiedergibt: einen arabischen Buchstaben oder einen Laut in dieser oder jener Position. Im letzteren Fall können „unterwegs“ die phonetischen Gesetze einer Mittlersprache wirken.

5.1.1. Arab. q > georg. ḳ: Das arabische q ist im Georgischen ziemlich oft als stimmlos abruptiver prävelarer Konsonant ḳ belegt, wobei sein Gebrauch im Wort nicht durch die Position determiniert wird: (a) im Anlaut des Wortes: arab. qurʾān > georg. ḳurani, ḳorani „Koran“, arab. qabā > georg. ḳaba (pers. id.) „Kleid“, arab. qalʿat > georg. ḳala „Zinn“, arab. qaṣīdat „Gedicht, Poem“ > georg. ḳasida (pers. id.); (b) im Inlaut des Wortes: arab. niqris (pers. id.) > georg. neḳresis kari „Gicht“, arab. ruḳaʿ (Plur., Sing.: ruḳʿat) > georg. ruḳaʿ „Landkarte“, arab. ṣaḳīqat > georg. ṣaḳīḳi „Migräne“ (G. Z. 111) (neben ṣaḳiq); (c) im Auslaut des Wortes: arab. maḡaniq > georg. maḡaniḳi (G. Z. 68) „Wurf-

maschine, Katapult“; arab. *ṭalq* „offen, frei“ > georg. *ṭaliḳi* (*ṭaliḳi biḱi*) „stattlich, wohlgeraten“; arab. *ḥandaq* georg. *xandaḱi* „Graben, Schützengraben“ (G. Z. 68); arab. *ʿablaq* „bunt (Pferd)“ > georg. *ablaḱi* (G. Z. 30); arab. *ʿašiq* > georg. *ašiqi* (G. Z. 150) (sowie *ašiqi* und *aršiqi* „Liebhaber, Verliebter“); arab. *šandūq* > georg. *zandūḱi* (vgl. armen. *sndukʿ*)⁹ „Truhe“.

5.1.2. Arab. *q* > georg. *q* Besonders häufig wird das arabische *q* als Konsonant *q* im Georgischen wiedergegeben. Dieser Laut kommt in allen Positionen des Wortes vor. So z.B.: (a) im Anlaut des Wortes: arab. *qafas* > georg. *qapazi* (vgl. pers. *qafas*) „Regal, Käfig“; arab. *qālib* > georg. *qalibi* (pers. id., türk. *kālip*) „Form“; arab. *qiblat* > georg. *qibla* (pers. id., türk. *kiblê*) „Gebetsnische“; arab. *qadr* > georg. *qadri* (pers. id., türk. *kadir*) „Wert“; arab. *qurʿān* > georg. *qurani* „Koran“ (pers. id., türk. *kuran*) neben *ḱurani*, obwohl das letztere viel seltener vorzufinden ist; arab. *qismat* > georg. *qismati* (pers. id., türk. *kismet*) „Glück, Schicksal“; arab. *qassab* (pers. id., türk. *kasap*) > georg. *qasabi* „Fleischer“; arab. *qalcat* (pers. id., türk. *kale*) > georg. *qala* neben *ḱala* „Festung“; arab. *qamar* „Mond“ (pers. id., türk. *kamer*) > georg. *qamar* „Eigenname“ u. a.; (b) im Inlaut des Wortes: arab. *ḥalqat* „Kreis, Ring“ (pers. id., türk. *halka*) > georg. *alqa* „Ring, Kreis, Umzingelung, Blockade“; arab. *naqš* (pers. id., türk. *nakış*) > georg. *naqši* „bunte Linien, bunte Figuren“ u. a.; (c) im Auslaut des Wortes: arab. *šadaq* „Eigenname“ > georg. *sadaq*; arab. *maṛiq* (pers. id., türk. *maşrik*) > georg. *mašriqi* „Osten“; arab. *caraq* (pers. id.) > georg. *araqi* „Schnaps“; arab. *waraq* „Blatt Papier, Blatt eines Baumes“ (G. Z. 282) (pers. id., türk. *warak*) > georg. *varaqi* „dünnschichtiger Metallüberzug, Blattgold“; arab. *ʿašiq* > georg. *ašiqi* „Liebhaber“ (G. Z. 150) (vgl. pers. id., türk. *âşik*); arab. *ʿirāq* > georg. *eraqi* „Irak“ (G. Z. 147) (pers. id., türk. *Irak*) u. a.¹⁰

5.1.3. Arab. *q* > georg. *x*: (a) im Anlaut des Wortes kommt es nicht vor; (b) im Inlaut des Wortes: arab. *miṭqal* (türk. *miskal*) > georg. *miṣxali* „alte, kleine Gewichtseinheit“ (G. Z. 36) (vgl. armen. *mšal*); arab. *fuḳarāʾ* (Plur. < *faḳīr*) „arm“ (türk. *fukara*) > georg. *puxara* „arm, Ha-

benichts“ (G. Z. 186); arab. *bunduqīyat* (< ital.) „Gewehr“ > georg. *pintixi* „große Kugel“ (G. Z. 31) u. a.; (c) im Auslaut des Wortes: arab. *ʿiṣq* „starke Liebe“ (pers. id.) > georg. *ešxi* „Liebreiz, Charme“ (G. Z. 150); arab. *ḥalq* „Schöpfung, Volk“ (türk. *halk*) > georg. *xalxi* „Volk“ (G. Z. 67); arab. *ṭabaq* (türk. *tabak*) > georg. *tabaxi* „großer Teller, Blatt Papier“ (wie im Türkischen) u. a.¹¹

5.1.4. Es ist zu beachten, daß in fast allen Fällen, in denen für das arabische *q* im Georgischen *q* steht, im Persischen die gleiche Entlehnung belegt ist (zudem in allen Positionen), wie es die oben angeführten Beispiele zeigen. Der persische Laut *q* ist ähnlich dem arabischen als uvularer Konsonant bekannt.¹² Deshalb haben wir es in beiden Fällen (ob das Wort unmittelbar aus dem Arabischen kommt oder über persische Vermittlung) mit der Wiedergabe des uvularen Konsonanten zu tun (vgl. für das persische *q* den Buchstaben *q* in den mit georgischer Schrift geschriebenen persischen Texten: *muqaddas*, *qaabil*, *zanaadiqa*¹³). Im Türkischen, das eine Vielzahl von aus dem Arabischen stammenden Wörtern aufweist, darunter solche, die mit georgischen Entlehnungen identisch sind, ist die Lage etwas anders. Das Türkische besitzt keinen uvularen Konsonanten und transformiert das arabische uvulare *q* zum velaren *k*, das im Türkischen zwei positionelle Varianten besitzt: ein stimmlos aspiriertes *k* (georg. *k*), das auf eine bestimmte Weise palatalisiert ist, und ein stimmlos scharfes (nicht aspiriertes) *k* (georg. *ḱ*). Das erste kommt bei den Vokalen der vorderen Reihe (bei den palatalen und den palatalisierten Vokalen), das zweite bei den Vokalen der hinteren Reihe (bei den velaren und den velarisierten Vokalen) vor. In den meisten Fällen weist das Wort, das das arabische *q* enthält, velarisierte Vokale auf, aber auch die Nachbarschaft palatalisierter Vokale ist nicht auszuschließen. Auch der Konsonant *h*, der gewöhnlich drei arabische Konsonanten wiedergibt – *ḥ* (ž), *ḥ* (ž) und *h* (o) – und als aspirierter laryngaler Reibelaut artikuliert wird, (wie georg. *h*), kommt nicht für das arabische *q* vor. Deshalb steht für das arabische *ḥalq*

„Volk“ im Türkischen *halk*, und genauso klingt das andere arabische Wort, das *h* enthält: *ḥalq* „Ring“, türk. *halk*. Insöfern könnte ein aus dem Arabischen entlehntes Wort, in dem das arabische *q* im Georgischen mit den Lauten *q* und *x* wiedergegeben wird, nicht über türkische Vermittlung eingedrungen sein. Die Betrachtung der arabischen stimmlosen velaren *q* im Armenischen von der gleichen Position zeigt, daß man hier zwei Fälle zu unterscheiden hat: *q > k* und *q > h*. In dem einen Fall ist es ein stimmlos abruptiver velarer Konsonant (georg. *ḳ*), in dem anderen Fall ein stimmlos velarer Spirant (georg. *x*), wobei der erstere häufiger vorkommt und meist im Anlaut des Wortes auftritt, der letztere (*q > h*) dagegen im In- und Auslaut. So z.B.: arab. *qamīš* > armen. *k'amas* „Kleidung“¹⁴; arab. *bāqila* „Erbsen“ > armen. *bak'lay* (Hübschm. 163); arab. *zibaq* > armen. *zip'ak* „Quecksilber“ (ebenda, 267); aber arab. *ḥarbaq* > armen. *ḥarbah* „Nieswurz“ (ebenda, 268). In dieser Hinsicht ist die Entlehnung ein und desselben Wortes ins Armenische und Georgische von Interesse, wenn sich die Wiedergabe der Wörter voneinander unterscheidet, z.B.: arab. „Seide“ > armen. *k'az* und georg. *qači*. In einem solchen Fall ist die Entlehnung des arabischen Wortes über armenische Vermittlung auszuschließen.

Demnach wird das arabische stimmlose uvulare *q* im Georgischen mit drei Lauten wiedergegeben: mit dem stimmlosen uvularen Explosivlaut *q*, dem velaren abruptiven *ḳ* und dem stimmlosen velaren Spiranten *x*. Der erste kommt besonders häufig vor, wobei sein Gebrauch positionell uneingeschränkt ist. Mit relativ geringerer Häufigkeit ist *ḳ* belegt, das auch in jeder Position anzutreffen ist. Was die Wiedergabe des arabischen *q* mit *x* anbelangt, so tritt sie in den meisten Fällen im Auslaut des Wortes auf, im Anlaut ist ein solcher Fall nicht zu beobachten.¹⁵ Bemerkenswert ist der parallele Gebrauch von *q* und *ḳ* in einigen arabischen Lehnwörtern. Diese Austauschbarkeit ist bereits bei Sulchan-Saba Orbeliani belegt: *ašiki* und *ašiqi*¹⁶ < arab. *ʿašiq*. Bei Orbeliani sind auch Wörter vorzufinden, die für das arabische

q nur *ḳ* aufweisen, z.B.: *barak* „Glanz“ (Saba 57) < arab. *barraq* „glänzend“, *amlak* „buntes Pferd“ (Saba 519) < arab. *ʿamlak*; *tiaraka* „Schild“ (Saba 148) < arab. *daraq* „Leder-schild“, *ḳinot* „Erwerb mit Gewinn“ (Saba 303) < arab. *qinwat*. In einem solchen Fall (arab. *q > georg. ḳ*) muß das arabische Wort vor allem über das Türkische (oder Armenische) oder auf schriftlichem Weg eingeflossen sein. Diese Ansicht wird durch die aus dem Arabischen übernommene medizinische Terminologie erhärtet, was in dem bekannten *ḳigni saakimoi*¹⁷ „Das Buch der Medizin“ belegt ist. Hier wird das arab. *q* fast überall mit dem Konsonanten *q* wiedergegeben: *bahaqi* (*ḳigni saakimoi* 8, 28; 48, 20; 52, 27) „Lepra“ < arab. *bahaq*; *digi* „Schwindsucht“ (ebenda 9, 12; 31, 5) < arab. *dīqq*; *zala qalmida* „Magenkrankheit“ (ebenda 176, 5) < arab. *zalāqatu-l miʿdat* (aus dem Beispiel ist zu ersehen, daß das Wort auf mündlichem Wege in die Sprache eingedrungen ist, denn es wurde als *zalāqā-l miʿdā* ausgesprochen; das Suffix *-at* zur Kennzeichnung des Femininums wird als *ā* gesprochen, es wird im Georgischen auch das *ʿAin* nicht ausgesprochen, daher: *zalaqa-l-mida*); *iaragani* „Gelbsucht“ (ebenda 7, 2; 39, 30) < arab. *yaraqān*; *petqi* „Leistenbruch“ (ebenda 7, 33; 206, 33) < arab. *fatq* u. a.¹⁸ Mancher hier angeführte Terminus weist ein *q* auf, wo heute ein *ḳ* gebraucht wird: *šaqiqaj* (ebenda 4, 7; 30, 3; 48, 1) und *aḳiki* < arab. *šaqīqat* „Migräne“, *qolinḳi* (ebenda 14, 17; 33, 37 u. a.) und *ḳolinḳi* < arab. *qūlanḡ* „Kolitis“. Mit einem ähnlichen Bild haben wir es bisweilen zu tun, wenn wir die im „*ḳigni saakimoi*“ angeführten Termini mit denen aus anderen georgischen Quellen medizinischen Inhalts vergleichen. So z.B. die oben erwähnten *bahaqi* und *baaḳi*, *baqi* und *bahḳi*, *laqvaj* (*laqvi*) (*ḳigni saakimoi* 19, 14; 30, 3; 34, 25) und *laḳua*, *laqua* „Lähmung des Gesichtsnervs“.¹⁹

5.1.5. Von Interesse wäre für uns die Wiedergabe des georgischen *q* und *ḳ* im Arabischen, d.h. der Laute, die ihrerseits vorwiegend das arabische *q* wiedergeben. Anhand der verhältnismäßig wenigen Beispiele, über die wir verfügen, ergibt sich, daß das georgische *q* im Arabischen

nur mit qaf (ق) wiedergegeben wird: qvareli „Dorf im Osten Georgiens“ > quwarilu (G. Z. 204); qabardoelebi > qābārī (G. Z. 189) „Kabarden“, während das georgische *q* vorwiegend mit dem arabischen kaf (ك) wiedergegeben wird, seltener mit qaf: *qlarḡeti* > arab. *qalarḡit* (G. Z. 202) „Region im Südwesten Georgiens“, aber *ḡaxeti* > *kāhātu* (G. Z. 207) „Region im Osten Georgiens“, *ḡaspia* > arab. *kāsābī*²⁰ (G. Z. 207) „Kaspisches Meer“, *ḡaraṭa* > arab. *karāṭa* (G. Z. 212) „Name eines Dorfes“. In den arabischen Texten ist auch die Wiedergabe des georgischen *q* mit dem arabischen ḥ (ح) belegt: neben *kāhātu* begegnet *ḥaḡītu* „Kachetien“ (G. Z. 60), *ḡuxeti* > arab. *ḥūḡit* „Kuchetien“ (G. Z. 68), *xerḡi* „Ortsname“ > arab. *ḥarḡ* (G. Z. 62). Folglich wird mit dem arabischen qaf das georgische *q* wiedergegeben, der Laut *q* jedoch kann im Arabischen mit drei verschiedenen Buchstaben wiedergegeben werden: q (ق), k (ك) und ḥ (ح).

5.2.1. Die Beziehungen zwischen dem Altaramäischen und dem Georgischen haben eine lange Geschichte.²⁰ Daher war zu erwarten, daß sie in den in Georgien anzutreffenden aramäischen Inschriften ihren Niederschlag gefunden haben. Davon sind in erster Linie die aramäischen Inschriften von Armasi an einer Stele zu erwähnen, die in das 1. bis 2. Jh. v. Chr. datiert werden (G. Z.) und die die damalige georgische Wirklichkeit widerspiegeln. Leider kommen hierbei der uns interessierende Laut und seine Entsprechungen im Georgischen nicht zum Ausdruck: In der aramäischen Wiedergabe der in den Inschriften enthaltenen Eigennamen ist der Laut *q* nicht belegt. Er kommt auch in den anderen bis heute bekannten aramäischen Inschriften nicht vor.

5.2.2. Zu den aramäisch-georgischen Sprachbeziehungen bietet das Syrische bestimmtes Material. Hier ließen sich sowohl das syrisch wiedergegebene Material des Georgischen (hauptsächlich Eigennamen) als auch syrische Wörter im Georgischen, deren Zahl im Vergleich zu den arabischen bei weitem geringer ist, untersuchen.

5.2.2.1. Syr. *q* > georg. *q*. Hier könnten wir anführen: syr. *qūqā* „aus Ton gefertigtes Gefäß für Wein“ > georg. *ḡoḡa*; syr. *ṣūqā* „Platz, Basar“ > georg. *uḡa* „enge Straße, Dorfstraße

zwischen Zäunen“ (vgl. G. Z. 103), armen. *ṣuk'ay* „Basar“ (Hübschm. 314); georg. *aḡan* (Saba 11: „Enge, Bedrängnis“) < syr. *ʿāqān* „Not, Elend, Bedrängnis“ (in der Pluralform < Singular *ʿāqā*). Vielleicht könnte man hier das von S.-S. Orbeliani angeführte Wort *bedeqi* (Saba 61: „Erneuerung“) nennen < syr. *b^aḡāqā* „Erneuerung, Reparatur“. (Dieses Wort betrachtet Schanidse als hebräisch.²¹ Tatsächlich gibt es im Hebräischen das Wort *bedeq*, und es kommt auch an der Stelle vor, auf die bei Saba Orbeliani verwiesen wird. Es bedeutet jedoch überall, wie Schanidse zu Recht bemerkt²², etwas „Veraltetes“ und kann auf ein Gebäude Bezug nehmen. In der russischen Bibel steht *povreždennyj* „beschädigt“ und nicht „Stockwerk“ oder „Erneuerung, Reparatur“. Diese Bedeutung hat das Wort *ḡāzaq* mit *bedeq* zusammen: „Verbesserung“.²⁴ Was „Erneuerung, Reparatur“ anbelangt, so hat diese Bedeutung, wie bereits gesagt, das Wort *b^aḡāq* im Syrischen.²⁵) Das *q* ist auch im Neuen Testament in dem syrischen Wort *ṣbaqtānī* „du hast mich verlassen“ (Mark. 15, 34) (*eloi, eloi, lama sabaktani?*, Evangelientexte von Urnisi und Palästina²⁶) enthalten, obwohl das gleiche Wort in den anderen Redaktionen (Evangelientexte von Etschmiadsin, Wani und Gelati) ein *k* aufweist: *sabaktani*.²⁷ Dieses Beispiel führten wir an, um zu zeigen, wie ein syrisches Wort im georgischen Text erscheint, obschon hier von der Wiedergabe des syrischen *q* im Georgischen nicht die Rede sein kann, da es mit Sicherheit aus dem Griechischen übernommen wurde, das über keine anderen Möglichkeiten verfügt, als es mit *k* wiederzugeben. Es muß eine ziemlich große Zahl von aus dem Syrischen übersetzten Texten gegeben haben. Darauf deutet die Geschichte des georgischen Christentums und seiner Literatur hin. Allerdings ist hierzu noch wenig Material aufgedeckt worden. Außerdem sind die in der christlichen Literatur enthaltenen Eigennamen vorwiegend nichtsemitischer (griechischer) Herkunft und daher für unser Anliegen nicht geeignet. So ist auch „Das Leben Peters des Iberers“ syrisch verfaßt und dann ins Georgische übersetzt worden (Übersetzung von Makar Meskhi).

5.2.3.1. Von besonderem Interesse ist unseres Erachtens die Wiedergabe des aramäischen (syrischen) q-Läutes im Georgischen heute. Bekanntlich lebt eine gewisse Zahl von Aramäern, von sogenannten Assyriern, auf dem Territorium Georgiens. In dieser Hinsicht ist die georgische Transkription des aramäischen q zu beachten, die bei der Wiedergabe eines aramäischen muttersprachlichen Textes mit georgischen Buchstaben angewendet wird, da heute in Georgien nur noch wenige die syrische Schrift beherrschen, wohl aber die georgische, die viele unter ihnen schreiben und lesen können. Was die aramäische gesprochene Sprache anbelangt, so ist sie größtenteils erhalten geblieben.²⁸ Deshalb wird von den Aramäern für die Muttersprache die georgische Schrift verwendet. So werden heute Briefe ebenso wie assyrische Märchen, Lieder und Gedichte in georgischer Schrift geschrieben. Wir führen Beispiele aus Aufzeichnungen von Bewohnern des Dorfes Karda (Kreis Mzcheta) an²⁹: quqa (= qūqā) „Krug“, qirqipta (= qirqipta) „Schädel“, qatu (= qāta) „ihm“ (ivili qatu „er gab ihm“), qimli (= qimli) „er stand auf“, riqli (= riqli) „er lief davon“, štiqa (= štiqa) „still geworden“, siqli (= siqli) „er stieg hinauf“, smūqa (= smuqa) „rot“ u. a. Also wird in all diesen Fällen das moderne aramäische q mit dem georgischen q wiedergegeben (vgl. den analogen Befund bei der Wiedergabe eines persischen Textes mit georgischen Buchstaben, wo als Entsprechung des persischen q in der georgischen Transkription q vorliegt).

5.2.3.2. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, daß dem modernen Assyrischen der velare Abruptiv k', der im Altaramäischen (bzw. Semitischen) nicht belegt ist, nicht fremd ist. Die Assyrier artikulieren k' sowohl in fremden, entlehnten Wörtern (k'ara „taub“, k'ič'i „Mädchen“, k'urt'ila „Welpen“ < Kurdisch) als auch im eigenen Wortschatz (sk'inta „Messer“ < skinta, p'ik'ha < pikha „Blume“ u. a.). Besonders häufig erscheint der Laut k' in den aus den Georgischen (bzw. durch georgische Vermittlung aus dem Russischen) stammenden Wörtern: k'ino „Kino“, k'ilo „Kilo“, mēšok' „Sack“ (russ. mēšok), k'olhoz „Landwirtschaft-

liche Produktionsgenossenschaft“ (russ. kolchoz) sowie in Eigennamen: k'ōi'e, Nīk'o (Kote, Niko) u. ä. (obwohl der aramäische Eigenname „Rebekka“ als rebqa bzw. rabqa artikuliert wird, wird er georgisch rebqa und nicht rebka geschrieben!). Diese Tatsache zeugt davon, daß die in Georgien lebenden Assyrier bei der Artikulation sehr wohl zwischen q und k' differenzieren und auch bei deren Wiedergabe mittels georgischer Schrift diese Laute unterscheiden, und zwar wird q mit q und k' mit k' (kiči, kurt'ila, pikha, skinta, kino, kilo, kolhoz u. a.) wiedergegeben.

5.3. Wörter hebräischer Herkunft sind im Georgischen weniger anzutreffen. Eine große Anzahl von ihnen sind Eigennamen (Personennamen, Toponyme), die in den georgischen biblischen Texten vorkommen und folglich auf dem Schriftweg Eingang in die Sprache fanden. Dabei muß berücksichtigt werden, daß die alttestamentarischen Bücher höchstwahrscheinlich nicht unmittelbar aus dem Hebräischen übertragen wurden, sondern durch verschiedene Übersetzungen vermittelt worden sind. Hauptsächlich waren es Übersetzungen aus dem Griechischen, weniger aus dem Syrischen oder Armenischen. Später (18.-19. Jh.) wurden an den georgischen biblischen Texten nach der russischen Übersetzung „Korrekturen“ vorgenommen. Zwar hat es die erste Ansiedlung von Juden in Georgien mit hoher Wahrscheinlichkeit bereits vor dem Christentum gegeben, doch die alttestamentlichen Bücher erhielt das georgische Volk zusammen mit dem Neuen Testament erst nach der Christianisierung. Hierbei spielte Byzanz eine bedeutende Rolle. Und selbst wenn die biblischen Texte unmittelbar aus dem Hebräischen ins Georgische übertragen worden wären, so handelt es sich dabei doch um den Schriftweg, auf dem Wörter ins Georgische gelangten, und nicht um die mündliche Sprache. Anders verhält es sich im Georgischen im Falle des Eindringens gesprochener hebräischer Wörter in den Jargon der georgischen Jugend, was auf das traditionelle Lesen muttersprachlicher Texte (der Bibel) durch georgische Juden zurückzuführen ist.

5.3.1. Wie bereits erwähnt, sind die Namen hebräischer Herkunft, die im Georgischen vorzu-

finden sind, gewöhnlich biblische Namen, die hauptsächlich über griechische Vermittlung Eingang ins Georgische fanden. Daher ist es verständlich, daß alle hebräischen Eigennamen, in denen im Original ein q zu vermuten ist, im Georgischen entsprechend den Konsonanten k aufweisen. So z.B. qēdmā „Männernamen“ (Genesis 25,15; 1 Chronik 1,31) > georg. kēd-makēdna (Mzcheta), kerdama (Oschki); hebr. qā hāt „Männernamen“ (Genesis 46,11) > georg. kaat (Oschki, Mzcheta); hebr. yiṣḥāq „Männernamen“ (Genesis 21,6; 26,8) > georg. isak (Oschki); hebr. qōp „Bezeichnung des Buchstabens פ“ (Psalm 118) > georg. kop, vgl. armen. k'op³⁰ u. a. Durch den Einfluß des Griechischen ist der Konsonant k im Georgischen für das hebräische q zu erklären: qā tūrā „Frauennamen“ (Genesis 25,1) > georg. keṭura (Mzcheta), keṭora (Oschki), vgl. griech. LXX: χεῖτορος; hebr. yāqšān „Männernamen“ (Genesis 25,2) > georg. ieksan (Oschki) neben iekṭan (Mzcheta).

5.3.2. In Zusammenhang mit dem Ausgeführten ist die Wiedergabe georgischer Wörter im Hebräischen von beträchtlichem Interesse. Dies kommt in der hebräischen Übersetzung des „Recken im Pantherfell“ zum Ausdruck (die Übersetzung wurde von Boris Gaponow ausgeführt und erschien 1969 in Tel Aviv). Wie die Erforschung der Eigennamen unter dem besagten Aspekt ergab³¹, wird georg. k im Anlaut des Wortes mit hebr. k wiedergegeben (kaeni > kā-en, kais > kayis), im Auslaut des Wortes nach Vokal jedoch mit dem hebräischen Uvular q: roṣaq (georg. roṣak), was dadurch zu erklären ist, daß im Hebräischen k nach Vokal als x gelesen wird.³² (Leider kann man keine Aussage bezüglich der Wiedergabe des georgischen q aus diesem Werk im Hebräischen treffen, da in den Eigennamen der Laut q nicht vorzufinden ist.) Dieser Umstand wird verständlich, wenn man daran denkt, daß im modernen Hebräischen (dem Israeli Hebrew) althebräisches k und q wie ein europäisches k artikuliert werden (als stimmloser Explosivlaut, der weder aspiriert ist wie georg. k noch abruptiv ist wie georg. ḳ). Deshalb kommt es häufig zu ihrer Verwechslung in nichthebräischen Wörtern, bei

deren Schreibung die etymologische (historische) Schreibweise beibehalten wird, obwohl, wie zu ersehen war, der Übersetzer Gaponow es bevorzugt, das georgische k mit dem hebräischen k wiederzugeben, und nur in den Fällen, wenn dem velaren Explosivlaut eine dem Spiranten gemäße Aussprache „droht“ (nach Vokal), dem hebräischen q den Vorrang gibt (d.h. dem historisch uvularen, jetzt jedoch velaren Explosivlaut).

Die in Georgien lebenden georgischen Juden selbst, für die, wie bereits erwähnt, Georgisch die Muttersprache ist, können das aspirierte velare k von dem abruptiven velaren ḳ gut unterscheiden. In ihrer hebräischen Sprachweise sowie beim Lesen biblischer Texte ist aber keine uvulare Aussprache des q mehr zu beobachten, überall wird es durch den velaren Abruptiv k' wiedergegeben.³³

5.3.3. Oben war die Rede davon, daß eine Zeitlang in bestimmten Kreisen georgischer Jugendlicher ein Jargon verbreitet war, der hebräischen (althebräischen) Wortschatz enthielt. Bedauerlicherweise sind Wörter mit dem Laut q in dem uns zur Verfügung stehenden Material nicht belegt.³⁴

6. Aus den obigen Ausführungen kann man bezüglich der Wiedergabe des semitischen Lautes q im Georgischen bestimmte Schlüsse ziehen.

Der semitische Laut q ist, wie bereits erwähnt, ein stimmloser uvularer Explosivlaut. Im Georgischen findet sich für ihn keine genaue Entsprechung, allerdings stehen ihm hinsichtlich mancher Lautmerkmale bestimmte Laute nahe. In erster Linie wäre hier q̣ zu erwähnen, das sich von dem semitischen q hauptsächlich durch die Artikulationsstelle unterscheidet: q̣ ist ein uvularer Laut, q ein pharyngaler, d.h., daß q̣ und q von den jeweils vier sie kennzeichnenden Merkmalen drei Merkmale gemeinsam haben: q̣ ist ein stimmlos nichtaspirierter uvularer Explosivlaut, q ein stimmlos nichtaspirierter pharyngaler Explosivlaut.³⁵ Dem semitischen q steht auch der georgische Laut ḳ nach denselben drei Merkmalen (stimmlos, nichtaspiriert, Explosivlaut) nahe. Auch hier besteht der Unterschied in der Artikula-

tionstelle: semit. q ist ein uvularer, georg. *q* ein yelarer (genauer: *prjvelarer*) Laut. Von Interesse ist die dritte Variante der Wiedergabe des *q* im Georgischen, die mit *x*. In diesem letzteren Fall haben wir es mit einem stimmlos aspirierten postvelaren Spiranten zu tun, der mit dem semitischen *q* die Stimmlosigkeit gemeinsam hat. Ferner liegt seine Artikulationsstelle der des *q* benachbart. (Die Artikulationsstelle des *x* liegt näher an der Uvula als die des *k*. Möglicherweise ist die Wiedergabe des georgischen *k* mit dem semitischen *h* damit zu erklären.) Insofern ist es verständlich, daß sich die Wiedergabe des semitischen Lautes *q* im Georgischen zum größten Teil auf *q* und *k* verteilt. Was nun *q* > *x* anbelangt, so tritt dies relativ selten auf und muß auf einem Umweg ins Georgische eingedrungen sein. Die Untersuchung entsprechender Beispiele überzeugte uns davon, daß in den meisten Fällen der semitische Laut *q* im Georgischen mit *q* wiedergegeben wird, besonders beim Eindringen auf dem mündlichen Wege, was sowohl durch die systematische Wiedergabe des georgischen *q* mit ق im Arabischen als auch durch die in georgischer Schrift abgefaß-

ten muttersprachlichen Texte der heutigen Assyrer, die das Georgische in erster Linie nach dem Gehör aufnehmen, erhärtet wird. Was die Wiedergabe des semitischen *q* mit dem Laut *k* betrifft, so haben wir es hier vorwiegend mit dem Eindringen des entsprechenden Wortes auf dem schriftlichen Weg zu tun und vor allem mit der Entlehnung über Mittlersprachen, die zur Wiedergabe des *q* als einziges Mittel den Laut *k* zur Verfügung haben (Türkisch, Griechisch, Armenisch).³⁶

Eine besondere Situation besteht bei der Entlehnung semitischer (arabischer) Wörter über das Persische, da im Persischen der entsprechende Laut ein uvularer Konsonant ist und ins Georgische auch in anderen Fällen (bei der Wiedergabe nichtarabischen Wortschatzes) in dieser Gestalt (als *q*) übertragen wird. (Vermutlich ist damit auch die Wiedergabe des *q* als *q* bei der Schreibung persischer Texte mit georgischen Buchstaben zu erklären.³⁷) Ihrerseits bietet die Erforschung der Wiedergabe des semitischen *q* bestimmtes Material auch zur Charakteristik des semitischen *q* selbst.

ANMERKUNGEN

- ¹ Čereteli, K.: arameuli ena sakartveloši, „mnatobi“, Tbilisi 1976, Nr. 6, S. 150-151. Tsereteli, K.: Zur Frage der semitisch-georgischen Sprachbeziehungen, ZDMG, Supplement IV, Wiesbaden 1980, S. 311.
- ² Čereteli, K.: ib., S. 312.
- ³ Čereteli, K.: op. cit., S. 153-154.
- ⁴ Čereteli, K.: op. cit., S. 155-156.
- ⁵ In der Transkription der nichtgeorgischen Lexik bezeichnet der Punkt unter dem Buchstaben die Pharyngalisierung (̣), der senkrechte Strich oben rechts neben dem Buchstaben die Glottalisierung (̰).
- ⁶ Čereteli, K. G.: K voprosu o fonetiko-fonologičeskom statusse semitskogo q, „IV Vsesojuznaja konferencija arabistov (Erevan 15-17 maja 1985 g.). Tezisy dokladov i naučnych soobščenij“, Erevan 1985, S. 150-151.
- ⁷ Vgl. Andronikašvili, M.: arabuli siggvebis sparsuli gzit šemosvliš šesaxeš kartulši, tsu šromeš, Bd. 105, 1965, S. 297; Fähnrich, H.: Arabische Lehnwörter in der georgischen Sprache, „Bedi Kartlisa“ (Revue de kartvelologie), Bd. XVII-XVIII, Paris 1964, S. 155.
- ⁸ Čereteli, G.: arabul-kartuli leksikoni, Tbilisi 1951 (im weiteren als G. Z. abgekürzt), S. 85.
- ⁹ Andronikašvili, M.: op. cit., S. 302.
- ¹⁰ Ebenda.
- ¹¹ Ebenda.
- ¹² Caprindašvili, Š. G., Giunašvili, Dž. Š.: Fonetika persidskogo jazyka, Tbilisi 1964, S. 153.

- ¹³ Sulაჲ, O.: kartuli asoebit šesrulebuli sparsuli otxtavis zogierti grapikuli, ortograpiuli da poneqikuri tavisebureba, „ševanmardi“, II, Tbilisi 1979, S. 42-43.
- ¹⁴ Hübschmann, H.: Armenische Grammatik, I. Theil, Armenische Etymologie, Leipzig 1897 (im weiteren abgekürzt als Hübschm.), S. 268.
- ¹⁵ Fähnrich, H.: op. cit., S. 158.
- ¹⁶ Orbeliani, S.-S.: siṡṡis ḳona (s. iordanašvilis redakciita da činasitqvaobit), Tbilisi 1949 (im weiteren abgekürzt: Saba), S. 289.
- ¹⁷ Koṡetišvili, L.: medicina ḡvel sakartveloši, XIII sauḳune, čigni saakimoj (im weiteren abgekürzt: čign. saak.), Tbilisi 1936.
- ¹⁸ Gocirḡe, M.: „čigni saakimoj“-is arabuli leksikisatvis (patologius ḡerminebi), Tbilisi 1978 (sadiplomo šroma).
- ¹⁹ Ebenda.
- ²⁰ Čereteli, Ḳ.: op. cit.
- ²¹ Šaniḡe, M.: ori ebrauli sigḡva ḡveli aḡtkmis ṡekstši, sakartvelos ssr mecnier ebata aḳademiis xelnačerta insḡiqugis moambe, Bd. IV, Tbilisi 1962, S. 54-55.
- ²² Ebenda, S. 53.
- ²³ Gesenius, W.: Hebräisches und aramäisches Handwörterbuch, 14. Aufl., Leipzig 1905, S. 75.
- ²⁴ Ebenda, S. 199.
- ²⁵ Payne Smith, J.: A Compendious Syriac Dictionary, Oxford 1976, S. 36.
- ²⁶ Kartuli otxtavis ori bolo redakcia, ḡeksḡi ḡamosca da ḡamoḳvleva daurto ivane imnaišvilma, Tbilisi 1979, S. 426, FG.
- ²⁷ Ebenda, S. 426, HIK.
- ²⁸ Čereteli, Ḳ. G.: Materialy po aramejskoj dialektologii, I, Tbilisi 1965, S. X-XI.
- ²⁹ Čereteli, Ḳ.: narkvevi tanamedrove asuruli dialektēbis šedarebiti poneṡikisa, Tbilisi 1958, S. 58-59.
- ³⁰ Šaniḡe, M.: ebrauli anbanis ḡadmocemis šemtxvevebi ḡveli aḡtkmis kartul xelnačerebši, sakartvelos ssr mecnier ebata aḳademiis enatmecnierebis insḡiqugis šromebi, aḡmosavlur enata seria II, Tbilisi 1957, S. 167.
- ³¹ Gociridze, M.: K voprosu o peredače sobstvennyh imen v evrejskom perevode „Vitjazja v barsovoj škure“, „semiḡologiuri ḡieban“, 2, Tbilisi 1985, S. 15-18.
- ³² Ebenda, S. 18.
- ³³ Babalikašvili, N.: Die hebräische Aussprache der Juden Georgiens, „Laschonenu“, Bd. 44, Jerusalem 1980, S. 69 (hebräisch).
- ³⁴ Vgl. Dumbaḡe, Ḳ.: leksikuri ebraizmebi kartul kalakur žargonši, „ševanmardi“, 2, Tbilisi 1979.
- ³⁵ Axvlediani, G.: zogadi poneḡikis sapuḡvlebi, Tbilisi 1949, S. 309-310.
- ³⁶ Wir sind der Ansicht, daß unsere Überlegungen den Schlußfolgerungen von M. Andronikašvili nicht widersprechen, nach denen die Wiedergabe des arabischen q durch ḳ im Georgischen früheren Datums ist als die Wiedergabe des q durch q in den Wörtern, die die Verfasserin als spätere und über das Persische vermittelte Entlehnungen betrachtet (Andronikašvili, M.: op. cit., S. 328), allerdings mit der Präzisierung, daß die Wiedergabe des arabischen q durch ḳ bzw. q nicht chronologisch, sondern durch die Entlehnungswege determiniert ist. Darüber hinaus ist nicht auszuschließen, daß die Entlehnung auf dem schriftlichen Wege bisweilen der auf dem mündlichen Wege vorausging. Dasselbe läßt sich von den lexikalischen Dubletten arabischer Herkunft sagen, die die Laute q und ḳ enthalten.
- ³⁷ H. Fähnrichs These – die Möglichkeit der Wiedergabe des arabischen q mit drei verschiedenen Lauten (q, ḳ, x) macht deutlich, daß die Lautwerte des arabischen q und des georgischen q sich nicht decken (siehe: op. cit., S. 158) – bedarf der Präzisierung, wie aus den obigen Ausführungen ersichtlich ist. Es sind die Wege zu klären, über die ein arabisches Wort ins Georgische entlehnt wurde, und seine Aussprache in der Mittlersprache ist zu berücksichtigen.

G.-R. A.-K. Gusejnow

Zum nachisch-daghestanischen Substrat in der swanischen Sprache

Die Geschichte der Wechselwirkung der Sprachen des Kaukasus unter arealem Aspekt stellt eines der aktuellen Probleme der kaukasischen Sprachwissenschaft dar. Von besonderem Interesse ist von diesem Standpunkt aus die Hypothese von einem nachisch-daghestanischen Substrat in der swanischen Sprache, die in den letzten Jahren von H. Fähnrich geäußert wurde.¹ Damit wird das Bestehen von Kontaktbeziehungen zwischen den erwähnten Sprachen vorausgesetzt. Die von diesem Kaukasiologen unternommenen Untersuchungen können beim jetzigen Forschungsstand aller Wahrscheinlichkeit nach für diese Fragestellung als ziemlich fruchtbar und aussichtsreich gelten. Das Anliegen dieser Arbeit besteht jedoch darin, den an dem gegebenen Problem interessierten Linguisten einige zusätzliche Materialien und Überlegungen zur Verfügung zu stellen.

Heute verfügt die Kaukasiologie bereits über Zeugnisse des ehemaligen Bestehens eines nachisch-daghestanischen Substrats, jedoch ausschließlich in den ostgeorgischen Dialekten, in der unmittelbaren Kontaktzone der entsprechenden Sprachen in den nördlichen und östlichen Grenzgebieten Georgiens: Chewsurien, Pschawi, Tuschetien und teilweise Kachetien.² Dieser Umstand und die Tatsache, daß von der sprachlichen Zugehörigkeit der Stämme, die in den Gebirgs- und Vorgebirgsregionen des jetzigen Tschetscheno-Inguschien siedelten, nichts bekannt ist, gestatten einigen Wissenschaftlern, folgendes anzunehmen. Ihrer Meinung nach siedelten an der Schwelle zur neuen Zeitrechnung die nachischen Stämme möglicherweise an den Südhängen des Zentralkaukasus in der unmittelbaren Nähe des heutigen Swanetien (Dwaleti, Tuscheti, Pschaw-Chewsureti), von wo aus ein Teil auf die andere Seite des Hauptkamms, nach dem Nordkaukasus, wanderte. Der andere Teil könnte von anderen Völkern (Georgiern, Osseten) assimiliert worden sein.³

Davon zeugt auch offenbar die Tatsache, die seinerzeit von W. I. Abajew festgestellt wurde.⁴ Es handelt sich darum, daß in den ossetisch-wainachischen Parallelen, in den Fällen, wenn ein gemeinsames Wort in beiden Dialekten der ossetischen Sprache, dem östlichen, archaischen (Digorisch) und dem westlichen (Ironisch) vorliegt, aber unterschiedliche phonetische Gestalt annimmt, die tschetschenische (östwainachische) Sprache, die archaischer als das westwainachische Inguschisch ist, in vielen Fällen dem Digorischen und nicht dem Ironischen nähersteht. Ihrerseits ist die nachische Komponente des Substrats der ostgeorgischen Gebirgsdialekte mit keiner der modernen nachischen Sprachen gleichzusetzen, deren sprachliche Einheit nach lexiko-statistischen Angaben nicht später als im 13. Jh. zerfallen sein kann (Abtrennung der batsischen Sprache).⁵ Von einer möglichen Verbreitung der Nachen nicht nur südlich, sondern auch nordwestlich von ihren heutigen Siedlungsgebieten zeugen auch einige historische Daten.⁶

Bei aller Kompliziertheit und der ungenügenden Erforschung der arealen und genetischen Wechselbeziehungen zwischen den Sprachen des Kaukasus ist es gewiß schwierig, eine rasche und erschöpfende Lösung dieser Frage anzugehen. Deshalb sind trotz der historischen Zeugnisse, die häufig widersprüchlich sind, die von H. Fähnrich zusammengestellten sprachlichen (lexikalischen) Materialien für die weitere Interpretation von besonderem Wert. Wir lassen zunächst die Analyse der phonetischen Korrespondenzen der zu besprechenden Sprachen, deren Ermittlung zur endgültigen Lösung dieses Problems führen soll, außer acht und hätten gern erst einige Überlegungen zur Beziehung der nachischen Komponenten der betreffenden lexikalischen Parallelismen geäußert.

So wird die Aussonderung jener lexikalischen Formen der nachischen Sprachen, die auf ost-

kaukasisches (nachisch-daghestanisches) Niveau zurückzuführen sind, möglich: tschetschen.-ing. mars „Sichel“ (Nr. 11); tschetsch. mwoʒ/mwoz, ing. mwoʒ, bats. moč „Honig“ (Nr. 13), obwohl W. I. Abajew dieses Lexem zu den wandernden Kulturwörtern zählt; bats., tschetsch. lam > ing. loam (Diphthongierung) (Nr. 1).⁷ Gleichzeitig erfordert die Beziehung des tschetschen. bäsje, ing. bosje „Berghang“ zu den miteinander verwandten Lexemen der daghestanischen Sprachen eine spezielle Untersuchung (Nr. 2)⁸, eine Reihe anderer Lexeme gemeinnachischer Verbreitung aber bedürfen einer besonderen Begründung ihrer Herkunft: gemeinnach. *mari → tschetschen. mājra (Diphthongierung), bats., ing. mar (Reduktion) „Ehemann“ (Nr. 10); tschetschen. dialekt. dali → tschetschen. literar. dela, ing. dāla (Palatalisierung), bats. dal (Reduktion), dalē „Gott“ (Nr. 4), vgl. aber osset. dæli mon/delujmon „Teufel“ ungeklärter Herkunft⁹; bats. *arʲi (mit lateralem lʲ) → tschetschen. ʼarru, ing. ʼardu „links“ (Nr. 9).¹⁰ Weitaus größere Schwierigkeiten treten bei der Ermittlung der Herkunft anderer Lexeme auf, die in zwei oder nur einer der nachischen Sprachen bekannt sind: tschetschen. gāmwo, ing. gamwo „Haß, Feindschaft, Mißgunst“ (Nr. 3); tschetschen. dama „Mehl“ (Nr. 5); tschetschen. ʒarš „Schlamm, Schlammbewetter“ (Nr. 18).

Außer phonetischen Hindernissen ist bei der Betrachtung der Entsprechung swan. kārʒ „ritu-

eller Käse“ – bats. kəʃ, tschetschen. kəʃd, ing. kəʃd „Käse, Quark“ (Nr. 8) nicht nur die Unklarheit der Ursprungsform des nachischen Lexems, das von den Forschern unterschiedlich interpretiert wird (kəʃ bzw. kəʃd), sondern auch seine Beziehung zu der georgischen Dialektform kəʃi, die traditionell als Quelle dieses Lexems angesehen wird, zu berücksichtigen. Einer speziellen Betrachtung bedarf auch swan. mustwin „bitter“ – bats. mustʲn → tschetschen. mūsta (Palatalisierung) → ing. mista (Delabialisierung) „sauer“ hinsichtlich seiner Beziehung zu dem ossetischen (iranischen) mast „bitter“, auf dessen Beziehung zu den oben erwähnten Lexemen W. I. Abajew eingeht.¹¹ Eine noch geringere etymologische Glaubhaftigkeit besitzt swan. li-kyrt-e „umzäunen, einfrieden“ – tschetschen. kert, ing. kart „Zaun“ (Nr. 19), denn außer phonetischen und anderen Hindernissen verfügen beide Lexeme über einen weiten Kreis von Parallelen in den kartwelischen¹², ossetischen sowie in einigen kaukasischen und finno-ugrischen Sprachen.¹³ Die Entsprechung swan. deš „nicht (könnend)“ – tschetschen.-ing. dac „nicht“ (Nr. 6) jedoch hat wohl zufälligen Charakter, da in dem wainachischen Lexem das anlautende d- einen Klassenanzeiger darstellt.

Dies sind einige Überlegungen zu der Frage eines nachisch-daghestanischen Substrats in der swanischen Sprache, die wir den Fachleuten für kaukasische Sprachen unterbreiten wollten.

ANMERKUNGEN

¹ Wir führen hier nur die letzte Arbeit an, deren Materialien in dem vorliegenden Beitrag besprochen werden: Fähnrich, H.: Zu den nachisch-daghestanischen Lehnwörtern im Swanischen. In: *Wiss. Ztschr. der Friedrich-Schiller-Universität Jena, Gesellschaftswiss. Reihe*, 37. Jg. (1988), H. 2, S. 117-121.

² Siehe Klimov, G. A.: *Vvedenie v kavkazskoe jazykoznanie*, Moskva 1986, S. 183-186.

³ Volkova, N. G.: *Etnonimij i plemennye nazvanija Severnogo Kavkaza*, Moskva 1973, S. 124.

⁴ Abaev, V. I.: *Osetino-vejnachskie leksičeskie paralleli*. In: *Izvestija Čečeno-ingušskogo naučno-issledovatel'skogo instituta istorii, jazyka i literatury*, tom I, vypusk 2, jazykoznanie, Groznyj 1959, S. 114.

⁵ Siehe Uturgaiz, T.: *kartuli enis mtis kilota zogi tavisebureba*, Tbilisi 1966, S. 114-116; Gusejnov, G. - R. A. - K., Mugumova, A. L.: *K statističeskomu i istoriko-chronologičeskomu analizu leksičeskich schoždenij i raschoždenij v otraslevom slovarnom sostave nachskich i vajnachskich jazykov i dialektov*. In: *Voprosy otraslevoj leksiki*, Groznyj 1983, S. 46.

⁶ Siehe Volkova, N. G.: *op. cit.*, S. 125-127.

Siehe Bokarev, E. A.: Sravitel'no-istoričeskaja fonetika vostočnokavkazskich jazykov, Moskva 1981, S. 25, 28; Abaev, V. I.: Istoriko-etimologičeskij slovar' osetinskogo jazyka, Bd. 2, Leningad 1973, S. 135; Čikajdakov, S. M.: Sravnitel'no-sopostavitel'nyj slovar' dagestanskich jazykov, Moskva 1973, S. 70.

Sravnitel'no-istoričeskaja leksika dagestanskich jazykov, Moskva 1971, S. 183.

Siehe Abaev, V. I.: op.cit., Bd. I, Moskva-Leningrad 1958, S. 354.

Siehe Imnajašvili, D. S.: Istoriko-sravnitel'nyj analiz fonetiki nachskich jazykov, Tbilisi 1977, S. 196.

Abaev, V. I.: op. cit., Bd. 2, S. 77.

Siehe Melikišvili, G. A.: Vozniknovenie Chettskogo carstva i problema drevnejšego naselenija Zakavkaz'ja i Maloj Azii. In: Vestnik drevnej istorii, 1965, S. 42.

Abaev, V. I.: op. cit., Bd. I, S. 586-587.

Kevin Tuite

Das Präfix x- im Frühgeorgischen

1. Einleitung

Eines der bedeutendsten Ereignisse in den Studien zur georgischen Philologie in diesem Jahrhundert ist die Entdeckung und Analyse der Handschriften aus der Zeit vor der arabischen Eroberung von Tbilissi (Šanidze 1923). Diese frühen Texte aus dem 5. bis 7. Jh. sind für uns von besonderem Interesse, weil sie einen Einblick in einen alten Dialekt der georgischen Sprache ermöglichen. Dieser Dialekt, der bald verschwinden sollte, war der sogenannte Chanmeti-Dialekt (xanmeti „überflüssige x“), auf dessen Existenz schon der berühmte mittelalterliche Gelehrte Giorgi Mtazmideli (Kawtaradse 1975: 576) anspielte. Dieser Dialekt leitet seinen Namen aus dem System der Personenmarkierung ab. Das Kennzeichen der 2. Subjektperson (S₂) und der 3. Objektperson (O₃) ist das x-, und das Präfix erscheint in dieser Form in fast allen Kontexten einschließlich der prävokalischen Position.¹

Die Entdeckung eines frühgeorgischen Dialekts mit „überflüssigen“ x war angesichts der fragmentarischen Hinweise aus dem Georgischen und vergleichbarer Daten aus dem Swanischen nicht gänzlich unerwartet (Šanidze hatte ihn in der Tat vorausgesagt). Das swanische Kennzeichen für S₂ und O₃ ist tatsächlich x- (prävokalisches). Es gibt jedoch merkwürdige Unterschiede zwischen dem Swanischen und dem Chanmeti-Georgischen (im weiteren als Ch-G abgekürzt) in der Verteilung dieses Präfixes. Insbesondere erscheint das Präfix x- in bestimmten Kontexten, in denen es nicht die Übereinstimmung mit irgendeinem Oberflächenargument zu markieren scheint. Die Verteilung ist in Tabelle 1 angegeben, und die Termini für die grammatischen Beziehungen, die in der folgenden Diskussion verwendet werden, sind in Tabelle 2 dargestellt.

Tabelle 1: Verteilung des Präfixes x- (Chanmeti-Georgisch und Swanisch)²

Verteilung des S₂-Präfixes x-:

Swanisch:	Alle Verbformen
Ch-G:	Alle Verbformen außer (positiven) Imperativen

Verteilung des O₃-Präfixes x-:

Swanisch:	Übereinstimmung mit DAT Arg2 (alle Serien) und DAT Arg1 (Perfektserie)
Ch-G:	(a) Übereinstimmung mit DAT Arg2 (alle Serien) und DAT Arg1 (Perfektserie)
	(b) Übereinstimmung mit DAT Arg3 (Präsensserie) mit Ausnahmen

Funktion unklar:

Ch-G:	(a) vorhanden im Komparativ der Adjektive (auch im Swanischen)
	(b) vorhanden in i-präfigierten Verben der Klasse P
	(c) vorhanden in einigen intransitiven Verben der Klasse A

Tabelle 2 Muster der Personen-Übereinstimmung und Kasus-Zuordnung (Georgisch und Swanisch)

	A-Klasse-Verben			P-Klasse-Verben	
	Arg1	Arg2	Arg3	Arg1	Arg2
Präsensserie					
Übereinstimmung	S	O	O	S	O
Kasus	NOM	DAT	DAT	NOM	DAT
Aoristserie					
Übereinstimmung	S	O	O	S	O
Kasus	ERG	DAT	NOM	NOM	DAT
Perfektsrie					
Übereinstimmung	O		S	S	O
Kasus	DAT		NOM	NOM	DAT

Arg1 = Agens, Quelle, Thema, Patiens

Arg2 = Adressat, Rezipient, Erfahrung Machender, Benefizient

Arg3 = Patiens, Ziel, Thema, Instrument

Präsensserie: Präsens, Imperfekt, Konjunktiv, Iterativ, Imperativ der Präsensserie

Aoristserie: Aorist, Optativ/Futur, Permansiv, Imperativ der Aoristserie

Perfektsrie: Präsensperfekt, Plusquamperfekt, Konjunktiv Perfekt

A-Klasse-Verben: Alle Transitiva; Intransitiva, die (atelische) Tätigkeiten bezeichnen

P-Klasse-Verben: statische und zustandsverändernde Intransitiva

Tabelle 3 Affixe der Personenübereinstimmung (Chanmeti-Georgisch und Swanisch)

Gruppe der S ("Subjekt")-Affixe					
Chanmeti-Georgisch			Swanisch		
	Singular	Plural		Singular	Plural
1. Person	v-	v- -t	exklusiv:	xw-	xw- -d
			inklusiv:		l- -d
2. Person	x-	x- -t		x-	x- -d
3. Person	-s/a/o/n	-n/en/es/ed		Ø-/l-	Ø-/l- -x
Gruppe der O ("Objekt")-Affixe					
Chanmeti-Georgisch			Swanisch		
	Singular	Plural		Singular	Plural
1. P. exl.	m-			m-	n-
1. P. inkl.	gw-				gw-
2. Person	g-			ǰ-	ǰ- -x
2. Person	x-			x-	x- -x

In diesem Artikel sollen die frühgeorgischen Daten untersucht werden, die die Verteilung des Präfixes *x-* in den in Tabelle 1 aufgelisteten Verbklassen betreffen. Es gibt verschiedene Erklärungsversuche für diese Verteilung. Ich werde einige dieser Versuche hier diskutieren und auch einige eigene Hypothesen vorstellen. Da sich dieser Artikel mit der Objektsmarkierung im Frühgeorgischen befaßt, wird die Struktur des *S₂*-Markers *x-*, der schon immer ein gesondertes Morphem gewesen zu sein scheint, im Anhang abgehandelt.

2. Übereinstimmung von indirektem Objekt und direktem Objekt

Der Terminus „(formales) indirektes Objekt“ (abgekürzt IO), so, wie er hier verwendet wird, bezeichnet eine grammatische Kategorie, die durch Kasusmarkierung und Verbmorphologie charakterisiert ist. Im Frühgeorgischen und Swanischen sind IOs festgelegte DAT-Kasus, die die Präfixübereinstimmung in allen drei Personen bestimmen. Sie müssen von „direkten Objekten“, die weiter unten diskutiert werden, und bestimmten NPs der Zeit, der Dauer und des Ortes, die durch NOM oder DAT markiert werden, aber niemals die Verb-Übereinstimmung bestimmen, unterschieden werden (Imnaišvili 1957: 679-680; Šaniže 1976: 154-155). Wenn man die Argumentkategorien, die in Tabelle 2 definiert wurden, sowohl für das Swanische als auch für das Ch-G anwendet, hat Arg2 die formalen Merkmale eines IO. Darüber hinaus weist die Inversionstransformation (Harris 1981: Kapitel 8) dem Arg1 der Perfektserienformen der A-Klasse-Verben formalen IO-Status zu.

Das formale direkte Objekt (DO) wird definiert als die Klasse der Core-Argumente, die nicht die Fähigkeit hat, die Personenübereinstimmung in allen drei Personen zu bestimmen. Genauer gesagt, das DO kann die Personenübereinstimmung bestimmen, wenn es die 1. oder 2. Person, aber nicht, wenn es die 3. Person ist. Im Swanischen und in den meisten modernen georgischen Dialekten hat das Arg3 (Patiens, Thema) des transitiven Verbs den formalen Status eines DO. Man vergleiche in

- | | | | |
|---|---------------------------|------------------------|--|
| (i) | <i>eḡa</i>
sie/er: NOM | <i>ečas</i>
es: DAT | <i>ä-gwš-e</i>
gießen (A): <i>S_{3 sg}</i> :PRS |
| "Sie/er <Arg1> gießt es <Arg3>." | | | |
| (ii) | <i>eḡa</i>
sie/er: NOM | <i>ečas</i>
es: DAT | <i>ečas_a</i>
ihn/sie: DAT |
| | | | <i>x_a-ä-gwš-e</i>
gießen (A): <i>S_{3 sg}</i> :O ₃ :PRS |
| "Sie/er <Arg1> gießt es <Arg3> auf ihn/sie <Arg2>." | | | |

den folgenden zwei swanischen Sätzen (aus Topuria 1967: 48) das Fehlen der Übereinstimmung mit einem Arg3 der 3. Person mit dem Auftreten der O₃-Übereinstimmung mit einem Arg2.

Im Altgeorgischen dagegen bestimmte das Arg3 der meisten transitiven Verben die Personenübereinstimmung in der dritten Person, aber nur dann, wenn es ein festgelegter DAT-Kasus war, das heißt, wenn das Verb in einer Präsensserien-Form stand. Im Falle der Aoristserien-Verben, die ihre Arg3 mit dem NOM markieren, gab es keine Personenübereinstimmung mit dem Arg3 der 3. Person. Daher hatte, formal gesprochen, das DAT Arg3 einen IO-Status, während das NOM Arg3 einen DO-Status hatte, wie die folgenden Beispiele zeigen:

(i) A-Klasse-Verb der Präsensserie

da gamo-xb-i-txov-d-es masb žwar-s
und verlangen (A): S₃pl:O₃:IMP ihm: DAT Kreuz-DAT

cwn-ad.
Schlagen-ADV

„Sie verlangen nach ihm < Arg3, IO > (um) ihn zu kreuzigen.“ (Lukas 23,23)³

(ii) A-Klasse-Verb der Aoristserie

gamo-i-txov-a gwam-i iesu-žs-i.
verlangen (A): S₃sg: AOR Körper-NOM Jesus-GEN-NOM

„Er verlangte den Körper < Arg3, DO > von Jesus.“ (Matthäus 27,58)

Das Phänomen der Kasusverschiebung kann in allen Kartwelsprachen außer dem Lasischen (es läßt sich beweisen, daß das Nichtvorhandensein der Kasusverschiebung im Lasischen eine Innovation ist) beobachtet werden. Eine Reihe von Forschern hat die Kasusverschiebung als eine ursprünglich aspektbedingte Anti-Passivtransformation im Gemeinkartwelischen erklärt. Der Input zur Transformation war eine transitive Satzkonstruktion mit ERG Arg1 und NOM Arg3; der Output war eine intransitive Satzkonstruktion mit NOM Arg1 und einem obliquen (DAT) Arg3. Es scheint, daß als Folge der Anti-Passivierung das DO sich zum IO-Status verschoben hat (Harris 1985):

Input	Arg1 <ERG>	Arg3 <NOM, DO>	(Arg2 <DAT, IO>) V _{trans}
		↓	PASSIVIERUNG
Output	Arg1 <NOM>	Arg3 <DAT, IO>	(Arg2 <DAT, IO>) V _{intrans}

Es geschh wahrscheinlich noch in der gemeinkartwelischen Periode, daß die Input- und Outputkonstruktionen für die obige Transformation als verschiedene Aspektformen des gleichen Verbs neu begriffen wurden: Die Inputformen sind Vorläufer der Aoristserien-Paradigmen, und die antipassivierten Formen – als sie als unverändert für Transitivity neu gedeutet wurden – wurden die Paradigmen der Präsensserie. Die formalen Begleiterscheinungen der gemeinkartwelischen Antipassivtransformation sind im Altgeorgischen und in den konservativen modernen georgischen Dialekten am besten erhalten. Wie schon oben erwähnt, ist im Swanischen der DO-Status auf die Arg3 der Präsensserie ausgedehnt. Im Lasisch-Mingrelischen ist der Unterschied in der Übereinstimmungsfähigkeit zwischen IO und DO vollständig beseitigt: Es gibt keine Spuren eines O₃-Übereinstimmungsmarkers in diesen Dialekten.

Bevor ich zum nächsten Abschnitt übergehe, möchte ich die Charakteristika der hier eingeführten relationalen Termini zusammenfassen:

	Kasus	Übereinstimmung	grammatische Rolle
Formales IO:	DAT	Reihe 0 (alle Personen)	Arg2, Arg3, Arg1
Formales IO:	NOM	Reihe 0 (nur 1./2.P.); (Numerusübereinstimmung) ⁴	Arg3
Oblique NE	NOM, DAT andere Kasus	keine	obliques Argument

3. kadagebs-Verben

In seiner Monographie über S₂- und O₃-Markierung im Georgischen unterscheidet Šaniže (1920: Paragraph 35-36, 41-44) drei Gruppen monotransitiver Verben auf der Grundlage ihrer Anwendung von O₃-Präfixen:

Gruppe 1: Das Arg₃ in der 3. Person kontrolliert die O₃-Übereinstimmung nur in der Präsensserie.

[Beispiel: gamo-x-i-txovd-es/gamo-i-txov-a (oben)]

Gruppe 2: O₃-Präfix vorhanden sowohl in Präsens- als auch in Aoristserienformen, obgleich keine DAT-NP in der Aoristserie vorkommt.

[Beispiel:

čar-x-a-srul-n-a		iesu
vervollständigen (A): S _{3 sg} :O ₃ :PLDO:AOR		Jesus: ABS
siṭqwa-n-i	ese	
Wort-PL-NOM	dies	

„Jesus endete, diese Worte sprechend.“ (Matthäus 7,28)

(ḡčr-a-srul-n-a)

Gruppe 3: O₃-Präfix weder in Präsens- noch in Aoristserienformen, obgleich ein DAT-Arg₃ in Präsensserie vorkommt.

[Beispiel: kadageb-d-a saxareba-sa
predigen (A): S_{3 sg}: IMP Evangelium-DAT

ḡmrt-isa-sa

Gott-GEN-DAT

"Er predigte das Evangelium Gottes" (Markus 1,14)

(ḡx-kadageb-d-a)

mi-x-c-a

geben(A): S_{3 sg}:O₃:AOR

mat

ihnen: DAT

at-i

zehn: NOM

mna-j

mna-NOM

da

und

x-rkw-a

sage (A): S_{3 sg}:O₃:AOR

mat

ihnen: DAT

vačrobd-i-t

ausgeben

(A): S_{2 pt}: dies: DAT

amas

PRS.IMPER

"Er gab ihnen zehn mna (Geldeinheit) und sagte zu ihnen: Investiert dies."

(Lukas 19, 13)

(ḡx-vačrobd-i-t)

Die große Mehrheit der in Ch-G-Texten belegten monotransitiven Verben gehört zu der ersten Gruppe. Weniger als ein Dutzend Verben der Gruppe 2 kommen im Ch-G-Korpus vor (Sarḡvelaḡe 1971: 117-118). Šaniže (1920: Paragraph 35) stellt die Hypothese auf – die übrigens auch andere Forscher akzeptiert haben (z.B. Boeder [1979: 464]) –, daß das O₃-Präfix ursprünglich durch ein Arg₂

kontrolliert wurde, das allmählich dem Subkategorisierungsrahmen des Verbs verlorenging. Daß das Arg2 gelegentlich mit Verben der Gruppe 2 belegt ist, stützt diese Behauptung.

Die Verben der Gruppe 3 (gewöhnlich als kadagebs-Verben bezeichnet) sind problematischer. Šaniže (1920: Paragraph 43-44) unterteilte sie in zwei Untergruppen. Einige Verben sind nicht mit O₃-Präfixen belegt. Eine zweite Gruppe ist manchmal mit, manchmal ohne Präfix in der Präsensserie belegt. Die folgenden transitiven Verben sind ohne O₃-Marker im Ch-G-Korpus belegt (Sarić *et al.* 1971):

Niemals mit O₃-Präfix belegt:

kadagebs „er predigt“: kadageben [S₃ pl:PRS], kadagebda [S₃ sg:IMP], kadagebdi [S₂ pl:PRS.IMPER]
 jažadebs „er schreit“: jažadeben [S₃ pl:PRS], jažadebdes [S₃ pl:IMP], jažadebde [S₁ sg:CNJ], jažadebden [S₃ pl:CNJ]
 pucavs „er schwört“: pucaviden [S₃ pl:CNJ]
 stavs „er sinnt (Faden)“: stavs [S₃ sg:PRS], stvida [S₃ sg:IMP]
 swavs „er trinkt“: swavides [S₃ sg:CNJ]
 ikitxavs „er liest“: ikitxavt [S₁ pl:PRS], ikitxavides [S₃ pl:IMP]
 vačrobs „er handelt“: vačrobdit [S₂ pl:PRS.IMPER]

Manchmal mit, manchmal ohne O₃-Präfix:

čams „erßt“: čams, čamen [S₃ sg, S₃ pl:PRS], včamt [S₁ pl:PRS], čamdes [S₃ sg:CNJ] – šexčamen [S₃ pl:PRS]
 zraxavs „er überlegt“: zraxvida, zraxvides [S₃ sg, S₃ pl:IMP] – ganxizraxvida [S₃ sg:IMP]

Wenn man die Kontexte untersucht, in denen diese Verben der Gruppe 3 vorkommen, bemerkt man, daß in mehreren Fällen kein Arg3 erwähnt wird, obwohl diese Verben ihrem Charakter nach transitiv sind:

čam-d-es	da	swm-id-es
essen (A): S ₃ sg:CNJ	und	trinken (A): S ₃ sg:CNJ

„Er wird essen und trinken.“ (Matthäus 24,49)

ara	šwreb-i-s	ar-ca	stav-s
nicht	arbeiten (P): S ₃ sg:PRS	nicht-auch	spinnen (A): S ₃ sg:PRS

„Er plagt ich nicht, und er spinnt auch nicht.“ (Lukas 12,27)

Auf lexikalisch-semantischer Ebene verlangen diese Verben Argumente in der Patiens-Tiefenkasusrolle. Jedoch ist in Konstruktionen wie diesen das Patiens (Nahrung, Getränk, Drohung) nicht spezifisch und – wie auch in den äquivalenten deutschen Sätzen – es erscheint nicht in der Form einer offenen NP. In dieser Beziehung ähneln die obigen Verben den von Holisky (1981) beschriebenen medioaktiven oder Mittelverben. Die medioaktiven Verben sind eine Subklasse der A-Klasse-Verben, die eine sich über eine Zeitperiode erstreckende Aktivität bezeichnen und die nicht auf eine Zustandsänderung gerichtet sind (d.h., sie sind hinsichtlich des Aspekts atelisch). Sie treten selten – viele von ihnen niemals – mit einem offenen Arg3 auf. Die folgenden medioaktiven Verben sind in Ch-G-Texten belegt; mit bestimmten Ausnahmen verwenden sie keine O₃-Marker:

galobs „sigt“
 bręginavs „glänzt“
 roķavs „tazt“
 mędelobs „wirkt als Priester“
 rēbis „renn“

ixarebs „feiert“
 kris „(Wind) weht“
 imrušebš „begeht Ehebruch“
 tiris „weint“

In den zwei oben zitierten Passagen und in mehreren anderen, in denen Verben der Gruppe 3 auftreten, ist das Prädikat hinsichtlich des Aspekts *atelisch*. Es bezieht sich auf die Tätigkeiten des Essens, Trinkens, Spinnens, nicht auf eine Zustandsänderung (z.B. wird etwas Nahrung eingenommen oder eine bestimmte Menge Flachs in Garn verwandelt). Das ist so, selbst wenn diese Verben sehr oft im *telischen* (Zustands-Fokus) Aspekt gebraucht werden. Auch in dieser Beziehung ähneln die Verben der Ch-G-Gruppe 3 den *medioaktiven* Verben.

Werfen wir nun einen Blick auf die Verben, die manchmal mit, manchmal ohne O₃-Präfix in der Präsensserie belegt sind, wie es durch diese Ch-G-Beispiele gezeigt wird:

- | | | | | |
|-----|------------------------------------|-----|--------------------------|------|
| (i) | mezwere-ta | da | codvil-ta | tana |
| | Steuereinnnehmer-GEN _{pl} | und | Sünder-GEN _{pl} | mit |
| | čam-s | | | |
| | essen(A): S ₃ sg:PRS | | | |

„Er speist mit Steuereinnehmern und Sündern.“ (Markus 2,16)

- | | | | |
|------|------------------------------|--|-------------|
| (ii) | romel-n-i | še-x-čam-en | saxl-eb-sa |
| | welch-PL-NOM | essen (A): S ₃ pl:O ₃ :PRS | Haus-PL-DAT |
| | kwriv-ta-sa | | |
| | Witwe-GEN _{pl} -DAT | | |

„...die der Witwen Häuser verschlingen.“ (Markus 12,40; Lukas 20,47)

Für beide Verben, bei denen dieser Wechsel im Ch-G-Korpus beobachtet wird, gilt, daß der O₃-Marker nur dann vorhanden ist, wenn das Verb ein Richtungspräfix (PRÄVERB) enthält. Diese Korrelation wurde schon durch Šaniže (1920: 103; 1976: 91) in Texten der späten altgeorgischen Periode festgestellt. In Verbindung mit Verben der Bewegung haben Präverben die Funktion, die Richtung der Handlung anzuzeigen. Die meisten anderen Verbstämme können mit einem oder mehreren lexikalisch spezifizierten Präverben verwendet werden, die auf nichttransparente Weise zur Bedeutung des Verbs beitragen (Šaniže 1976: 71-73). Es scheint auch, daß Präverben bei vielen altgeorgischen Verbstämmen eine deutliche perfektivierende Kraft hatten. In dieser Beziehung ähneln sie Partikeln, die mit englischen Verben gebraucht werden: Der Unterschied zwischen čama und še-čama ist ähnlich dem zwischen eat „essen“ und eat up „aufessen“. In der späteren altgeorgischen Periode wurden Präverben immer mehr in letzterer Funktion verwendet, was zur Entwicklung eines dem Slawischen ähnlichen Systems der Markierung von Aspektopposition führte (Mačavariani 1974; Schmidt 1984). Die Korrelation zwischen O₃-Markern und Präverben impliziert, daß Perfektivität oder Grad der Wirkung auf das Objekt der Hauptfaktor sein mag, der die Anwesenheit des Präfixes bedingt.⁵

Die Daten, die die zwei Gruppen der kadagebs-Verben betreffen, zeigen an, daß es weniger wahrscheinlich ist, daß die DAT-Kasus-Arg3 die O₃-Übereinstimmung kontrollieren, wenn sie durch das Agens unvollständig beeinflusst werden oder wenn sie nichtspezifisch sind oder wenn das Verb hinsichtlich des Aspekts *atelisch* ist. Alle diese Faktoren sind in den von Tsunoda (1981) kompilier-

ten Liste der semantischen Parameter zu finden, die zu Abweichungen von der anerkannten transitiven Satzstruktur führen (siehe auch Hopper/Thompson [1980]). Mit letzterem Begriff ist ein Satz mit nominativischem Subjekt und NPs mit akkusativischen direkten Objekten gemeint (durch die Morphologie angezeigt) oder – falls die fragliche Sprache eine vorherrschend ergativische Struktur hat – ein durch den Ergativ markiertes Subjekt und ein direktes Objekt im Kasus absolutus. Die interlinguaen Beweise, die Tsunoda anführt, weisen darauf hin, daß, wenn irgendein Satztyp durch kanonische Transitivity-Morphosyntax charakterisiert ist, es dann der Satz ist, der den folgenden WIRKUNGS-Parametern entspricht (Tsunoda 1981: 393).

transitive Satzstruktur

	wahrscheinlicher	weniger wahrscheinlich
(A)	Handlung	Zustand
(B)	Einfluß auf O(bjekt)	kein Einfluß auf O
(C)	O erlangt	O nicht erlangt
(D)	O vollständig beeinflusst	O teilweise beeinflusst
(E)	abgeschlossen	nicht abgeschlossen oder im Verlauf
(F)	punktuell	durativ
(G)	telisch	atelisch
(H)	resultativ	nicht resultativ
(I)	spezifische oder einzelne Tätigkeit/Situation	übliche/allgemeine/habituelle Tätigkeit/Situation
(J)	O bestimmt/spezifisch/referentiell	O unbestimmt/nichtspezifisch/nichtreferentiell
(K)	aktuell/realisiert	potentiell/unrealisiert
(L)	Realis	Irrealis
(M)	affirmativ	negativ

Wenn wir uns zunächst auf Konstruktionen mit monotransitiven Präsensserien-Verben beschränken, dann kommen die folgenden zwei Konstruktionstypen im Ch-G (für Argumente der 3. Person) vor:

	SUBJEKT (ARG 1)	DIREKTES OBJEKT (ARG 3)
a.	Kasus: NOM Übereinstimmung: S	DAT O ₃ <IO-Status>
b.	Kasus: NOM Übereinstimmung: S	DAT keine <OBL-Status>

Da die Subjekte intransitiver Verben in der Präsensserie in der gleichen Weise markiert sind wie jene der transitiven Verben, ist die Struktur eine nominativisch-akkusativische, wobei DAT-Kasus und O-Gruppen-Übereinstimmung die Marker des „Akkusativs“ in diesem System sind. Die (a)-Konstruktion ist die kanonische. In Konstruktion (b) ist eines der Attribute des „Akkusativs“ – die Fähigkeit, die Übereinstimmung in allen drei Personen zu kontrollieren – eliminiert worden. Soweit das Übereinstimmungs-System betroffen ist, ist das Arg3 der 3. Person in diesem Fall ein obliques Argument (OBL), nicht anders als DAT-Kasus-Adverbialausdrücke. Wie wir gesehen haben, ist es

die Konstruktion (b), die mit dem Nicht-Erreichen bestimmter Parameter der Effektivitätsbedingungen verbunden ist. Die Korrelation von geringer Effektivität und Abweichung von der kanonischen Transitivitykonstruktion, wie sie im Ch-G zu beobachten ist, ist vergleichbar der Unterscheidung im Englischen zwischen *he grabbed it* ‚er packte es‘ (hohe Effektivität – kanonischer Transitiv) und *he grabbed at it* ‚er griff danach‘ (geringe Effektivität – direktes Objekt zur obliquen Phrase degradiert).

Um es zusammenzufassen: Die Analyse der zwei Typen von *kadagebs*-Verben des Ch-G zeigt, daß das Nicht-Erreichen von bestimmten Parametern der Effektivitäts-Hierarchie *Tsunodas* verbunden ist mit der Nicht-Kontrolle der O₃-Übereinstimmung durch ein DAT-Arg3 der 3. Person. Insbesondere sind die Arg3 der *kadagebs*-Verben vom IO-Status zum OBL-Status „degradiert“ worden, wobei die Konstruktion die Erscheinungsform eines transitiven Satzes annimmt.

4. Komparativ der Adjektive

Im Ch-G bildeten Adjektive und Adverbien den Komparativ mit Hilfe des Zirkumfixes *xu-* *-(e)js*, z.B. *advil* ‚leicht‘, *xuadvilejs* ‚leichter‘ (Lukas 16,17). Es ist vermutet worden, daß früher der Komparativ durch ein denominales Verb indiziert wurde (Šaniž 1976: 55-56), in dem O-Gruppen-Präfixe auf die verglichenen Objekte verweisen. Die originale georgische Komparativkonstruktion würde etwa so ausgesehen haben⁶:

Arg1 _a (NOM, Gruppe S) "Arg1 ist leichter als Arg2"	Arg2 _b (DAT, Gruppe O)	‡x _b -u-advil-e-i-s _a leicht: S ₃ sg:O ₃ :PRS
--	--------------------------------------	--

Zur Zeit der frühesten georgischen Texte glich die Struktur der Komparativ-Formen der gewöhnlicher Adjektive oder Adverbien. Es gab keine Anzeichen einer Übereinstimmung zwischen den beiden Argumenten. Dem Objekt des Vergleichs wurde der DAT, GEN oder GEN+DAT-Kasus zugewiesen. Letztere Markierung ist besonders üblich, wenn das Objekt ein Pronomen ist (Šaniž 1976: 157-158); z.B.:

romel-sa wer-DAT	x-u-qwar-d-e-s lieben (P _{ind}):O ₃ :S ₃ sg:CNJ	mama-j Vater-NOM	twis-i eigen-NOM
gina entweder	tu wenn	deda-j Mutter-NOM	twis-i eigen-NOM
			čem-sa mich: GEN-DAT

xu-pro-js
mehr

„Wer würde Vater oder Mutter mehr lieben denn mich...“ (Matthäus 10,37)

kwriv-man Witwe-ERG	aman diese: ERG	glaxaḱ-man arm-ERG	xu-meṭ-ejs mehr
------------------------	--------------------	-----------------------	--------------------

govēl-ta-sa alle-GEN _{pl} -DAT	še-ḱir-a opfern(A): S ₃ sg:AOR
--	--

„Diese arme Witwe opferte mehr als alle anderen.“ (Lukas 21,3)

* Man könnte vermuten, daß die Verwendung des DAT in diesen Kontexten ein Überbleibsel aus der Zeit ist, als das komparative Verb seinem Arg2 den DAT-Kasus zuwies. Die Zuweisung des DAT- oder GEN-Kasus zum (Tiefenstruktur-) Arg2 ist ebenfalls eine Eigenschaft von bestimmten Substantiv-Typen, die von altgeorgischen Verben abgeleitet sind (z.B. *brʒan-a micema-d igi mas* „befehlen[A]; S_{3 sg}:AOR Geben-AD es:NOM ihr:DAT“ = „[er] befahl [das] Geben es ihr“ [Matthäus 14,9]; vgl. die rein nominale Kasusmarkierung im modernen Georgisch *misi micema mistvis* „es:GEN Geben ihr:GEN-für“ = „das Geben von diesem an sie“). Das Alternieren von substantivähnlichen und verbähnlichen Kasus-Zuweisungseigenschaften zeigt an, daß Ch-G-Komparative wie Partizipien noch in einer Zwischenstufe ihres Deverbalisierungsprozesses standen.

5. Präfigierte P-Klasse-Verben

Das wohl ärgerlichste Problem, das die Ch-G-Texte bereiten, ist der ständige Gebrauch des Präfixes *x-* bei einer Klasse intransitiver P-Klasse-Verben, die niemals ein Arg2 nehmen. Diese Verben werden von Janice „i-Passiva“ genannt. Sie bilden eine von vier formal definierten Gruppen von P-Klasse-Verben:

i-präfigiert: Markiert durch den Vokal *-i-* vor der Verbwurzel. Immer monovalent; ihr einziges Argument ist ein dem Arg1 zugeordneter NOM-Kasus.

e-präfigiert: Markiert durch den Vokal *-e-* vor der Verbwurzel. Fast immer bivalent, mit einem dem Arg1 zugeordneten NOM-Kasus und einem dem Arg2 zugeordneten DAT-Kasus.

suffigiert: Markiert durch das Suffix *-n-* oder *-d-*. Können ein Arg2 nehmen. Viele dieser Verben sind inchoativ (zeigen den Beginn einer Tätigkeit oder eines Zustandes an) und sind von Substantiven oder Adjektiven abgeleitet. Im Altgeorgischen waren die präfigierten Verben bei weitem die größte Gruppe der P-Klasse-Verben. Seit jener Zeit ist der Anteil der suffigierten P-Klasse-Verben ansteigend. Viele Verben, die ihr Passiv mit *i/-e-* bildeten, haben jetzt suffigierte Passivbildungen (Imnaišvili 1968).

Wurzel: Haben keinen speziellen Marker. Anders als die drei oben erwähnten Gruppen sind die P-Klasse-Wurzelverben nicht von A-Klasse-Verben abgeleitet. Es ist eine kleine, nichtproduktive Gruppe.

Im Ch-G-verwenden suffigierte und P-Klasse-Wurzelverben nur dann O-Gruppen-Marker, wenn sie sich nach einem Arg2 (IO) subklassifizieren. In den folgenden zwei Beispielen mit im wesentlichen identischer Bedeutung erscheint der O₃-Übereinstimmungsmarker, wenn der Ort des Fußfalls formal ein IO ist, aber nicht, wenn er als OBL-NP markiert ist:

(i)	<i>da-vard-a</i>	<i>perq-ta</i>	<i>tana</i>	<i>iesu-js-ta</i>
	fallen (P): S _{3 sg} :AOR	Fuß-DAT _{pl}	zu	Jesus-GEN-DAT _{pl}

„Er fiel nieder zu Füßen Jesu.“ (Lukas 8,41)

(ii)	<i>simon</i>	<i>petre</i>	<i>še-x-u-vrd-a</i>	<i>muql-ta</i>
	Simon	Petrus: ABS	fallen(P): S _{3 sg} :O ₃ :AOR	Knie-DAT _{pl}
	<i>iesujs-ta</i>			
	Jesus-GEN-DAT _{pl}			

„Simon Petrus fiel nieder zu Jesus' Knien.“ (Lukas 5,8)

Die e-präfigierten Verben haben immer ein O-Gruppen-Präfix. Da sie fast unweigerlich bivalent sind, sind diese Marker als Indikatoren für Übereinstimmung mit dem IO interpretiert worden. Diejenigen e-präfigierten Verben, die sich nicht nach einem Arg2 (IO) subklassifizieren, wie z. B. das hier angeführte, sind möglicherweise in einem früheren Stadium der Sprache bivalent gewesen (Šaniže 1976: 103-104; Saržvelaže 1971: 120, 121). Sie sind in vielen Fällen die Passiv-Parallele der Gruppe-2-Verben, die am Beginn des dritten Abschnitts beschrieben wurden.

vitarca als	ax-x-e-srul-n-es enden: PASS:(P):S ₃ pl:O ₃ :PLDO:AOR	dye-n-i Tag-PL-NOM
igi der	rva-n-i acht-PL-NOM	

„Als die acht Tage vergangen waren...“ (Lukas 2,21)

Es gibt keine naheliegende Erklärung für das ständige Auftreten des Präfixes x- in der i-präfigierten Klasse der P-Verben im Ch-G. Hier sind einige Beispiele:

gov-el-i jeder-NOM	cecxl-ita Feuer-INS	da-x-i-maril-o-s salzen: PASS:(P):S ₃ sg:O ₃ :FUT
-----------------------	------------------------	--

„Jeder soll mit Feuer gesalzen werden.“ (Markus 9,49)

čaręqmedul verloren	x-i-q-o sein: (P): S ₃ sg:O ₃ :AOR	da und
------------------------	---	-----------

x-i-pov-a
finden:PASS: (P): S₃sg:O₃:AOR

„Er wurde verloren und ist gefunden worden.“ (Lukas 15,24)

mo-x-i-kc-es zurückkehren (P): S ₃ pl:O ₃ :AOR	igini sie: NOM	jerusalejm-d-ve Jerusalem-AD-EMP
---	-------------------	-------------------------------------

„Sie kehrten wieder zurück nach Jerusalem.“ (Lukas 2,45)

Wir können zuerst die Möglichkeit ausschließen, daß es das i-Präfix selbst ist, das das Auftreten des Präfixes x- bedingt. A-Klasse-Verben, die für die subjektive Version markiert sind (welches gewöhnlich ein Anzeichen dafür ist, daß die Handlung in gewissem Sinne auf das Agens zentriert ist), verwenden den gleichen präradikalen Vokal. Aus Gründen, die in Abschnitt 3 beschrieben worden sind, erscheinen diese Verben nicht mit dem Präfix x- in der Aoristserie. Es gibt sogar ein Beispiel für ein Minimalpaar im Ch-G-Korpus, wo sowohl ein A-Klasse-Verb als auch sein Passiv den präradikalen Vokal -i- haben. Das Präfix x- erscheint nur im passiven Verb:

(i) cocxleb-it Leben-INS	mo-x-i-qwan-a bringen: PASS: (P): S ₃ sg:O ₃ :AOR	igi er: NOM
-----------------------------	--	----------------

„Er wurde lebend zurückgebracht.“ (Lukas 15,27)

(ii) mo-i-qwan-a bringen (A): S ₃ sg:AOR	igi ihn: NOM	gov-el-ta-sa jeder-GENpl-DAT
mas die: DAT	sadgur-sa Station-DAT	

„(Er) brachte ihn zu dem Gasthaus.“ (Lukas 10,34)

Es scheint ausreichend erwiesen, daß das Präfix *x-* nur vor dem präradikalen Vokal *-i-* in einem P-Klasse-Verb obligatorisch ist. Falls dies aber nun ein O₃-Präfix ist – oder falls es einmal eines war –, wie gelangte es schließlich in eine Verbkategorie, die niemals ein Argument subklassifiziert, mit welchem sie übereinstimmen kann? Gamqrelidze (1979: 46-47) entwickelt eine interessante Hypothese. Präfigierte P-Klasse-Verben (sowohl *i*-präfigiert als auch *e*-präfigiert) sind semantisch wahren Passiven ähnlicher als andere Typen von P-Klasse-Verben. Bei vielen präfigierten P-Klasse-Verben wird ersichtlich, daß sie eine transitive semantische Struktur haben. Sie erlauben z.B. oblique Agensphrasen, während das P-Verben der Wurzel- oder Suffixklasse fast nie tun (Harris 1985: 60-61). Oblique Agensphrasen (markiert durch die Postpositionen *mier* „durch“ und *gan* „von“) sind in Ch-G-Texten nicht besonders häufig, wenn sie aber dennoch erscheinen, treten sie mit einem präfigierten und niemals mit einem P-Verb der Wurzel- oder Suffixklasse auf, z.B.:

<i>mi-x-i-qwan-i</i>	<i>igi</i>	<i>angeloz-ta-gan</i>
nehmen: PAIS: (P): S _{3 sg} :O ₃ :AOR	er: NOM	Engel-GEN _{pl} -von
<i>ciaj-ta</i>	<i>abraham-is-ta</i>	
Schoß-DAT _l	Abraham-GEN-DAT _{pl}	

„Er wurde von den Engeln zu Abrahams Schoß gebracht.“ (Lukas 16,22)

In denjenigen Fällen, wo sowohl präfigierte, Wurzel- oder suffigierte P-Klasse-Stämme von der gleichen Verwurzelung abgeleitet werden können, kann der Unterschied leicht erkannt werden. Man vergleiche die folgenden zwei Sätze aus dem modernen Georgischen:

(i)	<i>xačajur-i</i>	<i>cxveb-a</i>	(* <i>ded-is</i>	<i>mier</i>)
	Käsebröt-NOM	backen (P _{Wurzel}):S _{3 sg} :PRS	Mutter-GEN	durch

„Das Käsebröt bückt gerade (+durchMutter).“

(ii)	<i>xačajur-i</i>	<i>i-cxob-a</i>	<i>ded-is</i>
	Käsebröt-NOM	backen: PASS: (P _{i-prt}):S _{3 sg} :PRS	Mutter-GEN
	<i>mier</i>		
	<i>durca</i>		

„Das Käsebröt wird gerade durch Mutter gebacken.“

Der Unterschied zwischen (i) und (ii) ist ähnlich dem Unterschied zwischen – wie es mitunter heißt – „unakusativischer“ (oder „Ergativ“-Konstruktion) und Passivkonstruktion im Englischen (Keyser/Roemer 1984). Die den zwei Konstruktionen unterliegenden semantischen Strukturen sind völlig verschiedenartig:

TRANSITIVE SEMANTISCHE STRUKTUR

(a¹) transitive Konstruktion: Agens → Subjekt

Patiens/Thema → dir. Objekt

(a²) Passivkonstruktion: Agens → oblique NP

Patiens/Thema → Subjekt

INTRANSITIVE SEMANTISCHE STRUKTUR

(b) „unakusativische“ Konstruktion: Patiens/Thema → Subjekt

Gamqrelidze (1979: 47) vertritt die Auffassung, daß präfigierte P-Klasse-Verben einmal das Ergebnis einer Passivtransformation waren (vgl. Harris 1981: Kapitel 13).⁷ Entsprechend dieser Hypothese

markierte in der urgeorgischen Periode (der Periode vor den frühesten Texten) das Präfix *x-* sowohl Oberflächen- als auch Tiefenstruktur der direkten Objekte der dritten Person. In dieser Periode würden Verbpaare wie die folgenden aufgetreten sein:

(transitiv)	†man _a er/sie: ERG	igi _b es: NOM	da-x _b -i-maril-o-s _a salzen (A): S ₃ sg: O ₃ : FUT	
	"Er/sie wird es (für sich - Subjektversion) salzen."			
(passiv)	figi _b es: NOM		da-x _b -i-maril-o-s _b salzen: PASS: (P): S ₃ sg: O ₃ : FUT	(mis ihn/sie: GEN
	mier)			
	durch			

„Es wird gesalzen werden (durch sie/ihn).“

Wie es sich herausstellt, sind Verben wie transitives † da-x-i-maril-o-s mit einem Präfix *x-*, das auf ein NOM-Kasus-Arg3 verweist, im Georgischen nicht belegt. In den Chanmeti-Evangelien finden wir das Verbpaar (passivisch) da-x-i-maril-o-s „es wird gesalzen werden“ (Markus 9,49) und (transitiv) da-i-maril-o-s „er wird es salzen“ (Markus 9,50).

Gamqrelize vermutet, „zu einer Zeit, als das Zeichen der 3. Objektsperson † *x-* zu *ø* - in Aktiv-Konstruktionen wurde, wurde das Präfix *x-* in den entsprechenden Passiv-Konstruktionen nicht länger als ein Zeichen des direkten Objekts wahrgenommen“ (1979: 47). Er wagte keine Vermutung, wie dieses *x-* in jener Stufe der Geschichte des Georgischen aufgefaßt wurde. Harris (1985: 267) hält Gamqrelizes Argument für „zwingend“; nichtsdestoweniger nennt sie die Verwendung des Markers *x-* in *i*-präfigierten P-Klasse-Verben im frühen Altgeorgischen eines von mehreren „nicht geklärten Problemen“ der kartwelischen Morphologie.

Ich biete hier eine alternative Hypothese an, ohne zu behaupten, daß sie weniger Schwächen als das eben genannte Argument hätte. Meine Vermutung besteht, einfach ausgedrückt, darin, daß das Präfix *x-*, das in intransitiven *i*-präfigierten P-Klasse-Verben gefunden wird, der Reflex dessen war, was in früheren Zeiten der Marker eines zugrundeliegenden Agens war.

Im Urgeorgischen waren präfigierte P-Klasse-Verben, wie Gamqrelize andeutet, mit transitiven semantischen Strukturen verbunden. Ich behaupte jedoch, daß diese Verben früher morphologisch eher bivalent als monovalent waren. Das NOM-Arg1 (Patiens/Thema) eines präfigierten P-Klasse-Verbs kontrollierte die S-Gruppen-Übereinstimmung, und das Agens-Argument, obwohl es in der Oberflächenstruktur nicht vorhanden ist oder in einer postpositionalen Phrase präsent ist, kontrolliert die O-Gruppen-Übereinstimmung.⁸

Meine Hypothese unterscheidet sich auch von der Gamqrelizes in der Beibehaltung der formalen Unterscheidung zwischen den Arg3 der Aorist-Gruppen, welche einen DO-Status hatten und nicht die O₃-Übereinstimmung kontrollieren, und den IO, welche in jener Zeit des Urgeorgischen die Personen-Übereinstimmung (in allen drei Personen) kontrollierten. Entsprechend meinem Vorschlag hätten transitiv-passivische Verbpaare im Urgeorgischen die folgenden Übereinstimmungsmuster:

(transitiv)	ṭman _a	igi	da-i-maril-o-s _a	
	er/sie: ERG	es: NOM	salzen (A): S ₃ sg: FUT	
	"Er/sie wird es salzen (für sich - subjektive Version)."			
(a ¹) transitive Konstruktion:	Agens → Subjekt <Arg1>			
	Patiens/Thema → direktes Objekt <Arg3>			
(passiv)	ṭigi _b		da-x _a -i-maril-o-s _b	(mis _a
	es: NOM		salzen: PASS: (P): S ₃ sg: O ₃ : FUT	ihn/sie: GEN
	mier/gan)			
	durch			
	"Es wird gesalzen werden (durch ihn/sie)."			
(a ²) passivische Konstruktion:	Agens → postpositionale Phrase <Arg2>			
	Patiens/Thema → Subjekt <Arg1>			

Das Nichtauftreten des O3-Übereinstimmungsmarkers bei (monovalenten) P-Verben der Suffix- und Wurzel-Klasse ist ein Ausdruck ihrer tieferliegenden Argumentstruktur, welche ebenfalls monovalent ist. Das einzige Tiefenstruktur-Argument – das Thema oder Patiens – tritt auf der Oberfläche als Arg1 auf:

(intransitiv)	ṭigi _a	gan-risx-n-a _a
	er: NOM	ärgerlich : INCH: (P): S ₃ sg: AOR

„Er wurde ärgerlich.“ (Lukas 15,28)

(b) „unakkusativische“ Konstruktion: Patiens/Thema → Subjekt <Arg1>

Mein Vorschlag beruht auf einer Analogie, die zwischen den oben veranschaulichten Konstruktionen und den Konstruktionen, aus denen Formen der kartwelischen Perfektsreihen-Verben wahrscheinlich abgeleitet worden sind, hergestellt wird. Mehrere Forscher (z.B. Šaniže 1953: 445-446; Pxaḱaḱe 1984: 29-31; Harris 1985: 286-306) haben einen gemeinsamen Ursprung der P-Verben der statischen Klasse und der Perfektsreihenformen der A-Klasse-Verben angenommen. In den meisten Fällen sind die zwei Verbformen identisch (Šaniže 1953: 454; Aronson 1984) (außer für die gewöhnliche Anwesenheit eines Präverbs in den Perfektsreihenformen):

	KLASSE P, STATISCH	KLASSE A, PERFEKTSERIE
	Präsens	Perfekt
1. Sg.:	n-i-ḱer-i-e-s 'es ist geschrieben in mein (z. B. Buch)'	(da-) m-i-ḱer-i-e-s 'ich habe es offensichtlich geschrieben'
2. Sg.:	ḱ-i-ḱer-i-e-s	(da-) g-i-ḱer-i-e-s
3. Sg.:	x-u-ḱer-i-e-s	(da-) x-u-ḱer-i-e-s
	Aorist	Plusquamperfekt
1. Sg.:	n-e-ḱer-a 'es war geschrieben in mein...'	(da-) m-e-ḱer-a 'ich hatte es offensichtlich geschrieben'
	Optativ/Futur	Konjunktiv Perfekt
1. Sg.:	n-e-ḱer-o-s 'es wird geschrieben sein in mein...'	(da-) m-e-ḱer-o-s 'ich würde es offensichtlich geschrieben haben'

Wenn sich die Formen der Serie III aus Verbformen der Klasse P entwickelten, wie es Harris (1985: 288-289) vermutet, dann folgt, daß zu einer Zeit innerhalb der gemeinkartwelischen Periode diese P-Klasse-Verben transitive semantische Strukturen hatten mit tieferliegendem agenszugeordneten IO-Status:

Klasse A: çer "schreiben" (Agens, Patiens, (Benefizient))

(z.B. $\ddot{x}_b\text{-çer-a}_a$ "jem._a schrieb es an/für jem._b")

Agens $\rightarrow$ Arg1 Patiens $\rightarrow$ Arg3 (Benefizient $\rightarrow$ Arg2))

statisch-resultative Klasse P:

(z.B. $\ddot{x}_a\text{-e-çer-ab}$ "es_b war geschrieben worden für/durch jem._a")

Patiens $\rightarrow$ Arg1 (a) Agens $\rightarrow$ OBL. Benefizient $\rightarrow$ Arg2

oder:

(b) Agens $\rightarrow$ Arg2, (Benefizient $\rightarrow$ OBL))

Der Typ (a) der statisch-resultativen Verben der Klasse P ist ein Vorläufer der modernen Zustandspassiva, und der Typ (b) – in dem das tieferliegende Agens die O-Gruppen-Übereinstimmung kontrolliert – ist ein Vorläufer der A-Klasse-Perfektserienformen. Wenn mein Vorschlag richtig ist, waren die folgenden Verbformen der Klasse P des Typs (b) auch im Urgeorgischen im Gebrauch:

$\ddot{x}_a\text{-i-çer-eb-ab}$

"es_b wird gerade durch jem._a geschrieben"

$\ddot{x}_a\text{-i-çer-ab}$

"es_b wurde durch jem._a geschrieben"

$\ddot{x}_a\text{-i-çer-o-sb}$

"es_b wird durch jem._a geschrieben werden"

Auf dieser Stufe würden diese Verben vermutlich auch einen vollständigen Satz von O-Gruppen-Formen gehabt haben:

$\ddot{x}_a\text{-i-çer-eb-ab}$

"es_b wird gerade durch mich_a geschrieben"

$\ddot{x}_a\text{-i-çer-eb-ab}$

"es_b wird gerade durch dich_a geschrieben" usw.

In der späteren urgeorgischen Periode wurden die i-präfigierten P-Klasse-Verben durch die Sprecher nicht mehr als morphologisch bivalent verstanden (vielleicht weil Agensphrasen, die in der Oberflächenebene einfach als offene NPs in Passivkonstruktionen erschienen, selten waren), und das Präfix x- wurde einfach Teil der Markierung dieser Verbklasse. Das Schicksal der O-Gruppen-Marker in i-präfigierten P-Klasse-Verben ist daher ähnlich dem, welches die gleichen Marker in Komperativformen erfuhren. Es gibt mindestens zwei Komponenten meiner Hypothese, die möglicherweise beim Leser Unbehagen erwecken. Erstens wäre ein Neudurchdenken der semantischen Grundlage der Opposition zwischen den präradikalen Vokalen -i- und -e- der präfigierten P-Klasse-Verben erforderlich. In allen bezeugten Kartwelsprachen sind die Reflexe von -i- und -e- präfigierten P-Klasse-Verben morphologisch monovalent beziehungsweise bivalent. In einer früheren Epoche jedoch würde sich der Unterschied auf den Charakter des IO, auf das verwiesen wird, bezogen haben: Agens oder Benefizient/Adressat (z. B. $\ddot{x}_a\text{-i-çer-eb-ab}$, "es_b wird gerade durch mich_a geschrieben" vs. $\ddot{x}_a\text{-e-çer-eb-ab}$, "es_b wird gerade für mich_a geschrieben").

Zweitens kontrollieren in keiner der bezeugten Kartwelsprachen postpositionale Phrasen wie *misan* „von ihm/ihr“ oder *mismier* „durch ihn/sie“ eine Übereinstimmung.⁹

Das Vorrecht, die Übereinstimmung zu kontrollieren, ist auf NPs beschränkt, die einem NOM, ERG und DAT zugeordnet sind. Wenn meine These richtig ist, dann waren entweder degradierte

Agensphrasen im Urgeorgischen mit dem DAT-Kasus markiert, oder postpositionale Phrasen – einige von ihnen auf jeden Fall – konnten die Übereinstimmung kontrollieren.

6. Objekte und Übereinstimmung im Urgeorgischen

Die Personenmarkierungsmuster der frühesten belegten Stufe der georgischen Sprache repräsentieren, so glaube ich, eine Mischung von festen morphosyntaktischen Regeln, die intakt aus der gemeinkartwelischen Periode erhalten waren, mehr oder weniger fossilisierten Überbleibseln von einst bestehenden Übereinstimmungsregeln und auch einigen Neuerungen. Die Korrelation zwischen dem O₃-Präfix und Präverben (der im Abschnitt 3 diskutierte Wechsel čams – sexčams) ist höchstwahrscheinlich ein Beispiel für letzteres. Die Verbindung von Präverben und perfektivem Aspekt war in der Ch-G-Periode ziemlich schwach, entwickelte sich aber viel systematischer in den darauffolgenden Jahrhunderten. So, wie sich diese Verbindung verstärkte, wuchs die Zahl der čams-Typ-Verben von einer winzigen Handvoll in den frühesten Texten zu mehreren Dutzend im späteren Altgeorgisch. Als Beispiele für morphologische Fossile haben wir die x-Präfixe, die als Teil der obligatorischen Markierung des Komparativs der Adjektive und der i-präfigierten P-Klasse-Verben auftreten. In diesem Abschnitt wollen wir einige Spekulationen anstellen, die die Satzmuster des Urgeorgischen (die Sprachstufe, die den frühesten Texten vorausging) und der gemeinkartwelischen Protosprache betreffen. Mein Hauptpunkt wird sein, daß die Ch-G-Daten eine frühere Unterscheidung in der Morphosyntax zwischen Core-Argumenten, die sich innerhalb und außerhalb des NUKLEUS des Satzes befinden, reflektieren. Ich werde mit der Erklärung der Termini beginnen.

(a) Lokalargumente und Satznukleus. Die Argumente des kartwelischen Verbs können zunächst in zwei Gruppen geteilt werden. Die erste Gruppe umfaßt die Arg1, Arg2 und Arg3. Diese Argumente sind durch eine spezielle Beziehung zum Verb charakterisiert, die sich in ihren Eigenschaften der Kasusmarkierung und Übereinstimmungskontrolle widerspiegelt. Sie werden Core-Argumente genannt. Die zweite Gruppe umfaßt Nicht-Core- oder periphere Argumente, von denen die meisten eine adverbiale Funktion haben und die niemals die Verb-Übereinstimmung kontrollieren.

Der Begriff SATZNUKLEUS¹⁰ ist geprägt worden, um die in vielen Sprachen beobachtete besondere semantische Verknüpfung zwischen Verben zu repräsentieren und dem, was ich LOKAL-ARGUMENTE (LA) nennen werde. Das Lokalargument eines Verbs ist gewöhnlich ein Patiens, Thema oder Instrument und tritt in der Oberflächenstruktur des Satzes gewöhnlich als das direkte Objekt eines transitiven Verbs oder als Subjekt eines intransitiven Verbs auf. Die semantische Verknüpfung Verb-LA manifestiert sich in einer Reihe von Möglichkeiten, z.B.:

Spezielle Selektionsrestriktionen – Erfordernis ist, daß das fragliche Argument belebt, pluralisch, von besonderer Form oder besonderem Material usw. ist. Diese Restriktionen sind fast immer stärker spezifisch für LA als für andere Argumente. Das englische Verb smear „schmieren“ setzt bestimmte Eigenschaften des Patiens-Arguments voraus, während es fast keine Restriktionen bezüglich des Agens bedingt (Talmy 1985: 125-138).

Verbstamm-Modifikation – Ableitungsänderung des Verbstamms entsprechend den Merkmalen eines Arguments. Nahezu alle Beispiele für die Stamm-Modifikation oder Supplementierung reflektieren Merkmale des LA (z.B. georgisch mo-i-qvan-s „bringt“ wird verwendet, wenn das Thema [das, was gebracht wird] belebt ist; ein Verb mit anderer Wurzel – mo-i-ṭan-s –, wenn das Thema-Argument unbelebt ist) (Uhlenbeck 1916: 191-195).

Redewendungen – Bei der Bildung von Redewendungen, fixen Phrasen und lexikalisierten

romel-man	natel-x-c-e-s	sul-ita
wer-ERG	Licht: geben (A):S ₃ sg:O ₁ :FUT	Geist-INS

çmid-ita
heilig-INS

„Wer taufen wird [lit. Licht geben] mit dem Heiligen Geist.“ (Johannes 1,33)

Auf der anderen Seite konnte das LA aus dem Nukleus „herausbewegt“ werden in eine Position, in der es die O-Gruppen-Übereinstimmung kontrollieren konnte. Es gab zumindest drei Transformationen, die das taten. Sie sollen im folgenden beschrieben werden. Die erste derartige LA-Bewegungshandlung wurde durch die Kategorie der Person ausgelöst. In allen belegten Stufen aller Kartwelsprachen kontrollierten die Arg3 der 1. und 2. Person der transitiven Verben unter bestimmten Umständen die O-Gruppen-Übereinstimmung. Im folgenden Ch-G-Satz kontrolliert ein Arg3 der 2. Person Plural – obwohl es dem NOM-Kasus folgerichtig mit DO-Status zugeordnet ist – die O₂-Übereinstimmung:

ara-mc	atormel(-n-i	tkwen _a	gamo-ga-i-rči-en-Ø-a?
nicht-PTC	zwölf-PL-NOM	euch: ABS	auswählen (A):S ₁ sg:O ₂ : PLDO:AOR-QUES

„Habe ich nicht euch zwölf erwählt?“ (Johannes 6,70)

Es gibt einige Hinweise – sie wurden von Harris (1985: 261-262) zusammengefaßt –, die darauf hindeuten, daß im Altgeorgischen ein Arg3 der 1. oder 2. Person die O-Gruppen-Markierung kontrollierte, wenn es kein Arg2 gab oder – wenn das Arg3 der Personenhierarchie 1. Pers. > 2. Pers. > 3. Pers. zufolge ranghöher als das Arg2 war.¹² Harris (loc. cit.) zitiert die folgenden altgeorgischen Beispiele, um die Wirkung dieser Hierarchie zu illustrieren:

(1. Pers. Arg3 > 2. Pers. Arg2)	mo-ma-ṭac-es	
	entführen (A):S ₃ pl:O ₁ sg:AOR	
	me _a	šen-gan
	mich: ABS	dir-von

„Sie entführten mich < Arg3 > von dir < Arg2 >“

(1. Pers. Arg2 > 2. Pers. Arg3)	vin	mi-ma-ṭac-a
	wer: ERG	entführen (A):S ₃ sg:O ₁ sg:AOR
	šen	čem _a -gan
	dich=ABS	mich-von

„Wer entführte dich < Arg3 > von mir < Arg2 >?“

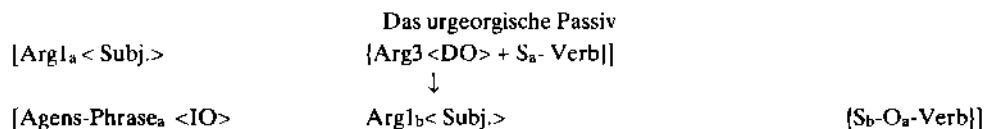
Das Argument der niederen Hierarchiestufe kontrolliert nicht die Personenübereinstimmung, unabhängig von seiner Rolle oder Kasusmarkierung.¹³ Unter der Annahme, daß eine solche Hierarchie das Muster der O-Gruppen-Übereinstimmung auch im Urgeorgischen determinierte, hätte die folgende Transformation gegolten:

	Personenhierarchie-kontrollierte Transformation		
[Arg1 < Subj. >	{Arg2 < IO >}	{Verb + Arg3 < DO >}]	
	↓		
[Arg1 _a < Subj. >	{Arg2 < IO >}	Arg3 _b < DO >	{S _a -O _b -Verb}

(Wenn Arg3 in der Personenhierarchie höherrangig als Arg2 ist.)

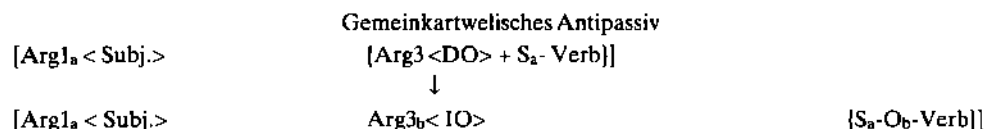
Aus diesen Tatsachen ergibt sich, daß der Grad der „Nähe“ des Arg3 zum Verb mit bestimmten Eigenschaften der NP selbst korreliert war. Wie durch das Auftreten der Substantivinkorporation widerspiegelt wird, waren Substantive mit nichtspezifischer Referenz, die eine Klasse von Objekten bezeichnen, welche charakteristischerweise an einer Tätigkeit beteiligt sind, am engsten verknüpft. Am wenigsten eng verknüpft waren NPs der 1. und 2. Person, die immer eine sehr spezifische Referenz haben (zu den Teilnehmern des Sprechaktes). Nichtinkorporierte NPs der 3. Person nahmen eine Zwischenposition ein. Sie waren physisch vom Verb getrennt, waren aber syntaktisch nicht hinreichend separiert, um die Übereinstimmung zu kontrollieren.

Die als nächstes zu diskutierende Transformation produzierte passivische Verben aus einer zugrundeliegenden transitiven Konstruktion. Auch in dieser Operation ist das Arg3 aus dem Nukleus herausgenommen und daher in der Lage, die Übereinstimmung mit dem Verb zu kontrollieren (wie das Arg1). Wie ich schon früher ausgeführt habe, tritt das Tiefenstruktur-Subjekt als eine oblique NP in der Oberflächenstruktur auf, besitzt aber die Übereinstimmungseigenschaften eines IO. Die als Ergebnis auftretenden Verbformen waren die Vorläufer der präfigierten P-Klasse-Verben:



Wenn man das von Foley/Van Valin (1984: 160) entwickelte Klassifikationsschema für die relationsverändernden Transformationen zugrunde legt, wäre das ein Beispiel für ein „Vordergrundpassiv der vierten Art“, insofern, als es die syntaktische Vorrangstellung des direkten Objekts der Tiefenstruktur vergrößert, ohne den Core-Status des Agens zu schmälern. In den Passivformen dieses Typs kontrollieren sowohl Agens- als auch Patiens-NP weiterhin die Übereinstimmung, und das Patiens ersetzt das Agens als grammatisches Subjekt.

Die dritte Transformation, die den formalen Status des Arg3 berührt, war die, welche Präsensserien-Verbformen aus den ursprünglicheren Aoristserien-Formen entwickelte. Im Gemeinkartwelischen war das eine Art Antipassiv, das durch den durativen Aspekt veranlaßt wurde (Aronson 1979; Harris 1985). Dies hatte zur Folge, daß das Arg3 aus dem Nukleus herausgenommen und zum IO-Status „befördert“ wurde:



Beweise für das Vorhandensein dieser alten Antipassivform kann man in allen Tochtersprachen finden. In den belegten kartwelischen Sprachen jedoch ist die Beziehung zwischen den Input- und den Outputformen eher paradigmatisch als transformativ. Es gibt insbesondere keinen Hinweis darauf, daß die Outputformen weiterhin intransitiv sind.

Es ist daher unklar, ob für die urgeorgische Periode die Beziehung zwischen den Präsensserien- und den Aoristserienformen als transformativ angesehen werden kann. Ein indirektes Argument wäre, daß diese Formen schon auf der Grundlage der frühgeorgischen Numerus-Übereinstimmungsdaten paradigmatisch verwandt waren.

Ein besonderes Merkmal der altgeorgischen DO-Argumente ist ihre Fähigkeit, die Numerus-Übereinstimmung zu kontrollieren. Die NOM-Arg3, ob sie mit Personen-Übereinstimmung verbunden

mo-m ₃ -i-tev-en b-Ø	čwən _h
vergeben (A); S ₂ sg:O ₁ exkl:PLDO:IMPER	uns: ABS

tananadeb-n-i	čwen-n-i
Übertretung-PL-NOM	unser-PL-NOM

Außer als Markierung der Numerus-Übereinstimmung mit den NOM-Arg3 der A-Klasse-Verben erscheint -(e)n- auch in den präfigierten P-Klasse-Verben. In solchen Fällen markiert es die Anwesenheit eines Plural-Arg1. Die anderen zwei Gruppen der P-Klasse-Verben (suffigierte oder Wurzelverben) sind nicht mit diesem Suffix belegt. Es scheint daher so zu sein, daß -(e)n- den Numerus des Patiens oder Themaarguments einer darunterliegenden transitiven Konstruktion anzeigt. Da suffigierte und Wurzel-Klasse-P-Verben monovalente Tiefenstrukturen haben, verwenden sie dieses Suffix nicht. Das Plural-Suffix -(e)n- stimmt daher mit den direkten Objekten der Tiefenstruktur der Aoristserien- und der Perfektserien-Verben überein.

(a¹) Transitive Konstruktion: Agens → Subjekt

ʒal-n-i	mraʋal-n-i
Arbeit-PL-NOM	viele-PL-NOM

(a²) Passivkonstruktion: Agens → oblique NP
Patiens/Thema Ä Subjekt

mkwdar-n-i
tot-PL-NOM

„Sie wurden gemacht wie Tote.“ (Matthäus 28,4)

INTRANSITIVE SEMANTISCHE STRUKTUR (keine - (e)n-Übereinstimmung)

(b) "unakkusativische" Konstruktion: Patiens/Thema → Subjekt

car-vid-es_a

mçgems-n-i_a

igi

gehen: (P):S₃ pt:AOR

Schäfer-PL-NOM

die-NOM

„Die Schäfer gingen davon.“ (Lukas 2,20)

Es ist daher kein Zufall, daß das Suffix -(e)n- genau auf jene P-Klasse-Verben beschränkt ist, die immer das Präfix x- im Ch-G verwenden. Beide morphologischen Phänomene reflektieren transitive semantische Strukturen, und wie wir gesehen haben, waren nur die präfigierten P-Klasse-Verben in der frühgeorgischen Periode unterliegend transitiv. Das Nichtauftreten der -(e)n-Übereinstimmung in den Präsensserien-Verben zeigt an, daß eine transformationelle Beziehung ähnlich der zwischen A-Klasse-Verben und präfigierten P-Klasse-Verben im Falle der Präsens- und Aoristserien-Formen der A-Klasse-Verben nicht mehr bestand. Erstere wurden nicht mehr als sekundäre Formen angesehen, die durch die Antipassivierung der primären (Aoristserien-) Formen generiert waren. Sie wurden im Lexikon schon als Mitglieder des gleichen Formenbestands, die durch Inflexion eines Verbstamms nach Zeit, Aspekt, Modus usw. generiert waren, angesehen. Die Verbreitung des Suffixes -(e)n- im Urgeorgischen war auf Verbformen, die auf Aoristserien-Stämmen beruhten, begrenzt. Da die Präsensserienformen nicht mehr produktiv durch Hinzufügung eines Suffixes (Serienmarkers) und/oder durch Ablaut des Wurzelvokals von Aoristserienstämmen abgeleitet, sondern eher neben den Aoristserienformen im Lexikon aufgelistet wurden, wurde das Suffix -(e)n- nicht auf sie ausgedehnt.

7. Schlußfolgerung

Ich habe in diesem Beitrag versucht, die Daten zur Personenmarkierung aus der am frühesten belegbaren Periode der georgischen Sprache zu analysieren und zu systematisieren. Für diejenigen Aspekte der Verteilung des Präfixes x-, die in der synchronischen Grammatik dieser Periode unmotiviert zu sein schienen, ist es möglich gewesen, Hypothesen hinsichtlich der Grammatik einer früheren Stufe des Georgischen zu rekonstruieren, welche diese Verteilung erklärt. Des weiteren habe ich einige tentative Vorschläge gemacht, die den Charakter grammatischer Beziehungen des Urgeorgischen betreffen. Ich möchte die wesentlichen Punkte hier zusammenfassen:

(a) Die Beziehung zwischen den lexikalisch spezifizierten Argumenten (Arg1, Arg2 und Arg3) und ihrer Oberflächenrealisierung (als Subjekt, IO, DO oder OBL) ist sehr komplex. Neben der Veränderung der durch Verbformserien (wie in Tabelle 2 gezeigt) bedingten Kasus- und Übereinstimmungseigenschaften, die für alle A-Klasse-Verben gilt, gab es Beispiele, in denen der Oberflächenausdruck des Arg2 (direktes Objekt eines transitiven Verbs) in der Präsensserie zwischen IO und OBL wechseln konnte. Dieser Wechsel war in einigen Fällen mit den gleichen semantischen Faktoren verbunden, die Abweichungen von den morphosyntaktischen Mustern bedingen, die in vielen verschiedenen Sprachen mit transitiven Konstruktionen verbunden sind.

(b) Die urgeorgische Passivtransformation, die präfigierte P-Klasse-Verben aus transitiven A-Klasse-Verben erzeugte, hat nicht die in den Passiva der meisten Sprachen vorzufindende umfassende Neuverteilung syntaktischer Privilegien bewirkt. Die Agens-NP kontrollierte weiterhin die Personenübereinstimmung (Gruppe O eher als S), und die Patiens-NP, obwohl auf grammatischen Sub-

jektstatus angehoben, kontrollierte die suffigierte Numerus-Übereinstimmung in -(e)A-, ein Privileg, das nur den direkten Objekten der Tiefenstruktur verliehen war. In der Zeit der frühesten georgischen Texte war die Beziehung zwischen A-Klasse-Verben und ihren präfigierten P-Klasse-Gegenstücken nicht immer semantisch transparent und daher eher lexikalisch als transformationell. Das obligatorische Auftreten eines synchronisch unmotivierten Präfixes x- in monovalenten präfigierten P-Klasse-Verben wird als Relikt dieser früheren Transformation erklärt.

(c) Das Fehlen von Personen-Übereinstimmung zwischen dem NOM-Arg3 der 3. Person und dem Verb wird als eine formale Reflexion in der Morphosyntax der semantischen Bindung zwischen Verbstamm und seinem Lokalarargument (gewöhnlich ein Patiens oder Thema) interpretiert. In dem für das Urgeorgische grundlegenden transitiven Satztyp I bildeten Arg3 und das Verb den Nukleus des Satzes. O-Gruppen-Übereinstimmung kam nur zwischen den Core-Argumenten außerhalb und dem Verb innerhalb des Nukleus vor. Mit Hilfe von drei distinktiven Transformationsarten konnte das Arg2 aus dem Nukleus „herausbewegt“ werden in eine Position, wo es Personenübereinstimmung kontrollieren konnte.

Eine Analyse, wie sie hier vorgeschlagen wurde, könnte auf das morphosyntaktische System anderer Sprachen angewandt werden. Das verräterische Übereinstimmungsmuster wäre etwa das folgende: offene Personen-Übereinstimmung mit transitiven Subjekten und vielleicht indirekten Objekten und eine Lücke in dem Personen-Übereinstimmungssparadigma für einige oder alle Lokalarargumente (direkte Objekte, intransitive Subjekte). Falls eines der letzteren nicht die offene Personen-Übereinstimmung kontrolliert, wird es sich um einige oder alle NPs der dritten Person handeln. Ich hoffe, zu weiteren Untersuchungen von Sprachen mit ähnlichen Mustern zu ermutigen, des weiteren eine Wiederaufnahme der Frage anzuregen, ob das Nichtauftreten eines offenen Übereinstimmungsmarkes als ein phonologisches Nullmorphem ($\emptyset$) oder als tatsächliches Fehlen von Übereinstimmung zu interpretieren ist.

ABKÜRZUNGEN

Kasus: NOMinativ, ABSolutiv, ERGativ, DATiv, GENitiv, INSTRumental, ADVerbial.

Verbformen:

Präsensserie: PRS (Präsens), IMP (Imperfekt), CNJ (Konjunktiv), ITR (Iterativ), PRS.IMPER (Präsensserien-Imperativ).

Aoristserie: AOR (Aorist), FUT (Optativ, Futur), PERM (Permansiv), IMPER (Aoristserien-Imperativ).

Verbklasse: (A), (P).

Sonstige: PASSiv, INCHoativ, PLDO (direktes Objekt im Plural).

(*) „unakzeptabel“, (‡) „rekonstruierte Form“, (□) „nicht belegt (und wahrscheinlich nicht akzeptabel)“

ANHANG

Anhang 1: S₂-Markierung.

Am Anfang dieses Artikels wurde erwähnt, daß im Ch-G x- der S₂-Marker für alle Verbformen außer den positiven Imperativen ist. In den meisten heutigen georgischen Dialekten und im Swanischen ist der positive Imperativ identisch mit dem Aorist mit einem Personensubjekt der 2. Person (Topuria 1967: 167-168). Das kontrastiert mit der Situation im Ch-G und auch mit späteren Formen

des Altgeorgischen, für welches die zwei Formen durch Anwesenheit oder Abwesenheit des Präfixes x- unterschieden sind (Šaniš e 1920; 1953: 210-211)¹⁵:

	CHANMETI-GEORGISCH		MODERNES GEORGISCH		SWANISCH
	Aorist	Imperativ	Aor/Imper		Aor/Imper
S ₂ sg:	x-qav-Ø	qav-Ø	qav-Ø		ž-a-x-ä-sq-Ø
S ₂ pl:	x-qav-t	qav-t	qav-t		ž-a-x-(a)-sq-e-d
	"du machtest es"	"mache es!"			"du machtest es/ mache es!"

Hier sind zwei Beispiele aus Ch-G-Evangelienübersetzungen:

Aorist:	tkwen ihr	x-qav-t machen (A): S ₂ pl:AOR	igi es: NOM	kwab Höhle: ABS
	avazaḡ-ta Räuber: GEN _{pl}			

„Ihr habt es zu einer Räuberhöhle gemacht.“ (Lukas 19,46)

Imperativ:	(Ø) qav-t machen (A): S ₂ pl:IMPER	xe-j Baum-NOM	igi der: NOM	ḡetil gut: ABS
	da und	naḡop-i-ca Frucht-NOM-auch	misi er:GEN	ḡetil gut: ABS

„Macht den Baum und seine Frucht gut.“ (Matthäus 12,33)

Was Imperative angeht, so haben Linguisten festgestellt, daß sie zu den kürzesten Verbformen in fast jeder beschriebenen Sprache gehören. Insbesondere fehlt den Imperativen oft der Personen-Marker (z.B. latein. die „sprich!“) (Palmer 1986: 29). Die formale Opposition zwischen Ch-G qav! und x-qav kann daher formal als die gleiche angesehen werden wie die zwischen engl. make und (thou) mak-est. Eine weitere Möglichkeit ist, eine Parallele zwischen dem Georgischen und Sprachen wie z.B. dem Marikopischen zu ziehen, das ein distinktives Subjektprefix für Imperative verwendet. Man vergleiche die Formen m-ashvark „du sangst, du singst gerade“ und k-ashvark „singe!“ (Gordon 1986: 18-21). Das Prefix k- steht paradigmatisch in Opposition zum Subjektprefix der 2. Person m- und ebenso zu den Prefixen der 1. und 3. Person. Man könnte in ähnlicher Weise die Ch-G-Imperative interpretieren als Formen, die ein spezielles Prefix ø - verwenden, das paradigmatisch in Opposition zu den Subjektprefixen der 1., 2. und 3. Person steht:

	MARIKOPISCH	CHANMETI-GEORGISCH
1. Person	ḡ-	w-
2. Person	m-	x-
Adressat des Imperativs	k-	Ø
3. Person	Ø-	-s/a/n

Für den Zweck der Beschreibung ist die obige Darstellung adäquat, sie ist aber vom strukturalistischen Standpunkt aus unerfreulich. Wenn man eine Gruppe von Eigenschaften (± Sprecher,

1. Adressat, 2. Plural) verwenden möchte, um die kartesischen Übereinstimmungs-Affixe zu etikettieren, dann schafft die Aufnahme eines „Adressats des Imperativs“ unnötige Komplikationen.

Anhang 2: Andere Fälle des Auftretens des Präfixes x-.

In den vorangegangenen Abschnitten dieses Artikels wurden alle Fälle des Auftretens des x-Präfixes erklärt – mit Ausnahme einiger weniger Fälle. Sarǰvelaǰe (1971: 116-117) führt ein halbes Dutzend transitiver Verben auf, die mit Präfix x- in Ch-G-Texten belegt sind. Er glaubt, daß das Präfix in diesen Beispielen durch ein NOM-Arg3 ausgelöst wird. Vier Verben haben den präradikalen Vokal -i- (Marker der Subjektversion), z.B.:

vrcel	ar-s	gza-j	romel-man
weit	sein (P): S ₃ sg:PRS	Weg-NOM	welcher-ERG
mi-x-i-qvan-i-s			
nehmen (A): S ₃ sg:'O ₃ ':PERM		cař-sa-çqméd-el-ad	
		zerstört zu werden-ADV	

„Breit ist der Weg, der zur Zerstörung führt.“ (Matthäus 7,13)

pirvel-ac	ara	x-i-ban-a	vidre
erst-ADV	nicht	waschen (A): S ₃ sg:'O ₃ ':AOR	vor

sadiłobande
Essen-bi

„Er wusch sich nicht vor dem Essen.“ (Lukas 11,38)

Weitere Beispiele sind ar-x-i-pq-a „<er:ERG> hob <es:NOM> auf“ und mi-x-i-ǰ-o „<er:ERG> erhielt <es:NOM>“, beide aus dem Ch-G-mravaltavi (Sammlung patristischer Schriften) (Molitor 1965: 70, 86).

Es gibt auch eine kleine Gruppe intransitiver medioaktiver A-Klasse-Verben, die mit dem Präfix x- auftreten (Sarǰvelaǰe 1971: 121). Alle haben den präradikalen Vokal -i-: x-i-xar-eb-n „er jauchzt“ (S₃ sg:PRS, IMPER); x-i-marxv-en „sie fasten“ (S₃ pl:PRS); x-i-sadiłn-es „sie aßen zu Mittag“ (S₃ pl:AOR), z.B.:

rajsa-twi	moçape-n-i	iohane-js-n-i	da
was: GEN-für	Jünger-PL-NOM	Johannes-GEN-PL-NOM	und
pariseve-n-i	x-i-marxv-en	da	moçape-n-i
Pharisäer-PL-NOM	fasten (A): S ₃ pl:'O ₃ ':PRS	und	Jünger-PL-NOM
šen-n-i	ara	x-i-marxv-en?	
deine-PL-NOM	nicht	fasten (A): S ₃ pl:'O ₃ ':PRS	

„Warum ist es, daß die Jünger des Johannes und die Pharisäer fasten, aber deine Jünger fasten nicht?“ (Markus 2,18)

Zu diesen Verben lassen sich zwei Feststellungen treffen. Erstens, bei den meisten von ihnen scheint das Auftreten des Präfixes x- nicht systematisch zu sein. Die Form x-i-sadiłn-es tritt in einem der ältesten Ch-G-Palimpseste auf. In einem weiteren frühen Manuskript finden wir v-i-sadiłn-e-t „wir aßen zu Mittag“ ohne Präfix. Die Formen mi-i-qvan-i-s mi-i-ǰ-o, da-i-ban-e (S₂ sg:IMPER), i-xar-eb-d-a (S₃ sg:IMP) sind gleichermaßen im Ch-G-Korpus belegt. Die zweite Feststellung besteht darin, daß fast alle diese Ausnahmen den präradikalen Vokal -i- haben. Nachdem die ursprüngliche Motivation der O-Gruppen-Präfixe mit i-präfigierten P-Klasse-Verben verloren war (noch in der ur-

georgischen Periode), wurde das Präfix *x-* ein obligatorischer Bestandteil dieser Verben. Einige Sprecher haben möglicherweise (unbewußt natürlich) erkannt, daß fast alle diese Verben, die die Präfix-Kombination eingehen, intransitiv sind, und nahmen eine geringfügige Neuanalyse der Bedingungen für deren Auftreten vor. Sie dehnten nämlich das Präfix *x-* auf andere intransitive Verben mit dem präradikalen Vokal *-i-* aus. (Man beachte, daß alle medioaktiven Verben in Sarǰvelašes Liste intransitiv sind und daß das Arg3 von *mi-i- qwan-i-s* in der oben zitierten Passage nur eine generische Referenz hat und nicht als offene NP an der Oberfläche auftritt. Die Anwesenheit des Präfixes in eindeutig transitiven Verben wie *mi-x-i-ǰ-o* würde als nichtsystematische Übererweiterung erscheinen.)

ANMERKUNGEN

¹ Es gibt einen zweiten frühgeorgischen Dialekt, der in Handschriften aus dem 7. bis 9. Jh. belegt ist, den Šaniḡe (1923) Haemeti (haemeti „überflüssige h“ genannt hat. Die Verteilung des *h*-Präfixes in diesen Texten ist prinzipiell die gleiche wie die des Präfixes *x-* im Chanmeti-Dialekt, es wird aber nicht durchgängig angewendet. Es ist möglicherweise so, daß bis zur Mitte des 8. Jh.s die Prinzipien, die die frühere Verteilung des Präfixes *x-* regiert hatten, in den Dialekten, die von den Schreibern gesprochen wurden, nicht mehr befolgt wurden (Sarǰvelaš 1971: 39). Aus diesem Grund werde ich keine Haemeti-Daten verwenden.

In diesem Beitrag werden sich die Termini „Chanmeti-Georgisch“ (CH-G) und „Frühgeorgisch“ auf die am frühesten bezeugte Form der Sprache beziehen (5.-7. Jh.). „Altgeorgisch“ wird sich auf die gesamte Zeit vom 5. bis 13. Jh. beziehen und „Modernes Georgisch“ auf die gegenwärtige Standardsprache.

² In beiden Sprachen tilgen morphophonomatische Regeln das Präfix *x-* in bestimmten Kontexten. Wenn in diesem Artikel behauptet wird, daß eine bestimmte Verbform das Präfix *x-* verwendet oder nicht verwendet, wird auf die zugrundeliegende morphologische Struktur vor der Anwendung morphophonematischer Regeln Bezug genommen.

³ Die Chanmeti-Beispiele, die in dieser Arbeit verwendet werden, sind den Palimpsest-Fragmenten des Evangeliums aus dem 5. bis 6. Jh. entnommen (Handschriften A-89 und A-844), wie sie von L. Kaǰaia (1984) ediert wurden.

⁴ Das wird später diskutiert.

⁵ Es ist von Bedeutung hervorzuheben, daß die Zahl der Verben vom Typ *čams* im späten Altgeorgisch immer größer wurde, obwohl sie im CH-G sehr klein war (Sarǰvelaš listet 1971 nur zwei auf). Šaniḡe stellt fest, daß in dieser Periode bei monotransitiven Präsensserien-Verben der *O₃*-Marker „fast immer in Formen mit Präverben, aber nicht in Verben ohne Präverben erscheint, wobei es einige Ausnahmen gibt“ (1976: 91). Zur gleichen Zeit wurde die perfektivierende Funktion der Präverben im georgischen Verbalsystem immer systematischer (Mačavariani 1974; Šaniḡe 1976: 73). Das ist eine weitere Unterstützung der Hypothese, daß der perfektive Aspekt ein Faktor war, der die Anwesenheit des Präfixes bedingte.

⁶ Vermutlich war *x-* ein Kennzeichen der *O₃*-Übereinstimmung und *u-* ein Indikator der Objektversion. Das Suffix *-i* war wahrscheinlich dasselbe wie das, das man in vielen statischen Verben findet, und *-s* war das Zeichen des *S_{3 sg}*.

⁷ In der frühen altgeorgischen Periode war das eindeutig nicht mehr der Fall, zumindest für einige präfigierte *P*-Klasse-Verben. In den CH-G-Handschriften werden *x-i-q-o* und *x-i-qv-n-es* ständig verwendet, um die Bedeutung „er/sie/es war“ und „sie waren“ wiederzugeben, z. B.:

„Aber Thomas [...] war nicht mit ihnen.“ (Johannes 20,24)

Obgleich die Wurzel *q* im obigen Verb der CK-Wurzel *ǰqv* „tun, machen“ etymologisch verwandt ist (Klimov 1964: 209), ist es doch unwahrscheinlich, daß sie zu einer Zeit, als die Chanmeti-Evangelien übersetzt wurden, noch als Passivform („jem./etw. wird gemacht“) erkannt wurde.

- 8* Das Übereinstimmungsmuster, das ich vorschlage, hat auch anderswo typologische Parallelen. In der indonesischen Sprache Achenesisch kontrolliert die Agens-NP eines Passiv-Verbs die Übereinstimmung, selbst solche, die es zum obliquen Status degradiert hat (Lawler 1977: 224-225):

Boh-mamplam	nia-pajoh	le- dron _a
Frucht-Mango	2. Pers.-essen	durch dich

„Die Mango-Frucht wird durch dich gegessen.“ (Lawler 1977: 225)

- 9 Es gibt in der Tat mehrere Dutzend Beispiele in altgeorgischen Texten, wo eine GEN-Kasus-NP eine O-Gruppen-Übereinstimmung zu kontrollieren scheint (Šaniġe 1953: 356; Danelia 1975), z. B.:

rad	gan-m-a-šoreb	čem-gan?
wa: ADV	entfernen(A): S ₂ sg: O ₁ sg: PRS	mir: GEN-von

„Warum hältst du sie von mir fern?“ (Šušaniġi, XIX, 20)

xole	toma...	ara	x-i-q-o
aber	Thomas: NOM	nicht	sein: (P): S ₂ sg: O ₁ : AOR

mat	tana
ihnen: DAT	mit

Šaniġe und Danelia argumentieren, daß die Konstruktionen, auf die verwiesen wird, nicht dem Georgischen eigen sind, sondern daß sie vielmehr Versuche der Übersetzer darstellen, sich der Syntax des Griechischen, in der präpositionale Phrasen verwendet werden, so weit wie möglich anzunähern. Die bezeugte Übersetzung ist eine Art Kompromißkonstruktion mit einer griechischen Konstituentenstruktur und einem kartwelischen Übereinstimmungsmuster. Das Vorkommen solcher Konstruktionen in originalen georgischen Werken ist dem Einfluß von übersetzten Texten auf den Stil der Verfasser zuzuschreiben (Danelia 1975: 87).

- 10 Der Leser, der mit den Arbeiten von Foley/Van Valin vertraut ist, wird bemerken, daß die Termini „Core“ und „Nukleus“, die sie in ihrer Formulierung der Schicht-Struktur des Satzes verwenden, hier in verschiedenen Bedeutungen gebraucht werden. Ich arbeite auch mit einer Schicht-Struktur des Satzes, obwohl ich das Sezierschwert an verschiedenen Nahtstellen ansetze, um bestimmte Regularitäten der kartwelischen Morphosyntax zu entdecken.
- 11 Es scheint, daß keine derartige Restriktion im Falle der S-Gruppen-Übereinstimmung, die durch die Arg1 der intransitiven Verben kontrolliert werden konnte (die wie auch die LAs innerhalb des Satznukleus gewesen wären), wirksam war. Diese Frage verdient mehr Aufmerksamkeit, als ihr hier gewidmet werden kann.
- 12 Unter typologischem Gesichtspunkt ähnelt das den durch Personen-Hierarchie kontrollierten Phänomenen, die man in den nordamerikanischen Algonkin-Sprachen findet (vgl. Potawatomi *k_a-wapum* „du siehst mich_a“ mit *k_a-wapm-un* „ich_a sehe dich“ [Hockett 1966]).
- 13 Der Mechanismus für die Lösung des Konkurrenzproblems zwischen Arg2 und Arg3 für den O-Gruppen-Übereinstimmungsplatz ist im modernen Georgisch ganz anders. Zu Einzelheiten siehe Tuġte (1988b).
- 14 Das Inklusivpräfix (gw-) der 1. Person trägt die Information bezüglich des Numerus (da es sich zumindest auf zwei Personen beziehen muß), aber das ist epiphänomenal. Die Merkmals-Matrix, die dem O-Gruppen-System zugrunde liegt, enthält nur die Merkmale für die Person (± Sprecher, ± Adressat) und nicht für den Numerus.
- 15 Im Altgeorgischen gab es zwei Imperative: Einer gehörte zu der Präsensserie der Verbformen, der andere zur Aoristserie (Šaniġe 1976: 70, 90). Der Präsensserien-Imperativ ist formal dem Imperfekt der 2. Person äquivalent, mit Ausnahme des Fehlens eines S₂-Präfixes, z. B.: *še-vidod-e-t iġro-sa mas bče-sa* „tritt in das schmale Tor ein“ (Matthäus 7,13); vgl. Imperfekt *še-x-vidod-e-t*.

LITERATUR

- Aronson, H. 1979. Towards a typology of transitivity: the strange case of the Georgian subject. CLS para-session on the elements, S. 297-306. Chicago Linguistics Society.
- Aronson, H. 1984. Homonymy in the Georgian verbal system. *Folia Slavica* 7 : 21-37.
- Boeder, W. 1979. Ergative syntax and morphology in language change: the South Caucasian languages. In: F. Plank (ed.), *Ergativity: towards a theory of grammatical relations*, S. 435-480. Orlando: Academic Press.
- Danelia, K. 1975. *uxo enata gavlenis kvali žveli kartuli čerilobiti žeglebis enaši*. *Macne* 4: 79-90.
- Dressler, W. 1968. Studien zur verbalen Pluralität. *Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der Österreichischen Akademie der Wissenschaften* 259, Abh. 1.
- Foley, W. u. Van Valin, R. 1984. *Functional syntax and universal grammar*. New York: Cambridge Univ. Press.
- Frajzyngier, Z. 1985. Ergativity, number and agreement. *Berkeley Linguistics Society* 11 : 96-106.
- Gamqrelidze, T. 1979. *zmnis pirianoba da valenṭoba*. *Saenatmecniero ḳrebuli* (deutsche Übersetzung in: *Georgica* 4: 65-70).
- Gordon, L. 1986. *Maricopa morphology and syntax*. University of California Publications in Linguistics 108.
- Gudjedjiani, Ch. and Palmaitis, L. 1985. *Svan-English dictionary*. Delmar, NY: Caravan Books.
- Harris, A. 1981. *Georgian syntax: a study in relational grammar*. New York: Cambridge University Press.
- Harris, A. 1985. *Diachronic syntax: the Kartvelian case* (*Syntax and semantics* 18). New York: Academic Press.
- Holisky, D. A. 1981. *Aspect and Georgian medial verbs*. Delmar, NY: Caravan Press.
- Hopper, P. and Thompson, S. 1980. Transitivity in grammar and discourse. *Language* 56 : 251-299.
- Imnaišvili, I. 1957. *saxelta bruneba da brunvata punkciebi žvel kartulši. žveli kartuli enis ḳatedris šromeḳi* 4.
- Imnaišvili, I. 1968. *vneḳiti gvaris zmnata taviseburebani žvel kartulši. žveli kartuli enis ḳatedris šromeḳi* 11: 27-54.
- Kaḡaia, L. (Hrsg.) 1984. *xanmeṭi ṭeksteḳi, I: xanmeṭi otxtavi*. Tbilisi: Mecniereba.
- Kawtaradse, I. 1975. Der Entwicklungsweg der georgischen Literatursprache. *Wissenschaftliche Zeitschrift der Fr.-Schiller-Universität Jena (Ges.- und Sprachwiss. Reihe)* XXIV 5/6 : 573-582.
- Keyser, S. J. and Roeper, T. 1984. On the middle and ergative constructions in English. *Linguistic Inquiry* 15 : 381-416.
- Klimov, G. A. 1964. *Etimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov*, Moskva: Nauka.
- Lawler, J. 1977. A agrees with B in Achenese: a problem for relational grammar. In: P. Cole and J. Sadock (Hrsg.), *Grammatical relations* (*Syntax and semantics* 8), S. 219-248. New York: Academic Press.
- Mačavariani, G. 1974. *aspeḳṭis ḳateḡoria kartvelur eneḳši. kartvelur enata šruḳṭuris saḳitxeḳi IV*: 118-141.
- Mithun, M. 1984. The evolution of noun incorporation. *Language* 60, S. 841-894.
- Mithun, M. 1988. Lexical categories and the evolution of number marking. In: M. Hammond and M. Noonan (Hrsg.), *Theoretical morphology: approaches in modern linguistics*, S. 211-234. New York: Academic Press.
- Molitor, J. (Hrsg.) 1956. *Monumenta Iberica antiquiora. Textus chanmeṭi et haemeṭi ex inscriptionibus Bibliis et patribus. Corpus Scriptorum Christianorum Orientalium* 166, subsidia 10.
- Oniani, A. 1978. *kartvelur enata iṣtoriuli morpologiis saḳitxeḳi*. Tbilisi: Mecniereba.
- Palmer, F. R. 1986. *Mood and modality*. London: Cambridge University Press.
- Pxaḳaḡe, D. 1984. *I turmeobitis punkciebi kartulši*. Tbilisi: Tbilisis Univerṣeṭis Gamomcemloba.
- Saržvelaḡe, Z. 1971. *xanmeṭ da haemeṭ ṭeksteḳši dadasturebul zmnis pirian pormata saḡiebleḳi*. Tbilisi: Mecniereba.
- Schmidt, K. H. 1957. Eine südkaukasische Aktionsart? *Münchener Studien zur Sprachwissenschaft* 10: 9-24.
- Schmidt, K. H. 1984. On aspect and tense in Old Georgian. *Folia Slavica* 7: 290-302.

- Šanig, A. 1920. subiekturi prepiksi meore piriša da obiekturi prepiksi mēsāmē piriša kartul zmnēbsi. Neudruk in: Šanig 1957: 49-263.
- Šanig, A. 1923. ušvelesi kartuli tekstebis ašmočenis gamo. Neudruk in: Šanig 1957: 282-296.
- Šanig, A. 1953. kartuli gramatiķis sapužvebi, I: morfologia. Tbilisi: Tbilisi Universitetis Gamomcemloba.
- Šanig, A. 1957. kartuli enis štrukturisa da ištōriis šakitxebi, I. Tbilisi: Tbilisi Universitetis Gamomcemloba.
- Šanig, A. 1976. žveli kartuli enis gramatiķa. Tbilisi: Tbilisi Universitetis Gamomcemloba.
- Šarageniže, T. 1954. saxelta mravlobiti ricxvis čarnoeba svanurši balszemouri kilos mixedvit. Iberiul-ka-vkauri enatmecniereba VI: 189-203.
- Talmy, L. 1985. Lexicalization patterns: semantic structures in lexical form. In: T. Shopen (Hrsg.), *Language typology and syntactic description*, Vol. 3: Grammatical categories and the lexicon. Cambridge University Press.
- Topuri, V. 1967. svanuri ena, I: zmna. Tbilisi: Mecniereba.
- Tsunota, T. 1981. Split case-marking patterns in verb-types and tense/aspect/mood. *Linguistics* 19 : 389-438.
- Tuite, C. 1988a. Number agreement and morphosyntactic orientation in the Kartvelian languages. Dissertation, University of Chicago.
- Tuite, C. 1988b. Split objectivity in Georgian. *University of Chicago Working Papers in Linguistics* 4: 257-265.
- Uhlenleck, C. C. 1916. Het passieve karakter van het verbum transitivum in talen van Noord-Amerika. *Verlagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen (Afd. Letterkunde)*. 5, 2: 187-216.

LITERATURWISSENSCHAFT

Elgudsha Chintibidse

Die Stellung Rustwelis im Prozeß des mittelalterlichen Denkens und die moderne Literaturwissenschaft

In der modernen Mediävistik gilt, daß die Literaturen des Mittelalters unmittelbar von der Theologie abhängig sind (13, S. 22). Für die georgische Literatur war dies das Christentum. Die georgische Literatur war wie die Literaturen der anderen christlichen Völker des Orients in den weltweiten Entwicklungsprozeß der christlichen Literatur einbezogen.

„Die Ostslawen“, schreibt D. Lichatschow, „mußten, nachdem sie im 10. bis 11. Jh. den gemeinsamen Entwicklungsweg der Menschheit betreten, enge Kontakte zur europäischen Literatur geknüpft und diese Kontakte selbst in den schweren Jahren des tatarisch-mongolischen Jochs nicht abgebrochen hatten, unweigerlich zusammen mit Byzanz und den Südslawen zur Vorrenaissance gelangen“ (7, S. 79).

Ein analoger Prozeß fand in Georgien seit dem 4. Jh. über das gesamte frühe Mittelalter hinweg statt. Die Anerkennung der dyophysitischen Doktrin Anfang des 7. Jh.s durch die Georgier bedeutete die unmittelbare Orientierung auf die byzantinische Kultur und eine scharfe Abgrenzung vom nichtchristlichen und monophysitischen Orient. Von dieser Zeit an wurde die georgische Kultur über Byzanz des christlichen Denkens der Welt teilhaftig. Die georgischen Staatsführer und Kulturschaffenden waren bemüht, die georgische Kultur nicht mit der griechischen zu verschmelzen, sondern sie der griechischen parallel zu entwickeln. Daher erhielt das Verhältnis der georgischen Literatur

zur griechischen bereits in seinen Anfängen eine Nuance von Rivalität. Später bedingte dieser Umstand in Georgien eine Eigenart des Literaturprozesses: stärkeres Interesse für die originale Literatur, die Schaffung der nationalen Hagiographie, wesentliche Veränderungen in der Hymnographie. Die georgischen Hymnographen veränderten die Zusammensetzung der aus dem Griechischen übersetzten liturgischen Sammelbände. Es wurden originale georgische Hymnen aufgenommen, die in die liturgische Praxis überführt wurden. Die aus dieser Zeit stammenden Übersetzungen aus dem Griechischen zeichnen sich durch ein freies Verhältnis zu den Originalen aus. Gegen Ende des 10. Jh. schufen die Georgier in Griechenland auf dem Berg Athos eine erfolgreiche Literaturstätte. Die Vertreter der Literaturschule vom Athos setzten den kulturellen Rivalitätskurs mit Byzanz fort. Ihr Schaffen ermöglichte es den Georgiern, die byzantinischen Literaturdenkmäler eingehender zu erforschen. Die Rivalität mit der byzantinischen Kultur und Literatur erforderte einen noch engeren Kontakt der georgischen Literatur zur griechischen. Man strebte an, alle bis dahin nicht übertragenen Werke der byzantinischen Literatur aus dem Griechischen ins Georgische zu übersetzen. Dabei wandelte sich die Übersetzungsmethode: Das neugestellte Ziel erforderte, die Schriften der heiligen Väter exakt ins Georgische zu übersetzen. Die allseitige, umfassende Aneignung der byzantinischen Literatur wurde zu einem kulturellen Ereignis nationaler Bedeutung und war etwa im 12. Jh. bereits im wesentlichen verwirklicht.

In einer bestimmten Entwicklungsstufe fand in der Nationalliteratur dank der Beziehung zu den führenden Literaturen der Epoche der Weltprozeß des gesellschaftsphilosophischen Denkens nicht nur seinen Widerhall, sondern die nationale Literatur schaltete sich in ihn ein und nahm Einfluß auf ihn.

Das georgische literarisch-philosophische Denken entwickelte sich, nachdem es seit dem 12. Jh. mit Byzanz die höchste Stufe im Prozeß des christlichen Denkens erklimmen hatte, auf neuem, unabhängigen Wege und setzte in georgischer Sprache die Entwicklung des christlich-byzantinischen gesellschaftsphilosophischen und literarischen Denkens fort.

Demzufolge erreichte die Entwicklung der christlichen Kultur Georgiens in dieser Etappe jene spezifische Periode in der Kulturgeschichte des Mittelalters, die die Erforscher der mittelalterlichen Literatur Protorenaissance oder Vorrenaissance oder bisweilen hohes oder reifes Mittelalter nennen. Wir bevorzugen den in der Mediävistik genauso eingebürgerten Terminus spätes Mittelalter in Analogie zum frühen Mittelalter. Einige Forscher der georgischen Literatur bezeichnen diese Epoche als georgische Renaissance. Gebraucht man in diesem Fall den Terminus Renaissance in seiner allgemeinen Bedeutung, mit dem Inhalt der Wiedergeburt der nationalen oder regionalen Kultur und Literatur, dann ist diese Bezeichnung für die georgische Kultur und Literatur des 11. bis 12. Jh.s bedingt möglich. Tatsächlich spricht man bekanntlich von einer „islamischen Renaissance“ (10), einer „byzantinischen philosophischen Renaissance“ (20, S. 225), einer „griechischen Renaissance des 8. Jh.s v. Chr.“ (18). Andererseits hat der Terminus Renaissance seine konkrete, spezifische Bedeutung. Er zeigt eine bestimmte Entwicklungsstufe der europäischen Kultur und das spezifische Wesen des für diese Periode charakteristischen gesellschaftsphilosophischen Denkens, der Kunst und der Literatur an. Wenn wir die georgische Literatur des 12. Jh.s als Ausdruck des Denkens der Protorenaissance bzw. des späten Mittelalters betrachten, weisen wir dieser Entwicklungsstufe der georgischen Li-

teratur einen Platz im Gesamtprozeß des mittelalterlichen christlichen Denkens zu und ziehen eine typologische Parallele zu einer bestimmten Entwicklungsstufe des europäischen gesellschaftsphilosophischen und literarischen Denkens.

Eine derartige Entwicklung des christlichen Denkens im mittelalterlichen Georgien war keineswegs sonderbar und spezifisch. Heute sind sowohl sowjetische als auch ausländische Wissenschaftler der Ansicht, daß sich in der christlichen Kultur des Mittelalters eine sogenannte Entwicklung der Tradition, ein inneres Reifen des Umbruchs, eine organische Evolution des Mittelalters zu einer spezifischen Periode, vollzog, die der Renaissance nicht nur voranging, sondern die Umgestaltung innerlich vorbereitete, die in allen Sphären des geistigen Lebens zunächst in Italien, später in den anderen Ländern Europas vonstatten ging (15, S. 225). In Georgien wie in Westeuropa gelangte die Entwicklung der christlichen Kultur bis zu dieser neuen Etappe im Prozeß der geistigen Entfaltung der Menschheit, deren weitere Entwicklung, die nur in der Kulturgeschichte Europas vollzogen wurde, unter dem Namen der Renaissance bekannt ist.

Wodurch war diese neue Entwicklungsstufe des georgischen gesellschaftsphilosophischen Denkens bedingt? Es sind mehrere Umstände zu beachten (21, S. 310-315).

Die politische und ökonomische Stärke schuf im Georgien des 12. Jh.s eine günstige Grundlage für einen außerordentlichen Fortschritt in Kultur, Literatur und Philosophie. Die in Georgien herrschende sozialökonomische und politische Atmosphäre (ähnlich wie in den damals fortgeschrittenen Ländern Westeuropas) – der entwickelte Feudalismus (die Leibeigenschaft und Suzerän-Vasallen-Beziehungen) und der gewaltige Aufschwung von Handel und Handwerk – gab der reichen und vielfältigen georgischen christlichen Kultur und Literatur einen entsprechenden Stimulus zur Entwicklung auf dem Weg des Fortschritts. Dieser sozialökonomische Faktor deutete unmittelbar auf die Entwicklungsmöglichkeit des Renaissancedenkens

hin. Trotzdem wird dieser Umstand von der zeitgenössischen Mediävistik nicht entsprechend beachtet, was unseres Erachtens dadurch bedingt ist, daß uns das Gespenst des vulgären Soziologismus immer noch ängstigt.

Die georgische Philosophie machte sich die progressive Linie der Konstantinopler Akademie, die ihre Entwicklung auch in Westeuropa fand, zu eigen und setzte sie fort. Zwei große Vertreter der georgischen Philosophie in der ersten Hälfte des 12. Jh.s, Ioane Petrizi und Arsen Iqaltoeli, wuchsen an dieser Akademie heran. Diese „philosophische Renaissance“ der Konstantinopler Akademie wurde gegen Ende des 11. Jh.s von der Politik reaktionärer Kreise am Hof von Byzanz und konservativen kirchlichen Kreisen erstickt. In Georgien wurde eine derartige philosophische Richtung, die sogenannte entwickelte und hohe Scholastik, die im 13. bis 14. Jh. auch im Prozeß des europäischen Denkens eine prinzipielle Rolle gespielt hatte, in georgischer Sprache fortgesetzt und entwickelt.

Seit der Mitte des 7. Jh.s war Georgien die arabische Kultur und Bildung nahestehend und zugänglich. Die fünf Jahrhunderte währenden engen politischen und wirtschaftlichen Kontakte mit der arabischen Welt hatten zur Folge, daß die sogenannte „islamische Renaissance“, die für die Entwicklung des europäischen gesellschaftsphilosophischen Denkens in der Epoche des späten Mittelalters und der Renaissance eine bedeutende Rolle gespielt hatte, an den Georgiern nicht spurlos vorüberglitt. Die georgische Kultur und Literatur des 12. Jh.s waren auch über die persische Literatur, die im Unterschied zur christlichen stets für die heroische und romantische Thematik ein Interesse hatte, eng mit dem Orient verbunden.

Die fortschrittliche georgische Gesellschaft kannte die Werke der Klassiker der griechischen Antike. Die georgischen Autoren dieser Periode stützten sich auf die alten griechischen Schriftsteller und erwähnten Gestalten ihrer Werke. Im Georgien des 11. bis 12. Jh.s gab es mehrere Werke, die aus Aphorismen und Sentenzen zusammengestellt waren, die aus den Werken griechischer Autoren ausgewählt

worden waren. Die Wiedergeburt der antiken griechischen und römischen Kultur ist bekanntlich ein wesentlicher Umstand, der die Spezifik des Denkens in den Epochen vor der europäischen Protorenaissance und Renaissance bestimmte.

In dieser Entwicklungsetappe des georgischen gesellschaftsphilosophischen und literarischen Denkens erscheint Rustweli als ihre gesetzmäßige Krönung. Das offensichtlich humanistische Pathos des „Recken im Pantherfell“ von Rustweli brachte Schalwa Nuzubidse darauf, in Analogie zur europäischen Renaissance Rustwelis Gedankengut als Renaissance zu bezeichnen. Doch unter Berücksichtigung der geographischen und nationalen Eigenart Georgiens führte er im Gegensatz zur Renaissance des Westens den Terminus „orientalische Renaissance“ ein und bezeichnete Rustweli als Vertreter der orientalischen Renaissance. Diese These ist in seinem Buch „Rustaweli und die orientalische Renaissance“ enthalten (11).

Die Idee der orientalischen Renaissance erwies sich als aussichtsreich, denn sie wurde als Wiedergeburt der nationalen Kultur definiert. N. Konrad dehnte die Idee der kulturellen Wiedergeburt auf das China des 9. bis 11. Jh.s und das Mittelasien des 11. bis 12. Jh.s aus (5). Wasgen Tschalojan schrieb ein Buch über die armenische Renaissance (14). Viktor Shirmunkij veröffentlichte einen Artikel über Alischer Nawoi, einen Vertreter der mittelasiatischen Renaissance des 15. bis 16. Jh.s (12). Die Erforscher der aserbaidshanischen Literatur berichten von einer frühen aserbaidshanischen Renaissance (2).

Die sowjetische Literaturwissenschaft erarbeitete eine Renaissance-theorie der Weltkulturen. N. Konrad schrieb im Zusammenhang mit der orientalischen Renaissance:

„Freilich darf man all diese Erscheinungen keinesfalls völlig gleichsetzen. Wenn man sie bedingt als ‚Renaissance‘ bezeichnet, so weisen sowohl die ‚Tanrenaissance‘ als auch die ‚mittelasiatische Renaissance‘ ihre klaren spezifischen Züge auf, die sie voneinander und jede von

ihnen von der ‚europäischen Renaissance‘ unterscheiden. Sind wir aber berechtigt, nur diese Unterschiede zu sehen, ohne auf die Gemeinsamkeiten zu achten, zumal diese Gemeinsamkeiten im historischen Wesen der Erscheinungen liegen?“ (5, S. 22)¹

Nach N. Konrads Auffassung ist die Weltrenaissance eine Etappe des historischen Weltprozesses genauso wie die Weltantike und das Weltmittelalter.

„Antike, Mittelalter und Renaissance erscheinen als eine einheitliche Kette von Kulturtypen, die nicht nur durch den Wechsel der Formationen, sondern auch durch die Gesetze der Kulturentwicklung verknüpft ist, wobei die Renaissance als Hinwendung zur Antike erscheint, indem sie über einen kulturellen Zwischentyp, das Mittelalter, eine Brücke zur Antike schlägt“ (7, S. 10).

Es haben sich auch Merkmale ausgeprägt, die die Renaissance kennzeichnen und in der traditionellen These von der „Entdeckung des Menschen“ vereint werden könnten. Damit hat sich der sowjetischen Literaturwissenschaft zufolge „die Renaissance mit der ihr eigenen Autonomie des Menschen sowie mit der Lehre von seinem selbständigen und völlig natürlichen Wesen nicht nur in Europa vollzogen“ (8, S. 17).²

Nun zur Weltanschauung Rustwelis. Wie oben erwähnt, führte das Renaissanceelement im Schaffen Rustwelis die sowjetische Literaturwissenschaft zur Herausbildung und Entwicklung der Theorie von der orientalischen Renaissance. Welchen Platz nimmt Rustweli in dieser Theorie ein? Auf diese Frage gibt N. Konrad unmittelbar eine Antwort:

„Die Frage nach dem Platz des Poems von Rustweli in der Geschichte der Weltliteratur zu beantworten, bedeutet vor allem, die Reihe zu bestimmen, in die es sich einordnet. Meines Erachtens sieht diese Reihe so aus: das ‚Schahname‘ von Firdusi (10. Jh.), ‚Wis und Ramin‘ von Gurgani (11. Jh.), ‚Chosrow und Schirin‘ und ‚Lejli und Medshnun‘ von Nizami (12. Jh.),

‚Farhad und Schirin‘ und ‚Lejli und Medshnun‘ von Nawoi (15. Jh.), ‚Der rasende Roland‘ von Ariosto (16. Jh.), ‚Das befreite Jerusalem‘ von Tasso (16. Jh.), ‚Der Recke im Pantherfell‘, das sich auf das 12. Jh. bezieht, nimmt in dieser Reihe chronologisch einen mittleren Platz ein, gemeinsam mit den erwähnten Werken Nizamis, allerdings etwas später als diese, da sie zu seiner Entstehungszeit bereits existierten“ (6, S. 105).

Damit wurde die Struktur des Denkens Rustwelis als der orientalischen Renaissance verwandt erklärt, und sein Poem erschien in einer Reihe mit den Werken von Firdusi, Gurgani, Nizami und Nawoi: nach Nizami (12. Jh.) und vor Nawoi (15. Jh.) (5, S. 265, 267). N. Konrad betrachtet diese Ordnung dialektisch:

„Ohne diese Ordnung zu verlassen, durchwandern wir das 11., 12. und 16. Jh. Von Iran gelangen wir nach Aserbaidshan, von dort nach Georgien, von Georgien nach Mittelasien und dann nach Italien“ (6, S. 109).

N. Konrad erläutert, daß das Wesen der Zugehörigkeit von Rustwelis Poem zur orientalischen Renaissance nicht nur in seiner zeitlichen und örtlichen Nähe zur Welt des Orients besteht. Der Forscher fährt fort:

„Da die wichtigsten Merkmale, die das Poem Rustwelis kennzeichnen, durchaus auch den Poemen Nizamis sowie Nawois anhaften, müssen sie auch derselben orientalischen Renaissance zugeordnet werden. [...] Unter der ‚orientalischen Renaissance‘ versteht man in diesem Fall jene besonderen ‚Renaissanceerscheinungen‘ im gesellschaftlichen Denken, in der Kultur und Literatur, die sich im 10. bis 15. Jh. bei den Völkern des mittleren Ostens, Irans, Nordwestindiens, Mittelasiens und Transkaukasiens, entfalteten“ (6, S. 109).

Wenn wir die Auffassung der Theoretiker der „orientalischen Renaissance“ zusammenfassen, so können wir schlußfolgern: Rustweli wird von der europäischen Renaissance abgegrenzt und

zu einer orientalischen Erscheinung sowohl den Orts- und Zeitmerkmalen als auch dem Denktyp nach erklärt. Diese Theorie schafft eine falsche Vorstellung vom Werk Rustweli. Erstens war, wie oben erwähnt, im Georgien des 12. Jh.s das byzantinische christliche Denken auf eine neue Stufe gehoben worden und entwickelte sich in der gleichen Richtung wie das europäische christliche Denken des späten Mittelalters: Dies war eine eigenartige Verschmelzung von Christentum und Antike, die grundlegenden Probleme der christlichen Welt von der Position der antiken griechischen Philosophie zu sehen (21, S. 315-326). Rustweli erwies sich als Träger und Fortsetzer gerade dieser Richtung in der Entwicklung des georgischen literarischen und gesellschaftsphilosophischen Denkens. Berücksichtigen wir die allgemein anerkannte These, daß die Literaturen des Mittelalters vom theologischen Denken unmittelbar abhängig sind, so wäre es ein schwerwiegender Fehler, das Schaffen Rustweli vom mittelalterlichen christlichen georgischen Denken zu entfernen, seine Weltanschauung von dem ideologischen und kulturellen Prozeß des mittelalterlichen Georgien, von der Entwicklung des literarischen und gesellschaftsphilosophischen Denkens jenes Landes, in dem der Dichter lebte und schuf, zu trennen und ihn mit der Literatur einer anderen Welt, des nicht-christlichen Orients, zu verbinden.

Zweitens, und dies ist wesentlich, ist die weltanschauliche Problematik Rustweli die Problematik des fortschrittlichen christlichen Denkens des späten Mittelalters, die später in Europa in das Renaissancedenken hinüberwuchs (21, S. 327-367).

Der Disput über das Schaffen Rustweli ist damit zu beginnen, daß er ebenso wie die ganze georgische weltliche Literatur des 12. Jh.s eine einzigartige Synthese orientalischer und westlicher kultureller und weltanschaulicher Tendenzen darstellt, die auf der jahrhundertalten Entwicklungsbasis der georgischen Nationalliteratur verwirklicht wurde. Was ist orientalisches Schaffen Rustweli? Dies sind in erster Linie das geographische Areal der Fabel des „Recken

im Pantherfell“, die Namen der Helden, die Termini der Astrologie, des Militärwesens und der Juwelierkunst, die große Kenntnis und Belesenheit des Verfassers in der orientalischen romantischen und heroischen Literatur. All dies bildet in seiner Gesamtheit eine weltliche Strömung, die in den jahrhundertalten Prozeß des georgischen gesellschaftsphilosophischen und literarischen Denkens eingebettet war, in den Prozeß, der seit der Verbreitung des Christentums in Georgien (4. Jh.) bis einschließlich zur Epoche Rustweli ein Prozeß des christlichen Denkens war. Deshalb haben die weltanschauliche Grundlage des Poems von Rustweli und die gesellschaftspolitischen und ethischen Anschauungen des Autors nationalen georgischen und allgemeinchristlichen Charakter, der gleichzeitig auch durch einen gewissen Einfluß der antiken griechischen Philosophie gekennzeichnet ist. Sowohl auf die antike griechische als auch auf die orientalische Welt blickt Rustweli von der nationalen und allgemeinchristlichen Position. Eben hier entstehen die Renaissanceelemente seines Schaffens, und gerade deshalb sind die in der Weltanschauung Rustweli sichtbaren Renaissanceelemente mit dem Typ des Denkens verwandt, das auch im Europa des 13. bis 15. Jh.s vertreten war. Die Renaissanceimpulse und der Renaissancecharakter der Weltanschauung Rustweli äußern sich gerade in dem, was auch für das europäische Renaissancedenken charakteristisch ist³ und was mit analoger Entschiedenheit den großen orientalischen Dichtern Firdusi, Gurgani, Nizami und Nawoi abzusprechen ist. Dies sind die Verschmelzung der antiken Philosophie, vorwiegend der Ethik, mit der christlichen Weltanschauung, ein Indifferentismus dem christlichen Dogmatismus und Asketismus gegenüber und die Lenkung der Aufmerksamkeit auf das Menschenideal der Antike.⁴

Wie das Europa des späten Mittelalters hat auch Rustweli in weltanschaulicher Hinsicht drei wesentliche Quellen seines Denkens: die christliche Literatur, die logisch-metaphysischen Konzeptionen von Aristoteles und die neuplatonische, und zwar die areopagitische Philosophie. Die orientalische Strömung in der Weltanschau-

ung und dem Werk Rustwelis überhaupt ist offensichtlich, doch ist sie als jener Faktor anzusehen, der eine bestimmte Funktion im europäischen Denken des späten Mittelalters und der Renaissanceepoche ausübte.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Weltanschauung Rustwelis als organischer und gesetzmäßiger Teil der Entwicklung des georgischen gesellschaftsphilosophischen und literarischen Denkens dem europäischen Denken des späten Mittelalters typologisch gleichkommt. Die Renaissanceelemente im Schaffen Rustwelis sind eben von europäischem und christlichem Typus. Das Renaissanceelement im Epos Rustwelis kann nur in geographischer Hinsicht als orientalistisch bezeichnet werden, seinem weltanschaulichen Wesen nach besitzt das Schaffen Rustwelis allgemeinchristlichen und sozusagen westlichen Charakter.

Daher kann Rustweli unserer Auffassung nach keinesfalls als Vertreter der orientalischen Renaissance gelten. Darüber hinaus gehört sein Schaffen gar nicht der Renaissanceepoche an. Rustwelis Schaffen, konkret seine Weltanschauung als Kulturphänomen, stellt eine Erscheinung des Mittelalters, und zwar des späten Mittelalters dar. Aber im Schaffen Rustwelis finden sich wie in vielen Meisterwerken der Kultur und Kunst des späten Mittelalters Elemente des Renaissancedenkens, da das späte Mittelalter eine Übergangsetappe zur Epoche der Renaissance ist, was unseres Erachtens von manchen Mediävisten nicht entsprechend beachtet wird. Auf diese Frage wollen wir näher eingehen.

Der bekannte sowjetische Folklorist und Mediävist Eleasar Meletinskij bespricht in seiner Monographie „Der Roman des Mittelalters“, die 1983 erschien, das georgische Epos des 12. Jhs und zwar den „Recken im Pantherfell“. In seiner Auseinandersetzung mit der Theorie von Sch. Nuzubidse lehnt er die Theorie der „orientalischen Renaissance“ überhaupt ab, vor allem aber die Zugehörigkeit Rustwelis zu den Dichtern der Renaissanceepoche. Bei der Bestimmung des Platzes Rustwelis im Prozeß der Kultur und des Denkens des Mittelalters vertritt er diese These vom typologischen Zusammen-

hang des Schaffens von Rustweli mit dem Entwicklungsprozeß des europäischen gesellschaftsphilosophischen und literarischen Denkens seiner Epoche:

„Dadurch daß E. G. Chintibidse Rustaweli mit der europäischen Kultur der damaligen Zeit verbindet, die zusätzlich von arabischen und persischen Einflüssen bereichert war, steht er der Wahrheit näher als Sch. I. Nuzubidse mit seiner ‚Orientalischen Renaissance‘ [...]“ (9, S. 218).

Gleichzeitig begrenzt E. Meletinskij das Schaffen von Rustweli streng auf das späte bzw., wie er selbst es nennt, hohe Mittelalter. Er erkennt die Ansichten der georgischen Wissenschaftler nicht an, die im Schaffen Rustwelis nicht nur mittelalterliche Elemente bemerken: „Aber auch er“, fährt er an gleicher Stelle fort, „überschätzt die Bedeutung des antiken Erbes und überhaupt den philosophischen Gehalt des ‚Wepchis tqaosani‘“ (9, S. 218). An anderer Stelle schreibt er: „Allerdings kann auch A. G. Baramidse nicht umhin und nennt Rustweli ‚den Dichter und Denker der Frührenaissance‘, da ‚der Rahmen der Vorrenaissance für ihn zu eng‘ ist“ (1, S. 83).

Da sich E. Meletinskij lediglich auf die Untersuchungen der georgischen Wissenschaftler beschränkt, die in russischer Sprache veröffentlicht worden sind, kennt er freilich die um das Epos von Rustweli existierende Fachliteratur nicht vollständig. Dies ist unseres Erachtens aber nicht das Entscheidende bei seiner Position gegenüber dem „Recken im Pantherfell“. Meletinskij ist zutiefst davon überzeugt, daß das Epos Rustwelis ebenso wie die anderen schöpferischen Werke des späten Mittelalters zur Renaissance keine Beziehung haben. Seine Untersuchungen über den „Recken im Pantherfell“ faßt E. Meletinskij folgendermaßen zusammen: „Der Recke im Tigerfell“ ist eine originale georgische Variante des Romanepos, und als solche paßt sie in den Rahmen des ‚hohen‘ Mittelalters“ (9, S. 215). Er definiert seine Position folgendermaßen:

„Die Zuordnung Rustwelis zu den Persön-

lichkeiten der Renaissance wie auch die Theorie der Orientalischen Renaissance sind das Ergebnis nicht der Überbewertung Rustwelis und einiger anderer Dichter des Orients, sondern einer Unterschätzung der mittelalterlichen Kultur[...].“

Die Betrachtung des „Recken im Pantherfell“ als eine mittelalterliche Erscheinung ohne jede Beziehung zur Kultur der Renaissance faßt in der sowjetischen Literaturwissenschaft langsam Fuß. Von dieser Position wird auch das Schaffen Rustwelis in der neubändigen Ausgabe der „Geschichte der Weltliteratur“ gesehen. Hier werden der „Recke im Pantherfell“ und die georgische Literatur des 12. Jh.s im allgemeinen zur klassischen Periode der georgischen mittelalterlichen Kultur erklärt, ohne näher zu erläutern, welcher Art Kultur und Literatur in der klassischen Kulturperiode des georgischen Mittelalters geschaffen wurden und in welcher Beziehung sie zum allgemeinen Prozeß des literarischen Denkens in der Welt stehen (3, S. 313-319). Übrigens ist aus den verschiedenen Abschnitten dieser „Geschichte der Weltliteratur“ zu ersehen, daß in der gegenwärtigen Etappe der Erforschung des Mittelalters eine Ausdehnung der geographischen Grenzen der europäischen Renaissance zu beobachten ist: „In die Sphäre der Renaissance gelangen allmählich immer neue Länder und Literaturen, darunter auch die slawischen“ (4, S. 42). Es ist bedauernd wert, daß die Beziehung der georgischen Literatur des späten Mittelalters zu diesem Prozeß unerwähnt blieb, weswegen auch in diesem enzyklopädischen Werk weder von der Typologie der georgischen Literatur des 12. Jh.s die Rede ist, noch das Areal für die Herausbildung und Verbreitung der Tendenzen der europäischen Renaissance vollständig dargestellt wird.

Um auf den oben erwähnten Standpunkt der Beziehung Rustwelis zum Renaissancedenken zurückzukommen: Die These von E. Meletinskij beruht auf einer offensichtlich berechtigten Position zur Kultur des Mittelalters. Diese Position gewann Anfang der siebziger Jahre unseres Jahrhunderts in der sowjetischen Literaturwissenschaft spürbar schärfere Umrisse: Im Gegen-

satz zu der in der wissenschaftlichen Literatur bis dahin eingebürgerten Ansicht stellt das Mittelalter keine Zeit der Finsternis, keine langwährende Pause im kulturellen Fortschritt dar. Trotzdem ist unseres Erachtens in der oben dargelegten Auffassung Meletinskis kein völlig richtiges wissenschaftliches Herangehen an das anstehende Problem zu ersehen. Es muß zwischen der Renaissanceepoche und Renaissanceerscheinungen unterschieden werden. Mit anderen Worten, ein Dichter, Denker oder Maler muß nicht unbedingt der Renaissanceepoche angehören, aber in seinen Werken können durchaus Erscheinungen und Elemente der Renaissance vorhanden sein. Ein Kunstwerk gehört der Renaissanceepoche an, wenn es chronologisch in dieser Epoche geschaffen wurde oder in den Rahmen des Renaissancedenkens paßt bzw. die Problematik des Werkes und die ideell-künstlerische Lösung des Autors Renaissance Merkmale tragen. Das bedeutet jedoch nicht, daß es in den Werken des Mittelalters und besonders des späten Mittelalters keine Renaissanceelemente gibt. Im Gegenteil, in der christlichen Kultur des Mittelalters ist eine Entwicklung der sogenannten Traditionen, ein inneres Reifen der Veränderungen, die organische Evolution des Mittelalters zu einer neuen spezifischen Periode, zum sogenannten späten Mittelalter, das seinerseits die Renaissanceepoche vorbereitete, zu verzeichnen (15, S. 225).

Die Werke der Kunst, der Literatur und der Philosophie, die im späten Mittelalter geschaffen wurden, gehören nicht nur einem Typus an. Nicht alles entspricht dem Wesen des Denkens des späten Mittelalters. Mit anderen Worten, nicht jedes Kunstwerk dieser Periode spiegelt die Ideen, die Eigenart wider, die das Wesen des späten Mittelalters ausmachen. Ein Teil der künstlerischen und philosophischen Erscheinungen dieser Periode trägt alten, spezifisch mittelalterlichen Charakter. Ein anderer Teil spiegelt das Wesen des späten Mittelalters wider. Der dritte Teil hat eine Beziehung zur Zukunft, in ihm sind jene Elemente des Zukünftigen enthalten, die in der Renaissanceepoche vorherrschend, typisch werden. So gehört beispielsweise

se das Werk Dantes dem späten, hohen Mittelalter an, aber in ihm sind Elemente der neuen Epoche, Erscheinungen vom Renaissance-typus, enthalten. Einige Wissenschaftler, die sich mit der Erforschung des italienischen Mittelalters befassen, halten selbst Petrarca nicht für einen Vertreter der Renaissance-epoche, doch keiner bezweifelt die Tatsache, daß das Schaffen Petrarcas durch eine Vielzahl von Renaissance-merkmalen gekennzeichnet ist.

Nach diesen Bemerkungen allgemein methodologischen Charakters wenden wir uns konkret dem georgischen Mittelalter zu. Die georgische schüngeristische und philosophische Literatur des 12. Jh.s zählt ihrem Charakter nach zum mittelalterlichen Typ. Das bedeutet aber nicht, daß jedes literarische Werk dieser Epoche seinem Wesen nach genau in diesen Rahmen des späten Mittelalters paßt. Die heroischen Novellen des „Amirandredshani“ (erste Hälfte des 12. Jh.s) verkörpern mit ihrem Ritterkult und dem abenteuerlich-märchenhaften Charakter des Erzählens die typische weltliche Literatur des späten Mittelalters. An der Grenze vom Mittelalter zum späten Mittelalter stehen die georgischen historischen und Heldenerzählungen des 11. bis 12. Jh.s (beispielsweise „Das Leben der Könige“ von Leonti Mroveli). Die Preislieder von Tschachruchadse und Schawteli, entstanden an der Wende vom 12. zum 13. Jh., gehen nicht über den Rahmen des späten Mittelalters hinaus. Eine ähnliche Einschätzung kann aber dem „Recken im Pantherfell“ nicht gegeben werden. Unserer Ansicht nach gehören das Schaffen und die Weltanschauung von Rustweli, wie oben mehrfach erwähnt, dem späten Mittelalter an. Dies ist bereits eine Vorbedingung für die Suche nach Elementen des Renaissance-denkens in seinem Werk.

Das Schaffen Rustwelis ist eine Erscheinung des späten Mittelalters nicht nur in chronologischer Hinsicht, sondern auch hinsichtlich seiner Problematik. Auf diese These müssen wir detailliert eingehen.

„Der Recke im Pantherfell“ verkörpert ein Helden- und Minneepos oder Romanepos, das bekanntlich jenes literarische Genre ist, das für das späte Mittelalter charakteristisch war. Die

weltanschauliche Grundlage, auf der das Denken Rustwelis beruht, entspricht der Entwicklung des gesellschaftsphilosophischen Denkens im Mittelalter. Im „Recken im Pantherfell“ werden prinzipielle Probleme der christlichen Welt von der Position der antiken griechischen Philosophie aus betrachtet. Im Epos ist eine Synthese des Christentums mit der Antike zu beobachten, was gerade dem europäischen Denken des späten Mittelalters eigen ist. Der Autor des „Recken im Pantherfell“ stützt sich auf jene philosophischen Quellen, die für die entwickelte Scholastik und für das philosophische Denken des späten Mittelalters allgemein die Grundlage bildeten. Dies ist der christliche Neuplatonismus, hauptsächlich in den Büchern des Areopagita, und der Aristotelismus. Diese philosophischen Quellen sind die Grundlage der Scholastik des Thomas von Aquino. Diese beiden Autoren schufen die philosophische Basis für die Weltanschauung eines Dante Alighieri. Im Poem von Rustweli sind die rationalistischen Tendenzen des späten Mittelalters nicht zu übersehen. Sie äußern sich in erster Linie in der Beziehung Rustwelis zur christlichen Dogmatik. Diesen Tendenzen entsprechend ist im Poem eine Revision der christlichen Dogmatik von der Position der Vernunft und Logik zu beobachten. Berücksichtigung fanden die Schlußfolgerungen des Intellektualismus jenes Typs, der im Europa des 13. Jh.s dem Glauben den Verstand entgegensetzte und es ablehnte anzuerkennen, was der menschliche Verstand, die Philosophie, die Logik und die Dialektik von Aristoteles ablehnten. Die rational-logischen Tendenzen des späten Mittelalters im Poem Rustwelis offenbaren sich auch darin, daß sein weltanschauliches System prinzipiell auf astrologischen Vorstellungen fußt. In Übereinstimmung mit dem europäischen Denken der Epoche des späten Mittelalters und teilweise der Renaissance hält Rustweli die Astrologie für die Sphäre der Vernunft, Logik und Wissenschaft. Das Ergründen der astrologischen Vor-sehung anhand von Beobachtungen der Gestirnskonstellation wird in Rustwelis Epos dem Glauben an Wunder entgegengesetzt.

Noch eine Besonderheit der weltanschaulichen Position Rustweli ist hervorzuheben, die unserer Auffassung nach für das Weltempfinden im späten Mittelalter kennzeichnend ist und dem ersten Aufflammen des Renaissancefeuers in der Epoche des späten Mittelalters entspricht. Dies ist eine wunderbare Harmonie von Mittelalter und Renaissance in der Weltwahrnehmung. Einerseits bleibt das christliche Ideal des Mittelalters (der Glaube an den guten, barmherzigen Gott, an die Unsterblichkeit der Seele und ihre Vereinigung mit der göttlichen Unendlichkeit nach dem Tode) unverehrt erhalten. Andererseits verschmilzt dieses Ideal mit den neuen Tendenzen der Renaissance (Überzeugung von der realen Existenz der diesseitigen Werte, das Empfinden der wahrhaftigen Schönheit der menschlichen Welt, das Vertrauen in den menschlichen Verstand, den Intellekt). Dies ist eine derartige Harmonie, in der die Polarisierung, die zwischen diesen beiden Idealen aufkommen soll, zunächst nicht zu spüren ist.

Dies sind die Besonderheiten, die uns erlauben, im Weltprozeß des literarisch-philosophischen Denkens der Weltanschauung Rustweli einen Platz im späten Mittelalter zuzuweisen. Somit ist die weltanschauliche Problematik Rustweli jene Problematik des späten Mittelalters, die für die zur Renaissance überleitende Periode kennzeichnend war. Die Entwicklung dieser Problematik und ihre künstlerische Lösung vollziehen sich im Epos im Geist der Renaissance. Deshalb ist es unseres Erachtens möglich, im Schaffen von Rustweli Renaissanceelemente, Renaissanceerscheinungen zu erkennen. Was konkret betrachten wir im „Recken im Pantherfell“ als Renaissanceelemente?

In erster Linie sind die Renaissanceelemente in der künstlerischen Struktur des Poems ersichtlich. Vor allem ist die Rationalität der Komposition des Epos zu nennen (vgl. 9, S. 205). Das Minne- und Abenteuersujet entwickelt sich im Epos prinzipiell auf eine andere Weise als im westlichen höfischen Roman oder im orientalischen Liebesroman. Für die Komposition des „Recken im Pantherfell“ sind abenteu-

erliche Abweichungen von der strengen rationalen Entwicklung des Sujets nicht charakteristisch, was dem künstlerischen Geist der Renaissanceepoche entspricht. Einer besonderen Erwähnung bedarf die erstaunliche Harmonie der idealen Gestalten des Poems (vgl. 9, S. 213), die weder im orientalischen noch im westlichen mittelalterlichen Liebesepos eine vollwertige Parallele finden kann und was dem Streben der Renaissance nach Harmonie entspricht. Der „Recke im Pantherfell“ ist ein heroisches Liebespoem. Allerdings passen weder Ritterlichkeit noch die Liebeshandlungen der Gestalten in den Rahmen der ritterlichen und courtoisen Codices und Konventionen (16, S. 51-58). Die Handlung der Liebespaare bei Rustweli ist durch den freien Affekt bedingt. Die Handlung der Ritter des Poems ist in erster Linie die Handlung der für eigene hohe Ideale kämpfenden freien Helden und nicht der Mitglieder irgendeiner ritterlichen Vereinigung. Die Liebe ist für Rustweli ein freies, menschliches Gefühl, frei sowohl von religiöser Färbung als auch von der kanonisierten Konvention der höfischen Liebe des europäischen Mittelalters (21, S. 366).

Der Liebende im Epos Rustweli ist im Unterschied zu dem westlichen courtoisen Liebenden und dem Liebenden des orientalischen Medshnuntyps eine völlig neue Gestalt. Der Liebende im „Recken im Pantherfell“ hat sowohl mit dem courtoisen Liebenden als auch mit dem orientalischen sogenannten sufistischen Verständnis der Liebe etwas gemein, unterscheidet sich jedoch von beiden prinzipiell. Rustweli geht im Verständnis der Psychologie der Liebe einen völlig neuen Weg. Er schafft sich zwei voneinander durch ihre psychische Verfassung unterscheidende Charaktere eines ideal Liebenden. Tariel ist eine traditionelle Gestalt, charakteristisch für die orientalische Epik (rasend, das Weite suchend). Aber in der Liebesraserei des Tariel ist eine Besonderheit zu erkennen. Im Unterschied zum Medshnun von Nizami aus Gandsha geht er nicht bis zur völligen Raserei, zum Wahnsinn. Weisheit und Vernunft lassen ihn nur bis zur Grenze des Wahnsinns kommen. In dieser Hinsicht ist Awtandil,

der andere Liebende, eine völlig neue Gestalt. Nicht minder als Tariel liebt er seine Geliebte, diese Liebe treibt ihn aber nicht in den Wahnsinn, da seine Handlungsweise sich unter der völligen Kontrolle des Verstandes vollzieht. Dies ist bereits ein gänzlich neuer Typ der literarischen Gestalt des mittelalterlichen Liebenden. Die Neuerung bei der Schaffung dieser literarischen Gestalten besteht in erster Linie in der Priorität des intellektuellen Moments (19, S. 91), was eine Renaissanceerscheinung darstellt.

Im Epos Rustweli verkörpert nicht nur der Liebende einen neuen Typ, sondern die Konzeption der Liebe selbst ist neu, sowohl von dem orientalischen Sufismus als auch der westlichen Courtoisie unterschieden. Diese Liebe bewahrt einerseits die Inspiration der göttlichen Liebe, andererseits ist sie aber zugleich real und lebensnah, ihr Ideal besteht im menschlichen Glück, in der Ehe. Eben in dieser Realität, der Menschlichkeit, besteht das Renaissanceelement dieser Konzeption. Das Hauptideal, das höchste Gut, wonach sich auch die Handlungs-

weisen der Menschen richten, ist dem „Recken im Pantherfell“ zufolge das Glück der Menschen. Der Mensch ist die höchste Schöpfung der Welt, er ist das wahre Gute und die Realität. Die dem Menschen eigene Liebe und Freundschaft sind göttliche Kategorien. Eine solche Philosophie der Menschlichkeit, ein derartiges philosophisches Verständnis von Liebe und Freundschaft sind eine Renaissanceerscheinung, deren unmittelbare Parallelen in der europäischen Philosophie der Renaissanceepoche zu finden sind (17, S. 130-131).

Demnach ist das Werk Rustweli eine Erscheinung des späten Mittelalters, das durch Renaissanceelemente gekennzeichnet ist. Die weltanschauliche Problematik des „Recken im Pantherfell“ ist die Problematik des späten Mittelalters, ihre Lösung bei Rustweli jedoch steht dem Denken der Renaissanceepoche nahe. Rustweli als Poet und Denker steht an der Schwelle vom Mittelalter zur Renaissance, ähnlich wie Dante, „der letzte Dichter des Mittelalters und gleichzeitig der erste Dichter der neuen Zeit“.

LITERATUR

- (1) Baramidze, A. G.: Rustvelologija na sovremennom etape ee razvitiya: „Russkaja i gruzinskaja srednevekovye literatury“, Leningrad 1979.
- (2) Gadžiev, A. A.: Renessans i poezija Nizami Gjandževi, Baku 1980.
- (3) Istorija vseмирnoj literatury, Bd. II, Moskva 1984.
- (4) Istorija vseмирnoj literatury, Bd. III, Moskva 1985.
- (5) Konrad, N. I.: Zapad i Vostok, Moskva 1972.
- (6) Konrad, N. I.: Izbrannye trudy, literatura i teatr, Moskva 1978.
- (7) Lichačev, D. S.: Razvitie russkoj literatury X-XVII vekov, Leningrad 1973.
- (8) Losev, A. F.: Estetika Vozroždenija, Moskva 1978.
- (9) Meletinskij, E. M.: Srednevekovyj roman, Moskva 1983.
- (10) Mec, A.: Musul'manskij Renessans, Moskva 1966.
- (11) Nucubidze, Š.: Rustaveli i Vostočnyj Renessans, Tbilisi 1947.
- (12) Zimmunskij, V. N.: Ališer Navoi i problema Renessansa v literaturach Vostoka, in: Učenie zapiski LGU, 1961, Nr. 229.
- (13) Robinson, A. N.: Zadači literaturno-istoričeskoj tipologii pri izučenii drevnejšej russkoj literatury: „Puti izučenija drevnerusskoj literatury i pis'mennosti“, Leningrad 1970.
- (14) Calojan, V. K.: Armjanskij Renessans, Moskva 1963.
- (15) Chlodovskij, R.: Ob ital'janskom istorike literatury Vittore Branke, ego suždenijach o Petrarke, Bokaččio, Policiano i o vozmožnostjach dialoga meždu katolikom i marksistom: „Inostrannaja literatura“, 1979, Nr. 7.
- (16) Boura, S. M.: Eingebung und Poesie, London 1955 (in engl. Sprache).
- (17) Christeller, P. O.: Das Renaissance-Denken, New York 1961 (in engl. Sprache).

- (18) Die griechische Renaissance des VIII. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung: Tradition und Neuerung, Materialien des Zweiten Internationalen Symposiums des Schwedischen Instituts zu Athen, 1.-5. Juni 1981, Stockholm 1983 (in engl. Sprache).
- (19) Adamovičova, A., Xintibiḡe, E.: *šota rustvelisa da danḡe aligieris siqvarulis ḡoncepciata ḡipologiuri mimartebisatvis*: „tsu axalgazrda meḡnierta šromeḡi“, XII, 1986.
- (20) Qauxčišvili, S.: *bizantiuri literaturis istoria*, Tbilisi 1963.
- (21) Xintibiḡe, E.: *msoplmxedvelobiti problemehi „vepxistḡaosaḡi“*, Tbilisi 1975.

ANMERKUNGEN

- ¹ Außerdem ist zu beachten, daß alle Erforscher der orientalischen Renaissance diese nicht von der europäischen Renaissance unterscheiden. In dieser Hinsicht ist eine Bemerkung von Arif Gadshiew kennzeichnend, der die Poesie von Nizami untersucht hat: „Wenn wir von der ‚orientalischen Renaissance‘ sprechen, meinen wir die Renaissance im Orient und nicht irgendeine spezifisch ‚orientalische‘ Renaissance, die sich grundlegend von der europäischen, westlichen Renaissance unterscheidet“ (2. S. 34).
- ² Bei der Qualifizierung dieser Gesetzmäßigkeit, die in der Entwicklung der Weltkultur festgestellt wurde, ist unseres Erachtens eine Bemerkung N. Konrads prinzipiell zu beachten: „[...] die Bezeichnung dieser Epoche, die tatsächlich allgemein und für jedes Land geeignet war, in dem diese Epoche vertreten war, ist offenbar nicht die ‚Renaissance‘, sondern der ‚Humanismus‘“ (6, S. 413).
- ³ Spricht man von Renaissanceelementen in den Kulturen der anderen christlichen Länder des Orients, beispielsweise Armeniens, so sucht man die Parallele gerade zum europäischen christlichen Denken und beachtet das Wachsen des Interesses an der griechischen Philosophie und Literatur (11, S. 58, 60, 98, 104...).
- ⁴ Der Umstand, daß die Typen der kulturellen und weltanschaulichen Bewegung der Renaissance von der religiös-konfessionellen Position unterschieden werden müssen, wurde auch von den Erforschern der orientalischen Renaissance bemerkt: „Es ist unbedingt zu berücksichtigen, daß es in der Geschichte der Weltkultur nicht eine, sondern mindestens drei historische Typen der kulturellen und weltanschaulichen Bewegung der Renaissance gab. Im Westen (d. h. vor allem in Europa) war die Renaissance ein Prozeß der sozialen und geistigen Befreiung von der christlichen Weltanschauung; im Nahen und Mittleren Osten (in den arabisch-, persisch- und turksprachigen Ländern) war es ein Prozeß der Befreiung von der islamischen Weltanschauung, im Fernen Osten (Indien, China, Japan und anderen Ländern) von der buddhistischen Weltanschauung“ (2, S. 146-147).

GESCHICHTE

Giorgi Melikischwili

Die alten georgischen Staaten und ihre sozialökonomische Ordnung

Als erste georgische Staaten gelten traditionell Iberien (ein östgeorgisches Königreich, das auch unter dem Namen Kartli bekannt ist) und Kolchis (das westgeorgische Königreich Egrisi). Die Erforschung altorientalischer (assyrischer und urartäischer) keilschriftlicher Inschriften machte es jedoch möglich, die Frage nach ihnen vorangegangenen Staatsverbänden aufzuwerfen. Für Iberien ist dies einerseits die Vereinigung der Muschker und andererseits Diaochi-Daiaeni, für die Kolchis das legendäre Kolcherreich der Argonautensage und Kulcha, bekannt aus urartäischen Quellen des 8. Jh.s v. Chr. Sie versetzen uns in die Vorantike gegen Ende des 2. Jahrtausends und in die erste Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr. Nicht nur das bekannte Königreich der Muschker, sondern auch Diaochi (griech. Taochi, georg. Tao) und Kolcha (Kulcha) waren offenbar bereits Staaten mit einer frühen Klassengesellschaft. Die assyrischen und urartäischen Quellen bestätigen Diaochi ein hohes Entwicklungsniveau der Produktivkräfte: Metallurgie und Viehzucht waren gut entwickelt, viele edle Metalle standen zur Verfügung. Wir haben es mit einem jahrhundertlang (12. bis 8. Jh. v. Chr.) bestehenden stabilen Staatswesen zu tun, immer mit einer Person, dem „König“, an der Spitze, der die Souveränität des Landes verkörperte, und nicht „das Volk“ oder „die Ältesten“, wie es häufig in hethitischen Quellen über die Bergbewohner des Nordostens heißt.¹ Ebenso wird Kulcha (8. Jh. v. Chr.) in urartäischen Quellen ein hohes Wirtschaftsniveau (Viehzucht, Metallurgie) bezeugt. Einigen Quellen zufolge scheinen die alten Kolcher ein

eigenes Schrifttum besessen zu haben. Es ist kennzeichnend, daß in den Städten von Kulcha die Beamten des Königs, seine „Statthalter“ (irdi), saßen, was wiederum auf den Staatscharakter dieser Einheit hindeutet. Auch die altgriechische Argonautensage sieht in Kulcha ein mächtiges und glanzvolles Königreich. Neben den legendären Überlieferungen findet auch die historische Wirklichkeit ihre Widerspiegelung, die die Situation wenn schon nicht vom Ende des 2. Jahrtausends v. Chr., so doch des 9. bis 8. Jh.s reflektiert.² Darüber hinaus müssen wir auch die Tatsache bedenken, daß im Südosten der Schwarzmeerküste eine einheitliche archäologische Kultur (die sogenannte „kolchische Bronzekultur“) auf einem großen Gebiet verbreitet war. Auch dies verdeutlicht den ansehnlichen Beitrag dieser großen Vereinigung.

Diaochi wurde in der Mitte des 8. Jh.s v. Chr. von Urartu vernichtet, Kulcha Ende des Jh.s, und zwar in Folge der Kimmerereinfälle. Das Reich der Muschker, in dem die kartwelischen Stämme als eine Komponente zu vermuten sind, ging im Jahre 676 v. Chr. durch einen gemeinsamen Schlag der Kimmerer und Urartäer unter. Danach trat eine ziemlich lang andauernde „dunkle Periode“ ein, über die wenig bekannt ist. Offensichtlich spielten zu jener Zeit die von Norden eingedrungenen Massen der Kimmerer und Skythen eine bedeutende Rolle. Es kam auch zu einer gewissen Migration der einheimischen Bevölkerung. Nach Südwestgeorgien und Innerkartli scheint ein Teil der kleinasiatischen Muschker vorgedrungen zu sein, der an der Herausbildung des Königreichs von Iberien

(Kartli) aktiv beteiligt war. In der gleichen Zeit (6. bis 4. Jh. v. Chr.) entstand in Westgeorgien eine verhältnismäßig große Einheit, das neue Reich der Kolchis, dessen Zentrum bereits am Lauf des Rioni (Phasis) gelegen haben muß (das Zentrum des altkolchischen Königreichs Kolcha wird von den Forschern weiter südlich, im Tschorochi-Becken, vermutet). Es ist bezeichnend, daß die in dieser Zeit an der kolchischen Küste entstandenen griechischen Siedlungen (Phasis, Dioskurias, Pityunt, Gyenos, Apsarunt u. a.) in der Politik der Region keine so aktive Rolle gespielt haben wie beispielsweise auf der Krim, wo sie als Initiatoren bei der Bildung des „Bosporanischen Reiches“ in Erscheinung getreten sind. Die einheimische Bevölkerung der Kolchis scheint auf einem höheren gesellschaftlichen Niveau gestanden zu haben, die Einheit scheint fester gewesen zu sein, so daß sich die griechischen Kolonien vorwiegend auf die aktive Teilnahme am Wirtschaftsleben des Landes beschränkten. Vermutlich prägten gerade sie die Silbermünze, die sogenannte „Kolchuri Tetri“, die in Westgeorgien weite Verbreitung fand und teilweise auch ins Ausland gelangte. Sie betrieben intensiven Handel mit der einheimischen Bevölkerung, es wurden Luxusgegenstände eingeführt, deren Konsumenten hauptsächlich der einheimischen Aristokratie angehörten. Bereits in dieser Zeit fanden die griechische Sprache und Elemente der griechischen Kultur Eingang in die Bevölkerung der Kolchis. Diese Entwicklung wurde durch das Zusammenleben der griechischen und einheimischen Bevölkerung in den Küstenstädten begünstigt, was durch die archäologische Erforschung dieser Zentren immer mehr bestätigt wird. Die archäologischen Untersuchungen offenbaren die krasse besitzmäßige Ungleichheit in der Kolchis jener Zeit, nicht nur in den Niederlassungen des städtischen, sondern auch des dörflichen Typs.³

Doch war dieser Herd des kolchischen Staatswesens relativ eingeschränkt. Faktisch umfaßte er das Tiefland der Kolchis, während die Bergregionen (im Norden, Süden und Osten) von einer in der Gentilordnung leben-

den Bevölkerung besiedelt waren, die aus zahlreichen, politisch unabhängigen Stämmen bestand, über die das kolchische Königreich seine Macht nicht auszudehnen vermochte. Die Situation im Süden spiegelte sich in Xenophons „Anabasis“ wider. (Hier wird die Lage im Jahre 401 v. Chr. geschildert, zu dem Zeitpunkt, als das 10 000 Mann starke Heer unter Xenophons Führung durch diese Region zog.) Allerdings scheint es auch hier zwischen den einzelnen Einheiten hinsichtlich des Entwicklungsniveaus bestimmte Unterschiede gegeben zu haben. Es genügt zu erwähnen, daß Xenophon mancherorts auf große Zentren trifft (beispielsweise auf die skythische Stadt Gymnias, die er als eine „dichtbesiedelte, große und reiche Stadt“ bezeichnet), andernorts jedoch (bei der Beschreibung der Mossyniken) werden Realien wiedergegeben, die offensichtlich auf eine in der Gentilordnung lebende Bevölkerung hindeuten. Gleichmaßen in der Urgesellschaft lebte zweifellos die Bevölkerung im Norden der Kolchis (im heutigen Abchasien und Swanetien), nach antiken Quellen nicht nur zu jener Zeit, sondern auch noch weitaus später.

Die Veränderung der politischen Situation übte einen negativen Einfluß auf den im Tiefland bestehenden Staatsorganismus aus. Durch den Druck hellenistischer Staaten (Pontos u. a.) und Iberiens wurde das kolchische Staatswesen zusehends geschwächt, womit der „Barbarisierung“-Prozeß der einheimischen Bevölkerung freien Lauf nahm. Von Norden und Süden drängten die sozialökonomisch zurückgebliebenen und in der Gentilgemeinschaft lebenden Bergstämme in die Niederungen hinein. Dies führte offenbar zu einem gewissen Wandel der Bevölkerung und darüber hinaus zu Änderungen in sozialökonomischer Hinsicht. Die traditionellen Positionen des gemeinschaftlichen Grundbesitzes und der Gentilordnung wurden gefestigt. Auch die politische Einheit zerfiel. Das Land wurde in „Skeptuchien“ (Strabon, XI, 2, 18), einzelne Stammeseinheiten, aufgesplittet (Strabons Terminus bezeichnet vermutlich bisweilen einen Stamm bzw. Stammesverband, bisweilen aber auch eine frühklassengesell-

schaftliche Vereinigung). Die häufig ephomere Herrschaft von Pontos und später der Römer konnte diesen Prozeß nicht verhindern, im Gegenteil, sie wurde zu einem begünstigenden Faktor. Diese Ereignisse schufen die Bedingungen zur Entstehung neuer Staatenbildungen mit früher Klassengesellschaft auf dem Gebiet der historischen Kolchis, die im 1. bis 2. Jh. n. Chr. in Erscheinung traten (die Reiche der Heniocher, Machelonien, Lasen usw.). Günstige Bedingungen zum Eindringen der Bergbevölkerung in die Zentralkolchis schuf auch die Schwächung des benachbarten iberischen Königreichs seit dem 2. Jh. v. Chr., das nur die äußersten östlichen Regionen der Kolchis beibehalten konnte, während es früher, im 4. bis 3. Jh. v. Chr., seine Kontrolle auch über viele andere Gebiete ausgedehnt hatte.

Die außerordentlich dürftigen Quellen gestatten es nicht, konkreter auf die innere sozial-ökonomische Ordnung der westgeorgischen Staaten einzugehen. In einer günstigeren Lage befinden wir uns in bezug auf das benachbarte Iberien (Königreich Kartli). In diesem Fall erbringen auch antike griechisch-römische Quellen mehr Informationen, und zudem verfügen wir über einheimische georgische Quellen (die Chronik „Die Bekehrung Kartlis“, „Das Leben Georgiens“, ein Sammelwerk altgeorgischer Chroniken, usw.), die zwar späteren Datums, jedoch für die retroskopische Forschung von Bedeutung sind, ferner existieren armenische Geschichtsquellen über das benachbarte Kartli.

Die altgeorgische Tradition verknüpft die Entstehung des Königreichs Iberien unter der Dynastie der Parnawasiden mit dem Beginn des Hellenismus. Inwiefern diese Tradition richtig ist, bedarf der Untersuchung, jedoch bleibt die Tatsache, daß Iberien bereits im 3. Jh. v. Chr. ein mächtiger Staat war und über ein weites Territorium verfügte. Darauf verweist ein Bericht von Strabon über die Abtrennung einiger Südgebiete seit dem 2. Jh. v. Chr. durch die armenischen Königreiche – Chorsene, Gogarene, die Hänge des Pariadra-Gebirges (Strabon XI, 14,5); folglich waren sie früher, im

3. Jh. v. Chr., ein Bestandteil Iberiens. Darauf deuten auch Berichte über die Aktivität der Iberer im äußersten Westen von Albanien hin. Sie faßten Fuß in Kambysene (Strabon XI, 4, 1), bauten hier Stützpunkte, beispielsweise Nekresi im nordöstlichen Teil des heutigen Kachetien („Das Leben Georgiens“ I, 29 u.a.). Auch ein Teil von Westgeorgien (Argweti, Atschara) gehörte zu Iberien, das übrige Westgeorgien (Egrisi aus der Zeit von Kudshi) erkannte die Souveränität der iberischen Könige an. Und schließlich muß das Königreich unmittelbare Beziehungen einerseits zu Pontos (den „Griechen“ der georgischen Quellen) und andererseits zum Seleukidenreich unterhalten haben.

Von besonderem Interesse ist, daß es Iberien im Unterschied zum Königreich Kolchis vermochte, die Gebirgsregion von Ostgeorgien und die hier immer noch in der Gentilordnung lebenden Bergstämme seiner festen Kontrolle zu unterstellen und über ihre Vermittlung mit den Stämmen des Nordkavkasus und den dort nomadisierenden Stämmen, die es später für seine militärpolitischen Zwecke effektiv zu nutzen verstand, in Kontakt zu treten.

Mit der stärkeren Zentralisation, Geschlossenheit und Macht Iberiens ist im Unterschied zu dem Staatswesen der Kolchis der Umstand zu verknüpfen, daß der Prozeß der Einigung der Bevölkerung von West- und Ostgeorgien, der Herausbildung eines einheitlichen georgischen Volkes, bereits seit der Antike unter der Führung der Iberer (Karter) verlief.⁴ In der Antike, wenn nicht schon früher, kam es zur Bildung eines eigenen Staatswesens sowohl des westgeorgischen (mingrelisch-lasischen) als auch des ostgeorgischen (Karter) Elements, später zur Staatsbildung in Abchasien. Dies hätte auch zur Herausbildung einer ostgeorgischen, westgeorgischen und abchasischen Nation führen können, jedoch entstanden aus den oben erwähnten Gründen, da der Prozeß der Schaffung einer einheitlichen ethnisch-sozialen Vereinigung in ganz Georgien unter der Hegemonie der Nationalität der Karter (Iberiens) vorstatten ging, offensichtlich Vereinigungen von unterschiedlichem gesellschaftli-

chen Niveau. Von Anfang an zeichnet sich die stärker konsolidierte ethnisch-soziale Einheit von Kartli ab und andererseits eine Reihe von schwach entwickelten Nationalitäten bzw. Stämmen (neben der mingrelisch-lasischen und abchasischen Gruppierung ist auch die durch die Sprache, Kultur- und Lebenstraditionen gefügte Vereinigung der Swanen zu nennen, vielleicht noch weitere in Georgien lebende ethnische Gruppen).

Die politische Hegemonie des iberischen Staates, verknüpft mit seiner kulturellen Führungsrolle, deren Anfänge bereits in der Antike zu finden sind, und schließlich die von Iberien vorangetriebene Vereinigung ganz Georgiens zu einem einheitlichen politischen Organismus verliehen dem ethnisch-sozialen Entwicklungsprozeß der Bevölkerung Georgiens ein besonderes Gepräge. Das kolchische Staatswesen vermochte weder die Bevölkerung von Westgeorgien noch wenigstens die mingrelisch-lasischen Stämme zu einer ethnisch-sozialen Einheit zu vereinigen. In der Antike und zum Teil auch im Mittelalter waren die lasischen Stämme außerhalb dieses Staates geblieben. Gleichermäßen konnte sich auch ein abchasisches Staatswesen nicht entwickeln, und nach der kurzen Zeitspanne vom 6. bis zum 8. Jh. wuchs es in das gesamtgeorgische Staatswesen hinein. Die Vereinigung der Swanen schaltete sich nun auch aktiv in den gesamtgeorgischen politischen und ethnischen Prozeß ein. Daher gelang es weder der westgeorgischen noch der abchasischen oder der swanischen Vereinigung, sich zu konsolidieren. Freilich bewahrten sie ihre Spezifik (ihre eigene Sprache, Traditionen usw.) weitgehend (vor allem die niederen Schichten), die oberen Schichten jedoch wurden zu Vorreitern der gesamtgeorgischen Vereinigung. Gemeinsame Kommunikationssprache wurde das Georgische. Es übernahm auch die Funktion der Literatur- und Kultsprache (nach der Christianisierung im 4. Jh.). Der Zusammenschluß des feudalen Georgiens im 11. und 12. Jh. festigte die früher entstandenen Elemente der Einheit und vollendete die Herausbildung des einheitlichen georgischen Volkes (der Nationalität der Geor-

gier). Freilich war dies eine relative Einheit, die von der eine Nation kennzeichnenden monolithischen Geschlossenheit weit entfernt war. Noch waren die Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern groß – auch hinsichtlich der sprachlichen Situation (Dialekte, mancherorts Lokalsprachen), der Sitten und Bräuche, der Religion u. a. Potentiell, im Falle des Entstehens entsprechender Bedingungen, blieb die Möglichkeit der Renaissance und einer neuen Konsolidierung dieser minder konsolidierten Völker bzw. Stämme, was im Falle der abchasischen Nationalität auch geschah.

In diesem Zusammenhang erscheint uns die sozialökonomische Situation, die die führende Rolle des alten Iberien unter den politischen Einheiten Georgiens bestimmte und dadurch seine Hegemonie bei der Herausbildung des einheitlichen georgischen Volkes entschied, von großem Interesse.

Unter diesem Aspekt ist in erster Linie die ökonomische Stärke Iberiens hervorzuheben. Es verfügte innerhalb seiner weit ausgedehnten Grenzen über mehr Möglichkeiten und Ressourcen zur Entwicklung der Metallurgie, des Ackerbaus und der Viehzucht als die Kolchis, deren Gebirgsregionen und Niederungen wegen der Versumpfung großer Flächen über eine nur begrenzte wirtschaftliche Basis verfügten. Neben anderen Folgen muß dies auch die Verlangsamung des Zerfalls der Gentilordnung und der besitzmäßigen Differenzierung bewirkt haben. Raub und Sklavenhandel waren bekanntlich nicht nur in der antiken Kolchis, sondern auch im mittelalterlichen Westgeorgien weit verbreitet. Sie sind ein Ausdruck der beschränkten wirtschaftlichen Möglichkeiten. In der Antike vermochte nur ein geringer Teil der Bevölkerung der Kolchis, das Niveau der Klassenbeziehungen zu erreichen. Dies war wohl eine Art Insel des entwickelten Lebens, die von der Masse der noch in der Stammesordnung lebenden, vielzähligen Bergbevölkerung umgeben war. Das kolchische Staatswesen vermochte es nicht, über diese Bevölkerung eine effektive Kontrolle auszuüben. Im Gegenteil litt, wie schon erwähnt, gerade das entwickelte Tiefland

unter den Einfällen und gewaltsamen Übergriffen der Bergbewohner, was wiederum die Wiederbelebung der Stammestraditionen in der entwickelten Tieflandregion begünstigte.

Eine andere Situation bestand im Iberien der Antike. Der Staat setzte hier eine effektvolle Kontrolle über die Gebirgsregionen durch, und obwohl die Bevölkerung der Berggebiete in den Grenzen des ostgeorgischen Staates immer noch in der Stammesordnung lebte und ein halbautonomes Leben führte, bedeutete sie keinesfalls eine Gefahr für den Staat, mehr noch, sie stellte in der Regel wie die Masse der freien Stammesmitglieder in den Niederungen eine Stütze der Zentralmacht im Kampf gegen den inneren (Eristawis u. a.) und den äußeren Feind dar.

Einen krassen Charakter nahm die soziale Schichtung in den Niederungen Iberiens schon in hellenistischer Zeit an. Diesbezüglich findet sich bei Strabon eine klare Aussage, die nach der Ansicht von Fachleuten eine frühere Situation (2. vielleicht 3. Jh. v. Chr.) widerspiegelt.

Dieser Bericht (Strabon, XI, 3, 6) machte die Forscher seit längerem auf sich aufmerksam. Auf ihn stützte sich S. Dshanaschia, als er die von Strabon beschriebene Gesellschaft der Iberer als eine Klassengesellschaft und einen Staat bezeichnete, in dem mehrere sich voneinander unterscheidende sozialökonomische Ordnungen koexistierten (Sklavenhaltergesellschaft, feudale und Gentilordnung). Er hat zwar später diese Gesellschaft entsprechend der Einschätzung der sowjetischen Geschichtswissenschaft als Sklavenhaltergesellschaft anerkannt⁵, doch die georgische Geschichtswissenschaft lehnte in den sechziger Jahren diese These ab und ordnete diese Gesellschaft als eine Frühklassengesellschaft und typologisch protofeudale Gesellschaft ein.⁶

Strabon zufolge lebten in Iberien Menschen aus vier Ständen: 1. das königliche Geschlecht, 2. die Priesterschaft, 3. die Ackerbauern und Krieger, 4. das niedere Volk (λαοί), das „Sklave des Königs Hauses“ war. Danach folgte Strabon: „Sie verfügen über Gemeinbesitz nach der Verwandtschaft. Über jedermann [d.h. die Verwandtschaft – συγγενεῖαν] verfügt der

Älteste; so sind die Iberer und ihr Land.“ S. Dshanaschia war zwar der Ansicht, diese letztere Aussage betreffe das niedere Volk (λαοί), doch unseres Erachtens hat I. Dshawachischwili durchaus recht, wenn er die Ansicht vertritt, Strabon charakterisiere hiermit die ganze Bevölkerung Iberiens.⁷ Anscheinend war das Prinzip des Stammesbesitzes der großen Familien (Sippen) in der Bevölkerung des ganzen Landes tief verwurzelt. Dies hat freilich mit dem Kollektiveigentum aus der Zeit der Gentilordnung nichts gemein und paßt sehr wohl in den Rahmen der Klassengesellschaft. Der besitzmäßige Unterschied entwickelt sich hier nicht innerhalb der Sippe selbst, sondern zwischen den einzelnen Sippen und großen Familien umfassenden Stämmen. Die gleiche Lage ist in den Gebirgsregionen Georgiens auch später vorzufinden, wo man immer wieder auf schwächere (arme) und stärkere (wohlhabende) Sippen (Stämme) stößt. Sippenverbände besaßen hier in allem, darunter auch in der Eigentumssphäre, großes Gewicht.

Die unter der georgischen Bergbevölkerung bis in die spätere Zeit erhalten gebliebene Institution der Stammesältesten (xucesebi, xewisberi), welche die kirchliche und Zivilmacht ausübten, läßt uns Strabons Bericht so deuten, daß die Vertreter des zweiten Standes, die Priester, über die Beziehungen mit den Nachbarn bestimmten. Man nahm an, daß es um die Verwaltung der Außenbeziehungen des Landes ging. Es wäre aber natürlicher anzunehmen, daß hier von der Regelung der Beziehungen zu den benachbarten Stämmen die Rede ist. Dies stellte die Prärogative der Priester als Stammesführer sowohl im religiösen als auch im zivilen Bereich dar.⁸ Folglich traten die Priester Strabons ähnlich wie die „xewisberi“ des Gebirges in jüngster Vergangenheit als Stammesälteste auf. Derartige Stämme dürften aber Tempelstämme gewesen sein. Heute vertreten viele Fachleute die These vom Tempelcharakter des alten georgischen Stammes.⁹

Ackerbauern und Krieger, der „dritte Stand“, waren die Hauptvertreter des Volkes. Es handelte sich um die Masse der freien Stammesmit-

gheder, die die alte georgische Bezeichnung „eri“ (Volk – Heer) trug. Sie war bereits zu jener Zeit besitzmäßig und vermutlich auch sozial beträchtlich differenziert, allerdings erfolgte die Differenzierung nach „Geschlechtern“ (სოფლები, nach Großfamilien und Sippen).

Der Staatsapparat setzte sich vermutlich aus Vertretern solcher mächtigen und reichen Geschlechter zusammen. Diese jedoch nutzten ihre neu erworbenen Funktionen im Staatssystem zur weiteren Stärkung und zum Aufschwung ihrer Geschlechter (altgeorg. „saxli“). Das alte Georgien sowie das benachbarte Armenien (und noch früher dessen Vorgänger, das Reich Urartu) zählten anscheinend zu den Ländern, in denen die Zentralmacht bei der Entstehung feudaler Beziehungen nicht die entscheidende Rolle spielte: Die aristokratische Oberschicht wurde nicht durch das Emporkommen der Beamten des Staatsapparats geschaffen, sondern die Militär- und Beamtenaristokratie rekrutierte sich aus den emporgekommenen mächtigen (reichen) Geschlechtern, d.h. aus der Geschlechteraristokratie. Auch in den einzelnen Gebieten (altgeorg. „qevi“ [Schlucht, Tal] oder „kwegana“ [Land]) lag die Macht in den Händen solch mächtiger Geschlechter. Die Staatsmacht hatte keine Wahl, sie mußte sich auf die bereits ausgebildete Aristokratie stützen. N. Berdsenischwili vertrat die Ansicht, daß die späteren feudalen georgischen Provinzen mit dem Eristawi an der Spitze ihren Anfang bei den einzelnen vorstaatlichen Stammeseinheiten und ihren Führern nahmen. Darin sah er einen der Gründe, warum die Entwicklung hier nicht den Weg des orientalischen Feudalismus gehen und sich keine zentralisierte, despotische Macht herausbilden konnte.¹⁰ Die gleiche Überlegung äußerte auch Adonz über die Genesis der analogen „nachararen Ordnung“ in Armenien.¹¹ I. Djakonow wies auf das spezifische Gewicht der einzelnen Gebiete und Stämme (šureli) im alten Urartu hin, was auch ein ziemlich bedeutendes spezifisches Gewicht der an ihrer Spitze stehenden „Gebietsverwalter“ (wahrscheinlich die Führer der örtlichen Sippen, die Vertreter der mächtigen aristokratischen Geschlechter) und

ihre Unabhängigkeit von der Zentralmacht erklärt.¹²

Folglich förderte in den erwähnten Staaten bereits in der vorfeudalen Periode die Staatsmacht selbst die Herausbildung der feudalen Aristokratie, indem sie den weiteren Aufschwung und die Stärkung der regionalen Aristokratie (der Führer der mächtigen Geschlechter) durch deren Verwandlung in Großbeamte des Staatsapparates, durch Stärkung und Festigung ihrer Rechte auf den Grundbesitz und auf die Masse des untergeordneten Volkes sanktionierte.

Das oben Gesagte spricht für die Ansicht vom vorfeudalen Charakter des georgischen Staates der Antike. Darauf verweist wohl auch die Tatsache, daß im antiken Iberien als wichtigste ausgebeutete Masse „Sklaven des Königshauses“ (λαοί) existierten.

Zwar bezeichnet Strabon die λαοί als „Sklaven des Königshauses“, doch stehen sie wirtschaftlich den unfreien Bauern näher. Dem Bericht zufolge, daß sie in Sippen vereint waren, deren Hab und Gut von den Ältesten verwaltet wurde, und alles Nötige für das Leben erzeugten (vermutlich für das Königshaus und für andere Vertreter der Aristokratie), handelte es sich um unterworfenen Stämme (denken wir an die Analogie der kleinasiatischen λαοί), die auf dem Grund und Boden des Königreiches saßen. Ihr lokaler Name muß, wie S. Dshanaschia und N. Berdsenischwili vermuten, „glexi“ gewesen sein, ein Terminus, der künftighin im feudalen Georgien die in völliger Knechtschaft lebenden Ackerbauern bezeichnete. Man nimmt an, daß diese soziale Schicht im Gefolge einer Eroberung in der Frühzeit des iberischen Staatswesens entstanden war, als die Bedingungen dafür günstig gewesen waren. Als Analogie verweist man auf die spartanischen Heloten, die thessalischen Penesten u.a.

Im alten und frühmittelalterlichen Georgien gab es noch andere Bezeichnungen für die untergeordneten, unterdrückten Volkskategorien. Dies waren das aus dem Iranischen entlehnte „mona“ (Sklave) und „kirti“ (Sklave). Ersteres bezeichnete den gewöhnlichen patriarchalischen

Sklaven, den Diener, der in den aristokratischen Familien den Platz des Hausbediensteten einnahm, letzteres dagegen die schwerste Form der Sklaverei. Sklaven dieser Art wurden bei Schwerstarbeiten eingesetzt, beim Bau usw. In der eigentlichen Produktion allerdings, und zwar in der Landwirtschaft, nahm die Arbeit der Sklaven wohl einen unbedeutenden Platz ein. Hier nutzte man außer den freien Stammesmitgliedern auch die Arbeit der „Ackerbauern“ (λαοί), die den Status unfreier Menschen hatten, in Sippen vereint waren, selbständig die Landwirtschaft betrieben und auf dem staatlichen (königlichen) Grund und Boden siedelten.

In der Antike vollzog sich der Prozeß der Umwandlung der militärischen Stammesaristokratie in die Militär- und Beamtenaristokratie. Andererseits verschmolz das Königsgeschlecht mit der übrigen Aristokratie. Demzufolge ging die Ausbeutung der λαοί (der Bauern) vermutlich vom Königsgeschlecht auf den Adel über. Ihre Zahl wuchs wohl noch durch die neu auf den Boden gesetzten Gefangenen, durch Zufluchtsuchende aus anderen Stämmen u.a. Bereits im frühen Mittelalter war es kein Privileg des Königsgeschlechts mehr, „Bauern“ zu besitzen.

Allerdings wurden zweifelsohne auch die freien Stammesmitglieder, die armen, schwachen Sippen des „eri“ (des „dritten Standes“ des Staates) durch die „mächtigen“ Sippen ausgebeutet. So mußte ein Teil des „eri“ noch mehr verarmen und in die Kategorie des „geringen Volkes“ absinken, wie sie in den Quellen des frühen Mittelalters genannt wird. „Eri“ und „geringes Volk“ bildeten einen scharfen Gegensatz zu der privilegierten Schicht der „aznaurebi“ und „eristavebi“, die im Unterschied zu den unter-

drückten Schichten des Volkes an der Beibehaltung ihrer Sippenbeziehungen stärker interessiert waren. Bekanntlich achtete die herrschende Klasse in Georgien auch später, in der Feudalzeit, die Einheitlichkeit der Sippe als unantastbar und vermied die Aufteilung des Sippen Eigentums unter die einzelnen kleinen Familien. Es ist wohl kein Zufall, daß zur allgemeinen Bezeichnung dieser privilegierten Schicht der feudalen Periode gerade der mit dem Begriff „gvari“ (Geschlecht, Sippe, Clan) verbundene Terminus „aznauri“ (der Herkunft nach von hohem Geschlecht, Sprößling des Adels, Edler) wurde.

Die Gesellschaft Iberiens war eine sich rasch entwickelnde Klassengesellschaft. Sie darf nicht mit den Frühklassengesellschaften der Gebirgsregionen, die eine beschränkte ökonomische Basis besaßen, verglichen werden, wo sich im Laufe der Jahrhunderte eine Konservierung der traditionellen Beziehungsformen vollzog und die Entwicklung äußerst langsam vor sich ging, obwohl beide genetisch und typologisch viele Gemeinsamkeiten aufweisen.

Besonders intensiv entwickelte sich die Gesellschaft Iberiens vermutlich in der römischen Zeit, als enge Kontakte zu Rom bestanden, obwohl diese Entwicklung einen recht widersprüchlichen Charakter hatte. Es ist anzunehmen, daß die Sklaverei sich in dieser Zeit im Lande in bestimmtem Maße verbreitete, was die Entwicklung der feudalen Beziehungen wohl etwas behinderte, wobei der gleichzeitige Prozeß der Festigung der Positionen des militärischen Beamtenadels und des militärischen Stammesadels für die nächste Zukunft den Boden zum verstärkten Fortschritt in dieser Richtung bereitete.

ANMERKUNGEN

- ¹ Sakartvelos istoriis narkvevebi, Bd. I, Tbilisi 1970, S. 380.
- ² A. a. O., S. 387 ff.
- ³ A. a. O., S. 414.
- ⁴ Vgl. Melikišvili, G.: peodaluri sakartvelos poliṭikuri gaertianeba da sakartveloši peodalur urtiertoba-ta ganvitarebis zogierti saṭitxi, Tbilisi 1973, S. 123-132.
- ⁵ ḡanaṣia, S.: ṣromebi, Bd. II, Tbilisi 1952, S. 102-129, 131, 173-174, 235, 307-321.
- ⁶ Melikišvili, G.: ḡveli sakartvelos socialur-eḡonomikuri eḡobilebis saṭitxi (macne, 1965, Nr. 1, vgl. ebenda, 1966, Nr. 4, S. 262-292).
- ⁷ ḡavaxiṣvili, I.: txzulebani, Bd. I, Tbilisi 1979, S. 207-208 u.a.
- ⁸ Melikišvili, G. A.: K voprosu o social'no-ekonomičeskom stroe drevnej Iberii (Kartli) (Vestnik Drevnej Istorii, 1977, Nr. 4, S. 189-190).
- ⁹ Inaḡe, M.: saṭaḡro centrebi ḡvel ḡolxetṣi (macne, istoriis, arkeologiis, etnografiisa da xelovnebis istoriis seria, 1986, Nr. 4); Inaḡe, M.: ḡveli ḡolxetis sazogadoebis socialur-poliṭikuri istoriis zogierti saṭitxi (ebenda, 1987, Nr. 4).
- ¹⁰ Berḡeniṣvili, N.: sakartvelos istoriis saṭitxebi, Bd. VIII, Tbilisi 1975, S. 141 ff., 149, 152 ff. u. a.
- ¹¹ Adonc, N.: Armenija v epochu Justiniana, 2. Auflage, Erevan 1971, S. 196, 433.
- ¹² D'jakonov, I. M.: Nekotorye dannye o social'nom ustrojstve Urartu (Problemy social'no-ekonomičeskoj istorii drevnego mira, Sbornik v čest' akademika A. I. Tjumenova, Moskva-Leningrad 1963, S. 55 ff.); D'jakonov, I. M.: Urartu, Frigija, Lidija (Istorija drevnego mira, Bd. II, Moskva 1963, S. 58).

Gia Awalischvili

Die Beziehungen zwischen dem Kaukasus und den europäischen Kulturen im 3. Jahrtausend v. Chr.

Die Erforschung der sogenannten Mtkwari-Araxes-Kultur aus der frühen Bronzezeit hat bedeutende Erfolge aufzuweisen. Keiner anderen archäologischen Kultur des Kaukasus wurden so viele Artikel und Monographien gewidmet. Dutzende von Denkmälern wurden ausgegraben, eine Periodisierung und Chronologie wurden erarbeitet, und Probleme ökonomischen, sozialen und ideologischen Charakters und der ethnischen Zugehörigkeit dieser Kultur wurden erforscht.¹ Den kulturellen Beziehungen der Mtkwari-Araxes-Stämme wurde gleichfalls einige Aufmerksamkeit geschenkt, dennoch bleiben immer noch eine Reihe von Fragen offen. Eine davon ist die Frage nach der Beziehung der Mtkwari-Araxes-Stämme zu Mittel- und Osteuropa.

In der Gegenwart werden in alten archäolo-

gischen Kulturen Mittel- und Osteuropas Beziehungen zu den Kulturen des Kaukasus festgestellt. Der Kaukasus war bekanntlich eines der Verbindungsglieder zwischen Europa und dem alten Orient. Während die kulturellen und Handelsbeziehungen des Kaukasus mit Vorderasien gut erforscht sind, hat man derartige Beziehungen zu Europa erst vor kurzem entdeckt², und es bleiben viele wichtige Fragen vorläufig noch offen. Unklar ist beispielsweise, wann, in welchem Entwicklungsstadium und in welchem Ausmaß die Stämme der alten kaukasischen Kulturen mit Europa Kontakt hatten, ob es eine systematische oder sporadische Erscheinung war, usw.

In einigen Kulturen Mittel- und Osteuropas aus der zweiten Hälfte des 3. und Anfang des 2. Jahrtausends v. Chr. (frühe Aunjetitzer Kultur,

Glina III-Schneckenberg, Belotić-Bela Crkva-Kultur u.a.) finden sich gemeinsame Merkmale bei Keramiken, Metallerzeugnissen usw., die auch in der Kultur der frühen Bronzezeit des Kaukasus zu finden sind.³ Die Übereinstimmungen sind nicht mit Konvergenz oder Handelskontakten zu erklären: Vermutlich drangen Bevölkerungsteile vom Kaukasus bis nach Europa vor. Nach Ansicht einiger Wissenschaftler verlief dieser Weg über Kleinasien und den Balkan.⁴ Unserer Meinung nach müssen sich die Einflüsse der kassischen Kultur oder die Migration der Bevölkerung des 3. Jahrtausends v. Chr. über den Nordkaukasus und Osteuropa vollzogen haben über den Weg, den die alten Stämme bereits seit der Steinzeit in Anspruch genommen hatten. Seit der zweiten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. breitete sich in den Steppen Osteuropas und in der ganzen Zone der Zirkumpontischen metallurgischen Provinz (ZMP) transkaukasischer metallurgischer Import aus. Interessant ist, daß die Spektralanalyse einiger Bronzegegenstände auf die bodenständige Herkunft des Metalls hinweist, obgleich die Formen und Gestalten der Gegenstände transkaukasisch sind. Das legt den Gedanken nahe, daß verschiedentlich Gießer und Schmiede aus Transkaukasien bis nach Europa gelangt sind.⁵ Wahrscheinlich sind bestimmte Bevölkerungsteile im 3. Jahrtausend v. Chr. vom Kaukasus nach Ost- und Zentraleuropa gewandert. Doch in welchem Stadium der Mtkwari-Araxes-Kultur fand die Migration vom Kaukasus nach Norden und Nordwesten statt? Der polnische Archäologe J. Mahnik vermutet, daß diese Migration sich im Frühstadium der Mtkwari-Araxes-Kultur ereignete.⁶ Zwischen den oben genannten Kulturen Mitteleuropas (frühe Aunjetitzer Kultur, Glina III-Schneckenberg u.a.) und dem frühen Stadium der Mtkwari-Araxes-Kultur des Kaukasus besteht ein beträchtliches chronologisches Vakuum, fast tausend Jahre, was Migration bzw. Kontakte zwischen diesen europäischen Kulturen und der frühen Mtkwari-Araxes-Kultur ausschließt. Einige Fakten deuten drauf hin, daß diese Migrationen oder Einflüsse die zweite Hälfte oder das Ende des

3. Jahrtausends zu datieren sind. In der Tschechoslowakei wurde an der Mündung der Morava in die Donau, unterhalb der Stadt Devin, aus römischer Zeit eine Schicht der frühen Bronzezeit mit einer Keramik gefunden, die an die Gefäße der späten Mtkwari-Araxes-Kultur Transkaukasiens (Ende der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr.) erinnert. Das in Devin zutage geförderte Geschirre ist nicht ornamentiert und ähnelt der Keramik der Frühstufe der Mtkwari-Araxes-Kultur.

Was führte zur Migration der Bevölkerung der Mtkwari-Araxes-Kultur (wenn man annimmt, daß es sie gab) in der Mitte des 3. Jahrtausends?

Zur Migration nach Vorderasien (Syrien-Palästina) haben sich viele Forscher geäußert.⁷ Diese Migrationen wurden vermutlich durch irgendwelche gemeinsame historische Ereignisse ausgelöst, deren Wesen noch nicht ganz klar ist. In der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. verließen in Transkaukasien die Stämme der Mtkwari-Araxes-Kultur einige angestammte Siedlungsplätze und eigneten sich neue Gebiete an. Manche Forscher bringen diesen Vorgang in Verbindung mit der beginnenden Nomadenviehzucht, andere mit der Entwicklung der Metallurgie, mit der Verschiebung des wirtschaftlichen Zentrums in die Berge usw.⁸ Die Bevölkerung nahm aber offenbar nicht nur die Gebirgsregionen, sondern auch alle tiefer gelegenen landschaftlichen Zonen in Besitz. Diese Mobilität der Bevölkerung wurde durch verschiedene Ursachen ausgelöst, wobei die Suche nach fruchtbaren Böden und besseren Lebensbedingungen an erster Stelle stand. Eine besonders aktive, allerdings destruktive Rolle des Menschen in der Natur wird nach der „neolithischen Revolution“ mit dem Übergang von der aneignenden zur produzierenden Wirtschaft deutlich. In Transkaukasien existierten damals optimale Naturbedingungen für die aneignende Wirtschaft, vor der produzierenden jedoch erhoben sich viele Schwierigkeiten.⁹ Der ohne Bewässerung auskommende Ackerbau Ost- und Zentral-Transkaukasiens begünstigte im Neolithikum und Äneolithikum die Bildung von An-

siedlungen mit kleinen Gemeinschaften.¹⁰ Die im Neolithikum-Äneolithikum begonnene negative Einwirkung auf die Natur nahm in der Epoche der frühen Bronzezeit, in der Periode der Mtkwari-Araxes-Kultur, zu. Die Mobilität der Mtkwari-Araxes-Stämme wurde durch den extensiven, hauptsächlich unbewässerten Ackerbau gefördert. Die Mehrheit der Mtkwari-Araxes-Denkmäler besteht aus nur schwachen Kulturschichten.¹¹ Anscheinend wechselte die Bevölkerung von Zeit zu Zeit, vor allem nach der Auslaugung des Bodens, den Wohnsitz. Der Übergang zur produzierenden Wirtschaft förderte den Übergang zur sesshaften Lebensweise,

aber, so paradox es auch ist: Die Bevölkerung wurde durch die destruktive Rolle des Menschen in der Natur mobiler. Die produzierende Wirtschaft führte zu einer demographischen „Explosion“¹², die Bevölkerung wuchs beständig, was eine Ausdehnung der archäologischen Kulturen sowie Migrationen bedingte.¹³ Vermutlich entstand in der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr. in Transkaukasien eine ähnliche Situation, wie sie oben dargestellt wurde, und es erfolgte eine sogenannte „erzwungene Emigration“.¹⁴ Ein Teil der Bevölkerung wandte sich nach Vorderasien (Syrien-Palästina), ein kleinerer Teil wanderte jedoch offenbar in nordwestliche Richtung.

ANMERKUNGEN

- ¹ Dshaparidse, O.: Zur ethnischen Geschichte der georgischen Stämme nach Daten der Archäologie, Tbilisi 1976 (in georg. Sprache); Munčaeu, R.: Kavkaz na zare bronzovogo veka, Moskva 1975; Kušnareva, K., Cubinašvili, T.: Drevnie kul'tury Južnogo Kavkaza, Leningrad 1970 u.a.
- ² Machnik, J.: Uwagi o związkach obrazow Karpackich z Alpejskimi u schytku eneolitu i w pocztkach epoki bronzu, Acta Archaeologica Carpathica, T. XIII, Krakow 1972-1973; Dedabrišvili, Š., Mircchulava, G.: Kuro-arakskaia kul'tura i Central'naja Evropa (postanovka voprosa), Tezisy, Vsesojuznaja naučnaja konferencija „Antičnye, Vizantijskie i mestnye tradicii v stranach vostočnogo černomor'ja“, Tbilisi 1975, S. 7.
- ³ Machnik, J.: op. cit.; Dedabrišvili, Š., Mircchulava, G.: op. cit., S. 8; Kavtaradze, G.: Chronologija archeologičeskich kul'tur Gruzii epochi eneolita i bronzы, Tbilisi 1983, S. 74.
- ⁴ Machnik, J.: op. cit., S. 69; Dedabrišvili, Š., Mircchulava, G.: op. cit., S. 8.
- ⁵ Čajld, G.: U istokov evropejskoj civilizacii, Moskva 1953, S. 162; Černych, E.: Ob Evropejskoj zone Cirkumpontijskoj metallurgičeskoj provincii (CMP), Acta Archaeologica Carpathica, T. XVII, 1977, S. 40-41.
- ⁶ Machnik, J.: op. cit., S. 70.
- ⁷ Dshaparidse, O.: op. cit., S. 63-66. Hier findet sich auch Literatur zu dieser Frage.
- ⁸ Muskhetischvili, D.: Grundfragen der historischen Geographie Georgiens, Tbilisi 1977 (in georg. Sprache), S. 22.
- ⁹ Qoranaschwili, G.: Natur und Geschichte, Ziskari, Nr. 6, 1982 (in georg. Sprache), S. 155.
- ¹⁰ Kikwidse, I.: Feldbau und Feldbaukult im alten Georgien, Tbilisi 1976 (in georg. Sprache), S. 25.
- ¹¹ Ebenda, S. 74.
- ¹² Deevey, E.: The Human Population, Scientific American, T. 209, Nr. 3, 1960, S. 169.
- ¹³ Černosvitov, P.: Demografičeskie i ekologičeskie processy kak faktory izmenenija archeologičeskich kul'tur, Sovetskaja Archeologija, Nr. 3, Moskva 1985, S. 292.
- ¹⁴ Marks, K., Engel's, F.: Sočinenija, Bd. 8, Moskva 1957, S. 567-568.

Giwi Shordania, Surab Gamesardaschwili

Zur Geschichte der ersten gedruckten georgischen Buchausgabe

1

Der mit der Vorbereitung für die erste Ausgabe der ersten gedruckten georgischen Bücher verbundene, überaus komplizierte und schwer auszuführende Produktionsprozeß ist mit dem Namen des georgischen Geistlichen, Staatsmanns und Diplomaten Nikolos Tscholoqaschwili, als Mönch Nikipore, in Westeuropa „Priester Nikiphorus“ und „Nikipore Irbachi“ genannt, eng verbunden.

Die 1622 in Rom gegründete Organisation der Kardinäle, die sogenannte „Heilige Kongregation zur Verbreitung des Glaubens“, gründete unter Berücksichtigung der großen Bedeutung des Buchdrucks für die katholische Lehre 1626 in Rom eine eigene Druckerei, zu deren Leiter sie Achill Venerio und zu deren Druckermeister sie den bekannten Typographen Stefano Paolini ernannte, der über große Erfahrungen im Buchdruck in orientalischen Sprachen verfügte.

In der Druckerei der Kongregation zur Verbreitung des Glaubens wurden Bücher in den Sprachen jener Länder gedruckt, in die Missionare zum Predigen geschickt worden waren. Die Druckerei war vielsprachig und besaß in den dreißiger Jahren des 17. Jahrhunderts mehr als 20 Schrifttypen. Da als erste Missionare aus Rom Theatinermönche unter der Führung von Pietro della Valle 1626 nach Georgien gesandt worden waren, ist anzunehmen, daß der Gedanke, einen georgischen Schriftsatz herzustellen, in der Kongregation zur Verbreitung des Glaubens gerade in jener Zeit aufkam, doch war seine Umsetzung nicht möglich, denn es gab in Rom niemanden, der das Georgische beherrschte. Zwar lebte dort Pietro della Valle, der Georgischkenntnisse besaß, doch war er der Sprache nicht so mächtig, daß er diesen Auftrag hätte annehmen können. Diese Möglichkeit ergab sich erst, als Nikipore Irbachi in diplomatischer Mission nach Rom kam.

Diese Seite des Schaffens von Nikipore Irbachi hob Mikel Tamaraschwili als erster hervor. Er schrieb:

„Der lange Aufenthalt in Rom blieb keineswegs fruchtlos. Außer seinem Auftrag, wozu er eigentlich gekommen war [es ist seine diplomatische Mission gemeint – S. G.], förderte er die Erarbeitung des georgisch-italienischen Wörterbuchs, das 1629 in Rom gedruckt wurde. [...] Ferner lehrte er Stefano Paolini, der sich mit Nikipore um die Ausgabe dieses Wörterbuchs bemühte, etwas Georgisch. Nikipore war auch an der Gründung der georgischen Druckerei in Rom beteiligt. [...]“

In einer Fußnote fügt M. Tamaraschwili hinzu, daß danach in Rom außer dem Wörterbuch auch ein „kleines Gebetbuch mit georgischem Alphabet“ gedruckt wurde (vgl. seine Arbeit „Geschichte des Katholizismus unter den Georgiern“, Tbilisi 1902, S. 95, 614).

Mit dem Problem der ersten gedruckten georgischen Bücher in Rom und dem Verdienst um die Vorbereitung ihrer Herausgabe beschäftigten sich mehrere Wissenschaftler, darunter D. Karitschaschwili, S. Kakabadse, K. Kekelidse, Kr. Scharaschidse, A. Tschikobawa, Dsh. Wateischwili, N. Orlovschaja, G. Akopaschwili und andere.

2

Die Kardinäle, die Mitglieder der Heiligen Kongregation zur Verbreitung des Glaubens waren, stellten gleich zu Beginn der Verhandlungen mit Nikipore Irbachi die Frage nach der Organisation des Drucks georgischer Bücher. Diese erste Sitzung, die die Kongregation zur Verbreitung des Glaubens der georgischen Gesandtschaft widmete, fand am 20. Juni 1628 statt, d.h. drei Monate nach der Ankunft N. Irbachis in Rom.

In der Sitzung wurden politische Fragen erörtert, die Kardinäle nahmen das Schreiben von König Teimuras, das Irbachi mitgebracht hatte, zur Kenntnis, und danach scheint die Herstellung des georgischen Schriftsatzes besprochen worden zu sein. In diesem Zusammenhang wurde im Sitzungsprotokoll festgehalten, daß die Kongregation „die Anfertigung von Prägestempeln und Matrizen der georgischen Buchstaben, die sowohl in den geistlichen als auch in den weltlichen Texten verwendet werden, um notfalls den Druck der Lehrbücher zu Lehrzwecken für die Georgier und zum eigenen Vergnügen zu ermöglichen“, festlegte.

Folglich war die Heilige Kongregation daran interessiert, einen georgischen Schriftsatz herzustellen, d.h. konvexe und konkave Metallformen, mit dem Spiegelbild der Schrift, die sogenannten Matrizen und Poinçons.

Aufgrund dieses Dokuments wurde die bis dahin allgemein verbreitete Ansicht verworfen, damals sei in Rom eine georgische Druckerei gegründet worden, in der zum erstenmal georgische Bücher gedruckt worden seien. In Wirklichkeit aber war, wie aus dem Protokoll der Kongregation zur Verbreitung des Glaubens ersichtlich ist, der Druck der georgischen Bücher von Anfang an in der Druckerei der Kongregation beabsichtigt, und in derselben Druckerei müssen die Poinçons und Matrizen zum Gießen der georgischen Schrift angefertigt worden sein.

Eine selbständige georgische Druckerei konnte nicht bestanden haben. Erstens hatte die Druckerei der Kongregation bereits Erfahrungen im Druck von verschiedensprachigen Büchern, so daß unter diesen Umständen niemand eine selbständige Druckerei zum Druck von einigen wenigen georgischen Büchern gegründet hätte. Zweitens zeugen Vermerke auf den Titelblättern der 1629 in Rom verlegten, ersten gedruckten georgischen Bücher davon, daß sie „in Rom in der Druckerei der Kongregation zur Verbreitung des Glaubens“ gedruckt worden sind.

Von den zwei ersten gedruckten georgischen Büchern wurde offensichtlich zuerst das „Iberische Alphabet“ mit Gebeten und danach das

„Georgische und italienische Wörterbuch“ gedruckt, denn heute meint man zu Recht, logischerweise hätten die Mitarbeiter der Druckerei der Kongregation, die sich erstmalig zum Druck eines georgischen Buches anschickten, zunächst, um sich Routine anzueignen, weniger komplizierte und einfachere Texte drucken wollen, um sich danach den größeren und komplizierteren Text, wie ihn das Wörterbuch darstellte, vorzunehmen. Diese logische Überlegung wird durch die dem Wörterbuch beigefügte „Widmung“ des Leiters der Druckerei Achill Venerio an den Papst bestätigt. Venerio schreibt, daß, als mit Nikipore Irbachis Unterstützung die georgische Schrift gegossen worden sei, es ihnen gelungen sei, „das Alphabet mit einigen Gebeten und dieses Wörterbuch“ zu drucken. Da das Alphabet an erster Stelle erwähnt wird, das Wörterbuch jedoch an zweiter, ist anzunehmen, daß das „Alphabet“ vor dem Wörterbuch gedruckt wurde, und wir wollen als erstes darauf eingehen.

Das „Iberische Alphabet“ wird auf den Titelblättern lateinisch wie folgt ausgewiesen:

„Das iberische oder georgische Alphabet mit dem Gebet an den Herrn, mit der Begrüßung des Engels, dem Glaubenssymbol, den zehn Geboten, dem kirchlichen Geheimnis und barmherzigen Taten in lateinischer und iberischer Sprache ausgeführt, mit georgischen Buchstaben gedruckt, Litaneien an die selige Muttergottes beigefügt in derselben Sprache und mit iberischen Buchstaben.“

Das Buch umfaßt 30 Seiten. Das darin abgedruckte georgische Alphabet (mxedruli aniani) ist folgenderweise überschrieben: „Das iberische oder georgische Volksalphabet enthält 36 Buchstaben.“

Das Alphabet ist in vier Spalten dargestellt: In der ersten Spalte wird die Linienführung des georgischen (mxedruli) Buchstabens angeführt, in der zweiten die georgische Bezeichnung dieses Buchstabens in georgischer Schrift, in der dritten die gleiche Bezeichnung in lateinischen Buchstaben, in der vierten die lautliche Ent-

sprechung des Buchstabens zu den lateinischen Buchstaben. Bisweilen ist auch eine Entsprechung zu italienischen, griechischen, arabischen, spanischen, französischen und hebräischen Buchstaben angeführt.

Die Reihenfolge der georgischen Buchstaben wird mit geringer Abweichung richtig eingehalten.

Dem Alphabet folgen die Ligaturen, die verbundene Schreibung von zwei, drei und vier Buchstaben; die Ligaturen sind von den entsprechenden nicht verbundenen georgischen und lateinischen Buchstaben begleitet.

Das Alphabet und die Ligaturen nehmen 7 Seiten ein. Darauf folgen Gebete: zunächst die georgischen, in Mchedruli-Schrift gedruckt – 13 Seiten, danach die lateinischen Gebete, aber ebenfalls in georgischen Buchstaben gedruckt – 9 Seiten.

Bisweilen haben die Drucker georgische Worte und Laute verstümmelt, manchmal wurde im Wort ein Buchstabe ausgelassen oder umgekehrt ein überflüssiger Buchstabe hinzugesetzt; einige Laute wurden verwechselt, z.B.: „ç“ und „c“ „k“ und „k“ „q“ und „k“ „t“ und „t“ „d“ und „t“.

Zu fragen wäre, ob Nikipore Irbachi an der Vorbereitung des Alphabetdrucks beteiligt war. Wenn ja, wie konnten ihm dann so grobe Fehler unterlaufen?

Gewiß wäre die Herausgabe des „Alphabets“ mit den Gebeten ohne Irbachi nicht möglich gewesen, denn er war ja zu jener Zeit der einzige Mann in Rom, der das Georgische beherrschte. Von seiner Beteiligung an der Zusammenstellung des „Alphabets“ spricht zweifellos eine Stelle aus der Widmung des Achill Venerio an den Papst, in der das Verdienst Nikipore Irbachis erwähnt wird. Zweifellos hat Irbachi den italienischen Druckern das georgische Alphabet sowie den georgischen Gebetstext übergeben. Was die Umstände anbelangt, unter denen die Fehler zustande kamen, so werden sie weiter unten behandelt, wenn das Wörterbuch, dessen Druck damals das Hauptverdienst der Druckerei der Heiligen Kongregation zur Verbreitung des Glaubens war, besprochen wird.

Das Wörterbuch ist mit folgendem italienischen Titel überschrieben:

„Das georgische und italienische Wörterbuch, zusammengestellt von Stefano Paolini mit Unterstützung des hochgeehrten Paters Monsignore Niceforo Irbach, eines georgischen Basiliarenmönchs.

Zum Gebrauch für die Missionare der Hl. Kongregation zur Verbreitung des Glaubens.“

Als Erscheinungsort des Buches werden Rom und die Druckerei der Kongregation angegeben, als Zeit des Drucks das Jahr 1629.

Das „Georgische und italienische Wörterbuch“ zählt 181 Seiten. Davon bilden das Titelblatt und seine Rückseite 2 Seiten, die „Widmung“ an den Papst 3 Seiten; darauf folgt auf 2 Seiten das georgische Alphabet, genauso gedruckt wie in dem „Iberischen oder georgischen Alphabet“, allerdings ohne Ligaturen. Danach wird der Hauptteil des Buches vorgelegt, das eigentliche Wörterbuch, das 126 Seiten umfaßt, sowie das Verzeichnis der italienischen Wörter mit 48 Seiten.

Von den italienischen Herausgebern sind in dem Buch nur das Alphabet (S. 1-2) und das georgisch-italienische Wörterbuch (S. 3-128) paginiert worden.

Von großer Bedeutung ist die dem Wörterbuch vorangestellte Widmung an den Papst Urban VIII., die vom Leiter der Druckerei der Heiligen Kongregation zur Verbreitung des Glaubens, Achill Venerio, verfaßt wurde und die die Umstände der Herausgabe der ersten gedruckten georgischen Bücher und das Verdienst von Nikipore Irbachi herausstellt.

Im folgenden geben wir die „Widmung“ des Achill Venerio an Papst Urban VIII. nach dem im Buch veröffentlichten Text wieder, wobei an einigen Stellen Auslassungen gemacht wurden:

„An seine Hochheiligkeit, unseren Signore Papst Urban VIII. Es ist bekannt, seligster Vater, wie wichtig für den Erfolg des katholischen Glaubens in fremden Ländern der Druck guter Bücher ist, wie es Katechismen und ähnli-

ches sind, gedruckt in verschiedenen Sprachen, und der Hl. Kongregation zur Verbreitung des Glaubens dürfte dieser offensichtliche Umstand nicht entgangen sein, so, wie sie sich in allen ähnlichen Fällen verhält, und sie beschloß, eine Druckerei mit den Schriften verschiedener Sprachen und besonders derer, die sozusagen bei verschiedenen Völkern die bürgerlichen Rechte erlangten, zu gründen, und daher dürfte die Effektivität dieser guten Sache nicht mit Schweigen übergangen werden: Es ist eine Vielzahl von Büchern in verschiedenen einheimischen Sprachen gedruckt worden, die es den Missionaren erleichterten, unter den von uns überaus entfernten Nichtgläubigen das Wort Gottes zu säen.

Es entstand die Notwendigkeit, unter diesen Schriften auch die Schrift des Georgischen zu gießen, im Zusammenhang mit dem Fall, daß als Pater Don Niceforo Irbach Eurer Heiligkeit den Brief des Königs von Georgien vorstellte, ihn niemand zu übersetzen vermochte, deshalb wurde diese Schrift, die äußerst meisterhaft und wohlgestalt gelang, worin man sich unten überzeugen könnte, mit Unterstützung desselben Paters, welcher Tausende von Wörtern erhellte, gegossen. Es wurden das Alphabet mit einigen Gebeten und dieses Wörterbuch gedruckt, und obwohl aus Zeitmangel die Vervollkommenung des Wörterbuchs nicht möglich war, schrieb trotzdem Stefano Paolini unter meiner Leitung die erwähnten Wörter heraus, indem er vor allem diejenigen auszuwählen suchte, die in der Umgangssprache am meisten gebraucht werden. Und da bekanntlich bis heute in Europa noch nie ein Buch in dieser Sprache gedruckt worden ist und es nun zum erstenmal erscheint, müßte es auf seiner Stirn Euren Namen tragen. [...] Ich hoffe, Eure Hochheiligkeit wird unter den vielen Schwierigkeiten, die mit dem Walten der ganzen Welt zusammenhängen, Zeit finden und auf dieses neue Werk mit gnädigen Augen blicken. [...]

Ich küsse [Eure] heiligsten Füße.

Euer Hochheiligkeit niedrigster, treuester und ergebenster Diener und Untertan Achill Venerio, Bevollmächtigter der Hl. Kongregation zur Verbreitung des Glaubens.“

In dieser „Widmung“ an den Papst charakterisierte Achill Venerio die große Unterstützung, die Nikipore Irbachi den italienischen Druckern bei der Vorbereitung der Herausgabe der ersten gedruckten georgischen Bücher gewährt hatte. Der „Widmung“ zufolge bestand dieses Verdienst Irbachis in zweifacher Hilfeleistung: Erstens wurde mit Unterstützung von Nikipore Irbachi die schöne georgische Schrift gegossen; zweitens ließ Irbachi die Drucker „Tausende“ georgischer Wörter notieren, aus denen Stefano Paolini unter Achill Venerios Leitung für das Vokabular des Wörterbuchs einen Teil der Wörter, und zwar diejenigen, die den Missionaren im Gespräch mit Georgiern von Nutzen sein konnten, ausgesucht hatte.

Der „Widmung“ zufolge müssen in Rom den Anstoß für das Erwachen des Interesses an der georgischen Sprache die Ankunft von Nikipore Irbachi und der Umstand, daß niemand den von ihm mitgebrachten Brief des Königs Teimuras zu lesen vermochte, gegeben haben. Das hat sich vermutlich am 20. Juni 1628 zugetragen, denn an jenem Tag machten sich die Kardinäle, die Mitglieder der Kongregation zur Verbreitung des Glaubens waren, mit dem Brief von Teimuras bekannt, dessen Inhalt ihnen von Irbachi selbst vermittelt wurde, und damals beschlossen sie auch, Poinçons und Matrizen georgischer Schrift anfertigen zu lassen, worüber oben schon berichtet wurde.

3

Das Wörterbuch von Stefano Paolini ist von A. Tschikobawa, der dieses erste georgische lexikologische Werk hoch einschätzte, eingehend behandelt worden.

Den Hauptteil des „Georgischen und italienischen Wörterbuchs“ stellt, wie gesagt, das georgisch-italienische Wörterbuch dar, dessen georgisches Vokabular nicht, wie es in der Regel in unserer Literatur heißt, 3084 bzw. 3086 Wörter, sondern 3094 Wörter zählt; wenn wir aber noch 23 Zahlwörter dazurechnen, so ergibt das 3117 georgische Wörter.

Der Text besteht aus drei Spalten: In der

ersten Spalte sind die georgischen Wörter eingetragen, mit georgischen (mxedruli) Buchstaben gedruckt, in der zweiten dieselben georgischen Wörter, mit lateinischen Buchstaben gedruckt und oft mit einem Hinweis auf die Betonung versehen, in der dritten die italienischen Bedeutungen dieser georgischen Wörter. Ein Teil der georgischen Wörter ist sowohl in georgischer Schrift als auch in lateinischer Transkription mit ziemlicher Exaktheit gedruckt.

Von nicht geringerem Wert war für die Missionare der zweite Teil des Wörterbuchs, das den georgischen Wörtern entsprechende Verzeichnis italienischer Wörter, das die Funktion eines „Italienisch-georgischen Wörterbuchs“ erfüllt. Das Verzeichnis italienischer Wörter zählt 3210 italienische Wörter, welche die Definitionen des „Georgisch-italienischen Wörterbuchs“ darstellen, d.h., daß das Verzeichnis über 93 Wörter mehr verfügt als das georgische Wörterbuch. Vom Volumen her ist jedoch das Verzeichnis weitaus kleiner als das Wörterbuch: Das „Georgisch-italienische Wörterbuch“ umfaßt 126 Seiten, das „Verzeichnis italienischer Wörter“ nur 48 Seiten, so daß das „Wörterbuch“ zweieinhalb mal so viele Seiten hatte wie das „Verzeichnis“. Hätte man im Buch anstelle des Verzeichnisses der italienischen Wörter ein italienisch-georgisches Wörterbuch aufgenommen, so hätte es den dreifachen Platz eingenommen, so aber erschien es kleiner, handlicher und praktischer für diejenigen, für die es bestimmt war, d.h. für die katholischen Missionare aus Rom, die unter der georgischen Bevölkerung den katholischen Glauben zu verbreiten hatten. Im „Verzeichnis“ stehen neben jedem italienischen Wort zwei Ziffern; die eine verweist auf die Seite des „Wörterbuchs“, auf der das Wort steht, die zweite auf die Zeile, in der sich dieses Wort befindet.

Das „Georgisch-italienische Wörterbuch“ enthält eine Vielzahl von Fehlern und Ungenauigkeiten. Das betrifft vor allem seine erste Spalte, in der die in georgischen (mxedruli) Buchstaben gedruckten georgischen Wörter angegeben sind. In dem Georgisch-italienischen Wörterbuch „ist oft eine ungenaue Schreibung

georgischer Wörter vorzufinden [...]“, schreibt A. Tschikobawa.

„Es ist deutlich, daß sich der Zusammensteller des Wörterbuchs Stefano Paolini im Georgischen nicht auskannte und sich in den spezifischen Lauten der georgischen Sprache nicht zu recht fand. Zwar unterstützte ihn der georgische Mönch Nikipore Irbachi, doch wissen wir nicht, was im Wörterbuch mit und ohne seine Teilnahme vorgenommen wurde.“

Dsh. Wateischwili unterscheidet Fehler dreierlei Art, die sich in den von Irbachi übersetzten Text der „Litania Lauretana“ eingeschlichen haben, wobei sich diese Analyse durchaus auch auf den Text des „Georgisch-italienischen Wörterbuchs“ erstrecken könnte: 1. „Fehler graphischen Charakters“, die aufgrund der Verwechslung georgischer Grapheme entstanden sind; 2. „Europäismen“ bzw. Fehler, die durch den Austausch der die spezifisch georgischen Laute bezeichnenden Buchstaben durch entsprechende, den Europäern bekannte und leicht auszusprechende Buchstaben bedingt sind; 3. „Gräzismen“ bzw. der Austausch einzelner georgischer Wörter durch die griechischen Wörter entsprechenden Inhalts und darüber hinaus die Wiedergabe einzelner georgischer Wörter mit griechischen Kasusformen.

Was die Fehler der dritten Art anbelangt, die von Dsh. Wateischwili als „Gräzismen“ bezeichnet werden, so erklärt A. Tschikobawa ihre Entstehung folgendermaßen:

„[...] es ist anzunehmen, daß das Vokabular entstand, indem man dem Vokabular eines bestimmten Wörterbuchs (vermutlich eines griechischen) das Material entnahm und es ins Georgische übersetzte, wobei manches (griechische) Wort unübersetzt blieb.“

Die Ansicht A. Tschikobawas, die Grundlage des georgischen Vokabulars sei ein griechisches Wörterbuch gewesen, scheint recht bedeutungsvoll. Die Zahl dieser „Gräzismen“ ist nicht groß. Außerdem sind zwei Fälle zu verzeichnen, in

denen dieselben Begriffe zweimal ins Wörterbuch eingetragen worden sind, einmal georgisch und einmal griechisch, dies sind: „Mann/Mensch“ und „Pferd“.

Ein bedeutender Teil der Fehler wurde durch die Verwechslung der Laute in den georgischen Wörtern verursacht. Bisweilen (allerdings nicht immer) ist das dadurch zu erklären, daß ein georgischer Buchstabe gegen einen für die Aussprache eines Europäers zugänglicheren anderen Buchstaben ausgetauscht wurde. Im allgemeinen sind drei Typen von Verwechslungen georgischer Buchstaben zu beobachten.

Beachtenswert ist der Umstand, daß häufig georgische Wörter, die mit den lateinischen Buchstaben gedruckt sind (zweite Spalte), die georgische Aussprache dieser Wörter bei weitem besser und genauer zum Ausdruck bringen als dieselben Wörter, die mit den georgischen (mxedruli) Buchstaben gedruckt wurden (erste Spalte).

Bisweilen ist es offensichtlich, daß sich in die mit den georgischen Buchstaben gedruckten Wörter Fehler eingeschlichen haben, weil beim Austausch lateinischer Buchstaben durch die georgischen mechanisch Fehler begangen wurden.

Vermutlich wurde beim Druck des Wörterbuchs zunächst die zweite Spalte, in der die georgischen Wörter in lateinischer Umschrift stehen, gesetzt und erst dann die erste Spalte mit den georgischen Wörtern in der georgischen Mchedruli-Schrift. Der letztere Umstand spricht ebenso wie die oben angeführte Tatsache, daß die mit den lateinischen Buchstaben wiedergegebenen georgischen Wörter (zweite Spalte) die georgische Aussprache dieser Wörter weitaus besser und genauer wiedergeben als dieselben Wörter, die mit den georgischen Buchstaben gedruckt wurden (erste Spalte), dafür, daß anscheinend bei der Zusammenstellung des georgischen Vokabulars für das „Georgisch-italienische Wörterbuch“ die georgischen Wörter zunächst mit den lateinischen Buchstaben geschrieben und gesetzt wurden, d.h., daß die zweite Spalte des Wörterbuchs zusammengestellt wurde und daß erst danach dieselben geor-

gischen Wörter eingetragen und mit georgischen (mxedruli) Buchstaben gesetzt wurden, d.h., daß die erste Spalte des Wörterbuchs später erstellt wurde.

4

Die gemachten Ausführungen versetzen uns in die Lage, die Vorbereitungsperiode für die Erarbeitung des „Georgisch-italienischen Wörterbuchs“, bei der Nikipore Irbachi zweifelsohne eine große Rolle spielte, wenigstens annähernd zu erfassen. Diese Vorbereitungsperiode umfaßt mehrere, wahrscheinlich fünf, Phasen.

Als sich der georgische Botschafter auf das Ersuchen der Heiligen Kongregation zur Verbreitung des Glaubens hin zur Zusammenarbeit mit Stefano Paolini verpflichtete, ging er offenbar daran, an dem griechisch-lateinischen Wörterbuch mitzuarbeiten. Anhand des griechischen Vokabulars dieses Wörterbuchs begann Stefano Paolini, mit Unterstützung von Nikipore Irbachi, für sein Wörterbuch das georgische Vokabular zusammenzustellen. Das Vokabular wurde von Irbachi diktiert. Er übersetzte die griechischen Wörter ins Georgische, und Stefano Paolini (oder ein anderer Drucker) schrieb diese ihm unbekannten Wörter mit lateinischen Buchstaben auf. Er mußte freilich auch lateinische Buchstaben für solche georgischen Laute, die seinem Ohr völlig unbekannt waren, aufnehmen. Offensichtlich übersetzte Irbachi dem italienischen Drucker eine große Anzahl griechischer Wörter. Wir erinnern uns, daß Achill Venerio (in der „Widmung“ an den Papst) sagte, Nikipore hätte „Tausende von Wörtern“ angeboten. Anscheinend erklärte Nikipore Irbachi den italienischen Buchdruckern weitaus mehr georgische Wörter als jene dreitausend, die in das Vokabular des „Georgisch-italienischen Wörterbuchs“ Eingang fanden. Auf jeden Fall jedoch leistete er eine gewaltige Arbeit.

Hier entsteht natürlich die Frage, auf welche Weise Nikipore Irbachi Stefano Paolini und möglicherweise auch anderen Italienern georgische Wörter erklärte. Unseres Erachtens verlief

diese komplizierte Arbeit folgendermaßen: Nikipore Irbachi las das griechische Wort in dem griechisch-lateinischen Wörterbuch, übersetzte es ins Georgische und diktierte es Stefano Paolini oder einem anderen Italiener, der das georgische Wort mit lateinischen Buchstaben niederschrieb, wobei Irbachi die Bedeutung des georgischen Wortes vermutlich auch in der griechischen Sprache erläuterte. Diese Erläuterungen wurden den Italienern von einem Dolmetscher übersetzt. Es ist anzunehmen, daß dabei der bekannte griechische Geistliche Uniat Johannes Matthäus Kariophilos wie bei diplomatischen Verhandlungen dolmetschte. Er übersetzte auch das von Irbachi griechisch Vorgetragene ins Italienische, obwohl nicht auszuschließen ist, daß Nikipore der Unterstützung eines Dolmetschers nicht bedurfte. Er beherrschte ja die italienische Sprache und war in der Lage, georgische Wörter italienisch zu erklären.

Folglich schrieben die Italiener die italienischen Definitionen der georgischen Wörter nach dem Diktat von Nikipore Irbachi (mit Unterstützung eines Dolmetschers oder auch ohne diesen) nieder.

Es ist durchaus möglich, daß Irbachi während seines Aufenthaltes in Rom Stefano Paolini etwas Georgisch beibrachte, so daß dieser das Georgische einigermaßen verstand. M. Tamaraschwili bemerkte, daß Irbachi „Stefano Paolini etwas Georgisch lehrte“ (op. cit., S. 95). Freilich waren es keine gründlichen Kenntnisse, so daß Paolini, wenn er das von Nikipore (vielleicht auch von einem Dolmetscher) Diktierte niederschrieb, einige Fehler bei wenig bekannten oder gar unbekannten Wörtern unterliefen. Nikipore und derjenige, der das Diktierte niederschrieb, leisteten eine große Arbeit, denn der „Widmung“ von Achill Venerio zufolge wurden „Tausende Wörter“ eingetragen. Darin bestand auch die erste Phase der Vorbereitungsarbeit.

Ihr muß die zweite Phase der Vorbereitungsarbeit gefolgt sein, die von Stefano Paolini ohne Unterstützung von Nikipore Irbachi durchgeführt wurde. Über diese Arbeit heißt es in der „Widmung“ an den Papst, daß Stefano Paolini

unter der Leitung Achill Venerios die erwähnten Wörter herausschrieb, wobei er versuchte, vor allem jene auszuwählen, die gewöhnlich in der Umgangssprache gebraucht wurden. Vermutlich suchte Stefano Paolini selbst jene 3117 Wörter, die das „Georgisch-italienische Wörterbuch“ von Stefano Paolini zählt, samt ihren Definitionen heraus. Dieses Vokabular mit seinen Definitionen stellte freilich nur einen geringen Teil des umfassenden Vokabulars dar, das von Nikipore Irbachi zusammengestellt worden war und Achill Venerio zufolge viele Tausende Wörter zählte. Stefano Paolini hatte solche Wörter herausgesucht, die den Missionären für die Kommunikation mit der georgischen Bevölkerung und zur Verbreitung des katholischen Glaubens unter den Georgiern hätten von Nutzen sein können.

Parallel zu der ersten und zweiten Phase der Vorbereitungsarbeiten verlief offensichtlich die dritte Phase: das Anfertigen der Muster der georgischen (mxedruli) Buchstaben, nach denen die georgische Druckschrift gegossen werden sollte. Diese Arbeit ist allein das Verdienst von Nikipore Irbachi. Seinen Anstrengungen und seinem Eifer ist es zu verdanken, daß die Muster der georgischen Buchstaben entstanden, mit denen in Rom die georgische Schrift gegossen wurde, die von dem Leiter der Druckerei, Achill Venerio, als „äußerst meisterhaft und schön“ bezeichnet wurde.

Es ist anzunehmen, daß sich Nikipore Irbachi parallel zur kalligraphischen Arbeit der Beschäftigung mit seinem umfassenden Vokabular widmete. Später beaufsichtigte er das Gießen der typographischen Lettern.

Nachdem das Vokabular des Wörterbuchs zusammengestellt worden war (die erste und die zweite Phase der Vorbereitungsarbeiten) und die georgischen Lettern gegossen worden waren (dritte Phase), begann, wie anzunehmen ist, die vierte Phase der Vorbereitungsarbeit: Es wurden im Text des Wörterbuchs vor die mit lateinischen Buchstaben geschriebenen georgischen Wörter (zweite Spalte) dieselben Wörter in georgischen Buchstaben (erste Spalte) gesetzt. Wie oben erwähnt, wurde diese Arbeit

äußerst unvollkommen ausgeführt. Nicht selten geben die mit lateinischen Buchstaben geschriebenen georgischen Wörter Klang und Aussprache weitaus besser und genauer wieder als dieselben Wörter, die mit georgischen Buchstaben gedruckt wurden. Wäre diese Arbeit von einem Kenner der georgischen Sprache ausgeführt worden, so hätte das Gegenteil der Fall sein müssen.

In diesem Zusammenhang drängt sich die Frage auf, ob Nikipore Irbachi an der vierten Phase zur Druckvorbereitung ebenso beteiligt war wie an der Zusammenstellung des umfangreichen Vokabulars (erste Phase) und an der Herstellung und dem Guß der Schriftzeichen (dritte Phase).

Es genügt bereits ein flüchtiger Blick auf die erste Spalte des „Georgisch-italienischen Wörterbuchs“, um zu verstehen, daß Irbachi an der Vorbereitungsarbeit in dieser vierten Phase unmöglich beteiligt gewesen sein konnte. Der mit den georgischen Buchstaben gedruckte Text weist derart grobe Fehler auf, die nicht einmal ein Georgier von geringer Bildung, geschweige denn der die Sprache ausgezeichnet beherrschende Nikipore Irbachi hätte begehen können.

Hier kann man aber auch die Frage stellen, ob die so schlecht zusammengestellte erste Spalte des Wörterbuchs (die georgischen Wörter, die mit den georgischen Mchedruli-Buchstaben gedruckt sind) der praktischen Bestimmung des Wörterbuchs großen Schaden zufügte. Das Wörterbuch war hauptsächlich zum Gebrauch für die italienischen Missionare gedacht, die erste Spalte jedoch war für die Missionare weniger von Nutzen als die zweite Spalte (die georgischen Wörter, gedruckt mit lateinischen Buchstaben), und gerade diese zweite Spalte war weitaus besser bearbeitet und gab die Aussprache der georgischen Wörter genauer wieder, so daß die in der ersten Spalte unterlaufenen Fehler den italienischen Missionaren nicht viel schaden konnten.

Zweifelloos war Nikipore Irbachi an der vierten Phase der Erstellung des Wörterbuchs nicht beteiligt und konnte hier auch gar nicht mitarbeiten

(allein schon durch seine Abreise in die Heimat). Diese Arbeit wurde allem Anschein nach allein von Stefano Paolini ausgeführt.

Die georgischen Forscher vertreten die Ansicht, daß es die Herausgeber nach der Zusammenstellung des georgischen Vokabulars für nötig hielten, einige Wörter, die ihrer Meinung nach im Wörterbuch noch fehlten, zusätzlich in das Wörterbuch aufzunehmen. Dies geschah nach der Abreise von Nikipore Irbachi aus Italien. Es ist denkbar, daß die Herausgeber sich dabei auf dasselbe griechische Vokabular des griechisch-lateinischen Wörterbuchs stützten wie Irbachi. Sie vermochten jedoch ohne Irbachi nicht, die griechischen Wörter zu übersetzen, und so ließen sie sie, wie sie waren, griechisch. Vielleicht dachten sie auch, daß die Georgier mit dem Griechisch so vertraut waren, daß sie manche der von den Missionaren gebrauchten griechischen Wörter ohne Schwierigkeiten verstehen konnten. Außerdem ließen sie außer acht, daß einige von diesen griechischen Wörtern bereits von Irbachi ins Georgische übersetzt worden waren, wodurch es zu Doppelungen kam.

Die fünfte und letzte Phase der Vorbereitungsarbeit für den Druck des „Georgischen und italienischen Wörterbuchs“ stellte vermutlich die Zusammenstellung des Verzeichnisses der italienischen Wörter dar. Dieses Verzeichnis wurde oben schon charakterisiert und hatte wohl die Funktion eines „Italienisch-georgischen Wörterbuchs“ zu erfüllen (was es höchstwahrscheinlich auch tat).

An der Zusammenstellung dieses Verzeichnisses war Nikipore Irbachi wahrscheinlich überhaupt nicht mehr beteiligt. Es ist muthmaßlich zusammengestellt, und es muß gesagt werden, daß das „Verzeichnis der italienischen Wörter“ des Stefano Paolini in bezug auf die polygraphische Technik jener Zeit von großer Meisterschaft und hoher Kunstfertigkeit auf dem Gebiet des Buchdrucks spricht.

Was das Setzen und Drucken der ersten gedruckten georgischen Bücher betrifft, so fanden diese Arbeiten erst nach der Abreise Irbachis aus Italien statt. Es ist anzunehmen, daß zu-

nächst im Juni oder Juli 1629 „Das iberische oder georgische Alphabet“ mit den georgischen und lateinischen Gebeten erschien und im August desselben Jahres das „Georgische und italienische Wörterbuch“.

5

Die Herausgabe der ersten gedruckten georgischen Bücher in Rom im Sommer 1629, bei deren Druckvorbereitung im vorhergehenden Sommer 1628 Nikipore Irbachi eine große Rolle gespielt hatte, trug wesentlich zum Erfolg der katholischen Propaganda Roms in Georgien und zur Annäherung der italienischen Missionare an die georgische Bevölkerung bei, was ihnen den Weg in Georgien bahnte.

Von weitaus größerer Bedeutung war das Erscheinen der ersten gedruckten georgischen Bücher für die Bevölkerung Georgiens und für jene Georgier, die unter der Leitung der Missionare Italienisch zu lernen begannen und sich mit Latein beschäftigten (wenn auch nur mittels lateinischer Gebete). Diese Bücher sollten die Kontakte zwischen den italienischen Missionaren und

der Bevölkerung vertiefen und deren Einfluß in Georgien begünstigen. Dies wiederum sollte die Erfüllung der vor den Missionaren stehenden Hauptaufgabe, die Verbreitung des katholischen Glaubens unter den Georgiern, fördern.

Folglich strebte die Heilige Kongregation zur Verbreitung des Glaubens mit der Herausgabe dieser Bücher weitgesteckte Ziele an. Später stellte sich heraus, daß für die besagten Ziele die Existenz des „Alphabets“, von Gebeten und Wörterbuch allein nicht mehr genügte, und so kam es, daß im Jahre 1643, 14 Jahre nach der Herausgabe der ersten gedruckten georgischen Bücher, in Rom in derselben Druckerei der Kongregation zur Verbreitung des Glaubens ein solides lateinisch verfaßtes Werk über die Grammatik der georgischen Sprache von dem Theatiner-Missionar Francisco-Maria Maggio gedruckt wurde.

Die Herausgabe von Maggios Buch deutet auf eine Vertiefung der Kontakte zwischen den Missionaren und den Georgiern hin, wobei die mit Unterstützung von Nikipore Irbachi seinerzeit in Rom herausgegebenen ersten gedruckten georgischen Bücher Stefano Paolinis offensichtlich eine große Rolle spielten.

Otar Shordania

Ein bedeutendes Zentrum der Kartwelologie – 70 Jahre Iwane-Dshawachischwili-Institut für Geschichte, Archäologie und Ethnographie der AdW der Georgischen SSR

Das Iwane-Dshawachischwili-Institut für Geschichte, Archäologie und Ethnographie der Akademie der Wissenschaften Georgiens¹ ist eines der größten und führenden Zentren der Kartwelologie, dessen Errungenschaften in der Welt der Wissenschaft weit bekannt sind.

Das Institut hat einen nicht eben einfachen Entwicklungsweg durchlaufen. Es ist der Nachfolger des Kaukasischen Historisch-Archäologischen Instituts (KIAI)², das am 1. Juli 1917 in

Tbilissi auf Initiative von N. Marr gegründet wurde. Das KIAI war damals das einzige Forschungsinstitut im System der Akademie der Wissenschaften Rußlands.

Dieses Institut erhielt komplizierte Aufgaben. Es sollte „die Entwicklung aller Zweige der gesellschaftswissenschaftlichen Kaukasiologie und der mit ihr verbundenen wissenschaftlichen Disziplinen fördern“.³ Der erste Direktor des KIAI war das Akademienmitglied N. Marr.

Bereits vor der offiziellen Eröffnung des KIAI organisierte sein Gründer eine Reihe wissenschaftlicher Expeditionen und Dienstreisen: nach Lasistan (unter I. Qipschidse), nach Wardsia (unter D. Qipschidse), nach Sarsma, Sapara und Tschule (unter D. Gordejew und S. Taranuschenko) sowie in die südlichen Regionen Georgiens (N. Marr, S. Lomia u.a.).

Nach der Oktoberrevolution entstand 1917 in Transkaukasien eine schwierige politische Situation. 1918 verschärfen sich die Beziehungen zwischen den wieder unabhängig gewordenen Staaten Georgien, Aserbaidshan und Armenien, was häufig in bewaffnete Konflikte eskalierte. Ein wesentlicher Teil des historischen Territoriums von Georgien und Armenien ging dabei verloren.

In dieser äußerst komplizierten politischen Lage, in der keine entsprechenden Finanzen zur Verfügung standen, war es dank der aufopfernden Arbeit von E. Taqaischwili und G. Tschubinaschwili möglich, nicht nur eine Schließung dieser wissenschaftlichen Einrichtung zu vermeiden, sondern einen wesentlichen Beitrag zum Schutz, zur Registrierung und Erforschung der materiellen und geistigen Kulturdenkmäler der Völker Transkaukasiens zu leisten. Durch das energische Handeln der Mitarbeiter des KIAI wurde aus Armenien der größere Teil der Exponate des Museums von Ani mit der berühmten numismatischen Sammlung geborgen.⁴ Diese Maßnahme kam gerade noch zur rechten Zeit, denn kurz darauf wurde dieses Territorium in die Kampfhandlungen einbezogen.

Am 26. Januar 1918 wurde von den demokratischen Kreisen Georgiens unter Leitung Dshawachischwilis die Eröffnung der georgischen Universität durchgesetzt. Das KIAI war die erste Einrichtung der Akademie der Wissenschaften Rußlands, die die Gründung der Universität begrüßte. Die Mitarbeiter des KIAI E. Taqaischwili (der an der Organisation der Universitätsgründung mitbeteiligt war) und G. Tschubinaschwili wurden führende Professoren der Universität.

Von Dezember 1917 bis März 1921 veröffentlichte das KIAI mehrere Werke, darunter

den ersten Band von K. Kekelidses Arbeit „Die georgischen hagiographischen Denkmäler“ (Tbilisi 1918) und den „Bericht“⁵ von G. Tschubinaschwili.

1921, nach der Festigung der Sowjetmacht in Transkaukasien, verbesserten sich die Bedingungen für die Forschungsarbeit, die Zahl der wissenschaftlichen Mitarbeiter des KIAI wuchs, die wissenschaftlich-technische Basis des Instituts festigte sich.

In der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre wurden in der Georgischen SSR unter der Leitung von S. Kakabadse, in den nördlichen Gebieten der Armenischen SSR unter der Leitung von D. Gordejew, in der ASSR Nachtschewan zu den Ruinenstädten von Dshulf und Charaba-Gilan mehrere Expeditionen unternommen, die der Erforschung der Geschichte dienten und viele neue Materialien erbrachten.

Im KIAI wurden wesentliche Fragen zur Geschichte der Kaukasusvölker erforscht. Aufschlußreiche Arbeiten zu den wichtigsten Fragen der Geschichte des feudalen Georgien leistete S. Kakabadse. Die georgische Kunstgeschichte sowie die anderer Völker Kaukasiens erforschten G. Tschubinaschwili, D. Gordejew und andere. In den Werken von G. Tschursin, S. Lisizjan und anderen wurden Fragen der Ethnographie der Kaukasusvölker behandelt. Die Geschichte Armeniens und die armenisch-georgischen historischen Beziehungen wählte L. Melikset-Beg zum Forschungsgegenstand.⁶

Seit Beginn der dreißiger Jahre widmete das KIAI seine Aufmerksamkeit der Erforschung „der materiellen und sprachlichen Kultur Kaukasiens in gesamtkaukasischem Maßstab“.⁷

Im KIAI wurden bedeutsame Arbeiten zur Erforschung der Epoche und des Schaffens von Rustweli, Nizami und Chakani, der georgischen Versionen des „Schah-Name“ sowie der georgischen und persischen Versionen des „Amirandaredshani“ und des „Wisramiani“ geleistet. Im Japhetitologischen Kabinett des KIAI bearbeitete man unter Leitung von N. Marr aktuelle Fragen der Sprachwissenschaft.

Mit dem Aufbau der sozialistischen Gesellschaft in der UdSSR kam es auch in Georgien

zur Gründung neuer wissenschaftlicher Institutionen. Zum Stützpunkt der Akademie der Wissenschaften der UdSSR im Kaukasus entwickelte sich das Kaukasische Historisch-Archäologische Institut in Tbilissi.

1931 wurde dieses Institut von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in das Kaukasiologische Forschungsinstitut umgewandelt. Im Kaukasiologischen Institut wurden zwei Abteilungen gegründet: a) eine Abteilung für Gesellschaftswissenschaften und b) eine für Naturwissenschaften.

Bei einem Rückblick auf die Aktivitäten des Kaukasiologischen Instituts von 1931 bis 1936, d.h. bis zu seiner weiteren Reorganisierung, ist vor allem seine große Rolle bei der Entwicklung der akademischen Wissenschaft in Kaukasien hervorzuheben.

Am 16. Juli 1932 verlieh das Präsidium der Akademie der Wissenschaften der UdSSR dem Kaukasiologischen Institut den Status einer Filiale der Akademie.

Am 15. November 1933 faßte das Präsidium der Akademie der Wissenschaften der UdSSR einen weiteren Beschluß über die Gründung der Georgischen Abteilung der Transkaukasischen Filiale der Akademie. Zum Vorsitzenden der Transkaukasischen Filiale und ihrer Georgischen Abteilung wurde N. Marr ernannt, der eine wichtige Rolle bei der Organisation dieser wissenschaftlichen Stätte der Akademie in Transkaukasien gespielt hatte.

Nachdem im Zusammenhang mit der Reorganisierung der Transkaukasischen Filiale der Akademie der Wissenschaften der UdSSR neue naturwissenschaftliche Institute in deren Bestand aufgenommen worden waren, war es nicht mehr nötig, daß zwei Abteilungen (eine für Gesellschaftswissenschaften und eine für Naturwissenschaften) an der Filiale bestanden. Deshalb wurde am 15. Dezember 1933 die Abteilung für Gesellschaftswissenschaften der Transkaukasischen Filiale vom Präsidium der Akademie der Wissenschaften der UdSSR in ein Kaukasiologisches Institut umgestaltet, das unmittelbar dem Präsidium der Transkaukasischen Filiale unterstand. Als Direktor des Insti-

tuts wurde N. Marr bestätigt, der diese Funktion bis zu seinem Tode (20.12.1934) bekleidete. Am 5. Januar 1935 wurde dem Kaukasiologischen Institut Marrs Name verliehen.

Das Kaukasiologische Institut arbeitete in diesen Jahren an einer Reihe von gesellschaftswissenschaftlichen Problemen des Landes. Unter den Veröffentlichungen seiner Mitarbeiter sind die Arbeiten von I. Lortkipanidse, I. Manandjan, G. Natadse, M. Poliewktow und anderen hervorzuheben.⁸

Die Archäologen unternahmen eine Reihe von Ausgrabungen, darunter die am Kurgan Naoschwamu im Dorf Reka in Westgeorgien (Leiter A. Amiranaschwili) und in einigen Gegenden Abchasiens (Leiter I. Meschtschaninow).⁹

Die Ethnographen des Instituts erforschten den Kalender der landwirtschaftlichen Feste, die Werkzeuge der Landwirtschaft, Fragen der Familien- und Verwandtschaftsverhältnisse, das geistige Leben des georgischen Volkes und der Völker des Kaukasus (W. Bardawelidse, R. Charadse, G. Tschitaia). Die soziologische Untersuchung des Glaubens der Chewsuren fand im Werk Bardawelidses ihren Niederschlag.¹⁰

Weiter widmete man sich den Fragen der georgischen (E. Goniaschwili), der mingrelischen (W. Pantschwidse), der lasischen (I. Zitaschi), der abchasischen (K. Dondua), der udischen (D. Karbelaschwili), der persischen Sprache (I. Marr, W. Puturidse) und anderer Sprachen.

Anhand einer Analyse der Sprachdaten versuchte N. Marr, einzelne Fragen der Geschichte Kaukasiens zu beantworten.¹¹

Die Mitarbeiter des Instituts veröffentlichten ein dokumentiertes persisch-russisches Wörterbuch (I. Marr), eine Chrestomathie der persischen Sprache für Anfänger (W. Puturidse) und eine Untersuchung über die Gebärdensprache in Kaukasien (D. Karbelaschwili).

Für die Ausbildung der wissenschaftlichen Kader war die Eröffnung einer Aspirantur am Institut im Jahre 1932 von großer Bedeutung. Unter den damaligen Aspiranten gibt es viele berühmte Wissenschaftler und große Wissenschaftsorganisatoren.¹²

Das Jahr 1936 stellte eine bedeutende Etappe in der Geschichte des Instituts dar, das bis dahin mehrmals reorganisiert worden war. In jenem Jahr wurde der wissenschaftlichen Forschungsstätte der Name des Akademienmitglieds N. Marr verliehen. Seitdem trug sie den Namen N.-Marr-Institut für Sprache, Geschichte und materielle Kultur (abgekürzt: ENIMKI). Von nun an war das ENIMKI organisatorisch der Georgischen Filiale der Akademie der Wissenschaften der UdSSR (Entstehungsjahr 1935) untergeordnet. Das Marr-Institut, an dessen Spitze der georgische Historiker S. Dshanaschia stand, wurde zum akademischen Zentrum der Kartwelologie im Unionsmaßstab, wo über Fragen der Sprachwissenschaft, Archäologie, Geschichte, Ethnographie, Quellenkunde usw. erfolgreich geforscht wurde.

Die Archäologen des Instituts bereicherten die Wissenschaft mit einer Reihe bedeutender Entdeckungen. 1936 fand die archäologische Expedition von Bolnisi (Leiter: I. Dshawachischwili, Leiter der Ausgrabungen: L. Muskhelischwili) die älteste georgische Inschrift aus dem 5. Jh. A. Kalandadse erforschte erfolgreich Denkmäler aus dem Mesolithikum und Neolithikum, G. Nioradse die Reste der sogenannten Ialouli-Tapa-Kultur in Ostgeorgien.

Weltweite Anerkennung errangen 1937 bis 1939 die archäologischen Ausgrabungen des ENIMKI in der Armasi-Schlucht, die den von I. Dshawachischwili geleiteten Ausgrabungen folgten.

Das Institut bewältigte eine erfolgreiche Arbeit bei der Erforschung der Geschichte Georgiens. Zur Entwicklung der Geschichtswissenschaft in Georgien leisteten I. Dshawachischwili, S. Dshanaschia und N. Berdsenischwili, deren Werke auf die weitere Entwicklung der historischen Untersuchungen in Georgien bedeutenden Einfluß ausübten, einen großen Beitrag.

Am ENIMKI wurden auch Einzelfragen der Geschichte der transkaukasischen Völker bearbeitet (K. Smirnow, S. Ter-Awetisjan u. a.). Desgleichen erzielte man bei der Erforschung georgischer, orientalischer, westeuropäischer und anderer Quellen zur Geschichte Georgiens

(I. Dshawachischwili, S. Qauchtschischwili, L. Muskhelischwili u. a.), Kaukasiens und des Nahen Ostens (Dsh. Gaibow u. a.) gute Erfolge.

Die Ethnographen W. Bardawelidse und G. Tschitaia erbrachten Beweise, daß die Chewsuren entgegen den Behauptungen mancher Wissenschaftler kein eingewandertes Volk, sondern einer der ältesten georgischen Stämme der Iberer sind.¹³

Erstmals wurden das landwirtschaftliche Gerät „Kartschi-Kortschi“ (G. Tschitaia) und das Feldbaugerät „Sareki“, das beim Rodeackerbau Verwendung fand (A. Robakidse), erforscht. Die These von der fremden Herkunft des georgischen Pfluges konnte widerlegt werden (G. Tschitaia). Es wurden Arbeiten über die geistige Kultur (W. Bardawelidse) und das Verwandtschaftssystem der Bergbewohner (R. Charadse) veröffentlicht.

Am 10. Februar 1941 wurde das Marr-Institut für Sprache, Geschichte und materielle Kultur auf Beschluß des Rates der Volkskommissare Georgiens in zwei Institute aufgeteilt: 1. in das N.-Marr-Institut für Sprache und 2. in das Institut für Geschichte (das seit 1943 den Namen I. Dshawachischwilis trägt). Beide Institute wurden organisatorisch der Akademie der Wissenschaften der Georgischen SSR unterstellt. Bis zum 1. März 1943 hatten sie eine gemeinsame Direktion, bis zum Juli 1944 einen gemeinsamen Rat.

Der Zweite Weltkrieg hinterließ tiefe Spuren im Schaffen des Instituts. Viele Wissenschaftler wurden zum Militärdienst einberufen, die archäologischen Arbeiten wurden eingestellt. Die Thematik der wissenschaftlichen Forschungsarbeit war auf die Entlarvung des Klassenwesens des Faschismus und die militärische und patriotische Erziehung der Bevölkerung gerichtet. Diesem Zweck dienten die während des Krieges entstandenen Serien „Bibliothek des Rotarmisten“, „Der Kampf des georgischen Volkes gegen fremde Eroberer“ u. a.

Nach den entscheidenden Siegen der sowjetischen Armee an den Kriegsfrenten begann auch eine allmähliche Normalisierung der wissenschaftlichen Forschungstätigkeit. Bereits 1942

wurde die von dem Institut vor dem Krieg herausgegebene Monographie des Archäologen B. Kuftin mit dem Staatspreis der UdSSR ausgezeichnet.¹⁴ 1943 erschien der erste vollständige Kurs der Geschichte Georgiens von den Anfängen bis zum Anfang des 19. Jh.s.¹⁵ Den Autoren des Lehrbuchs für Geschichte, I. Dshawachischwili (post mortem), N. Berdsenischwili und S. Džanasschia, wurde 1947 der Staatspreis der UdSSR verliehen.

Unter den Arbeiten der Quellenkundler ist in erster Linie die Edition des bedeutendsten Denkmals der georgischen Historiographie „Das Leben Georgiens“ zu nennen.¹⁶

Internationalen Anklang fand G. Zeretelis Arbeit über die Ergebnisse der Erforschung der Armasibilingue.¹⁷

1946 wurde auf der Basis der Philosophieabteilung des Dshawachischwili-Instituts für Geschichte das Institut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften der Georgischen SSR geschaffen.

In der Nachkriegszeit, besonders seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre, wurde am Institut intensiv an Grundfragen der Geschichte, Archäologie und Ethnographie Georgiens gearbeitet. 1946 bis 1947 kam es zu wesentlichen strukturellen Veränderungen am Institut. Es entstanden neue Abteilungen, die noch unerforschte Fragen der georgischen Geschichte untersuchten.

Am 1. Juli 1964 wurde auf Beschluß des Ministerrats der Georgischen SSR das Dshawachischwili-Institut für Geschichte umbenannt: Es hieß nunmehr Dshawachischwili-Institut für Geschichte, Archäologie und Ethnographie der Akademie der Wissenschaften der Georgischen SSR. 1977 entstand beim Institut ein archäologisches Forschungszentrum, das den Status einer unabhängigen speziellen archäologischen Einrichtung erhielt.

Das Institut wuchs auch quantitativ. Bis Dezember 1987 nahm die Zahl der unbefristeten wissenschaftlichen Mitarbeiter des Instituts auf 538 zu, davon waren 171 promovierte und 77 habilitierte Wissenschaftler.

Das Kollektiv des Instituts, das von N. Berd-

senischwili (Direktor seit 1948) und G. Melikischwili (Direktor seit 1965) geleitet wurde, brachte auch Lehrbücher und Hilfslehrbücher für Mittel- und Hochschulen auf den Gebieten der Geschichte und Archäologie Georgiens, der Geschichte der Länder des alten Orients u. a. heraus.

1980 wurde die Herausgabe der achtbändigen „Beiträge zur Geschichte Georgiens“ beendet (Hauptredakteur: G. Melikischwili), eines fundamentalen Werkes, das in der georgischen Geschichte keine Analogie findet.

Weltweite Anerkennung genießt die georgische Historikerschule des alten Orients, die von G. Melikischwili geleitet wird. 1957 wurde G. Melikischwili für seine Arbeiten „Nairi-Urartu“ und „Die urartäischen Keilschrifttexte“ mit dem Leninpreis ausgezeichnet.¹⁸ Es wurden verallgemeinernde Arbeiten sowohl über die Geschichte des alten Orients als auch Georgiens herausgegeben (G. Melikischwili, G. Giorgadse, M. Inadse, E. Menabde, N. Chasaradse, G. Qoranaschwili u. a.). Ein großer Beitrag wurde zur Erforschung der Geschichte des alten und des feudalen Georgiens geleistet.

Grundproblemen der alten Geschichte Georgiens war das fundamentale Werk von G. Melikischwili „Fragen der alten Geschichte Georgiens“ gewidmet (Tbilissi 1959, in russ. Sprache). Es wurden Monographien zur sozialökonomischen und politischen Geschichte Kartlis vom 4. bis 12. Jh. vorgelegt (M. Lortkipanidse, A. Bogweradse u. a.).¹⁹

In der georgischen Geschichtswissenschaft nimmt das Interesse am Problem der politischen Einigung des feudalen Georgiens nicht ab. In dieser Hinsicht sind Werke von M. Lortkipanidse und G. Melikischwili hervorzuheben.²⁰

Fragen der sozialökonomischen, politischen und militärischen Geschichte Georgiens wurden in den Arbeiten von S. Antschabadse, W. Gabaschwili, G. Akopaschwili, I. Antelawa, M. Berdsenischwili, G. Gaswiani, B. Lominadse, T. Pappaschwili, O. Soselia, K. Tabatadse, N. Schengelia, G. Dshamburia und anderen behandelt.

In der Nachkriegszeit wurde die georgische Geschichte des 19. und Anfang des 20. Jh.s.

planmäßig erforscht. Eine besondere Aufmerksamkeit der Wissenschaftler galt der Erforschung der sozialökonomischen und politischen Geschichte des gesellschaftlichen Denkens (I. Antelawa, A. Bendianischwili, M. Gaprindaschwili, D. Gogoladse, M. Dumbadse, G. Margiani, E. Ordshonikidse, P. Ratiani, M. Samsonadse, I. Uturaschwili, E. Choschtaria u. a.).

Eingehend erforscht wurde die revolutionäre Bewegung in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jh.s. (E. Achobadse, I. Katscharawa, A. Surguladse, G. Chatschapuridse, S. Tschchartischwili u. a.). Darüber hinaus kamen zusammenfassende Werke über den Sieg der Sowjetmacht in Georgien heraus (G. Chatschapuridse, N. Macharadse u. a.).

Seit den fünfziger Jahren wird am Institut systematisch an der Erforschung der Geschichte der sowjetischen Gesellschaft gearbeitet. Monographisch wurden die Geschichte Georgiens in der Periode des Wiederaufbaus der Volkswirtschaft (I. Katscharawa u. a.) und Fragen zur Geschichte der Arbeiterklasse (M. Natmeladse, N. Sturua, M. Dshidschischwili u. a.) veröffentlicht. Auch die Teilnahme der Georgischen SSR am Großen Vaterländischen Krieg der UdSSR war Thema wissenschaftlicher Untersuchungen (A. Ioseliani, I. Babalaschwili, M. Kotschiaschwili, G. Nischnianidse, E. Kupatadse u. a.).

In den letzten Jahren arbeitet man intensiv an der Geschichte der Industrie- und Landwirtschafts-Kollektive (E. Kwatadse, G. Gergedawa, A. Tscharkwiani u. a.) sowie der Städte und Dörfer.

Im Laufe seiner jahrtausendealten Geschichte unterhielt das georgische Volk ökonomische, politische und kulturelle Beziehungen zu vielen Nachbarvölkern sowie zu den Ländern Asiens, Afrikas und Europas. Im Institut wurden verallgemeinernde Arbeiten über die Beziehungen Georgiens zu Rußland (N. Berdsenischwili, N. Nakaschidse, G. Paitschadse u. a.), Ägypten, zum Irak (B. Silagadse u. a.), Iran (T. Tiwadse), zu Frankreich (I. Tabaghua, A. Tschocheli), den Völkern des Nordkaukasus (A. Leshawa, T. Bozwadse, Dsh. Stepnadse, G. Togoschwili, A. Schawchelischwili, M. Zinzadse u. a.), Arme-

nien (A. Abdaladse, G. Maisuradse) usw. verfaßt.

Die Quellenkundler des Instituts leisteten zur Erforschung und Veröffentlichung der Geschichtsquellen Georgiens aufschlußreiche Arbeiten (G. Alasania, S. Aleksidse, T. Enukidse, R. Kiknadse, A. Rogawa u. a.). S. Qauchtischischwili edierte unter Berücksichtigung alter Handschriften die Chronik „Das Leben Georgiens“²¹. R. Kiknadse veröffentlichte den Text des Werkes eines anonymen georgischen Historikers aus dem 14. Jh., das in der Literatur unter dem Namen „Hundertjährige Chronik“²² bekannt ist.

Bedeutendes wurde zur kritischen Erforschung und Übersetzung der Berichte griechischer, römischer, byzantinischer (S. Qauchtischischwili, T. Qauchtischischwili, N. Lomouri, T. Mikeladse u. a.), altarmenischer (A. Abdaladse, S. Aleksidse, S. Dawlianidse, N. Dshanaschia u. a.), persischer (R. Kiknadse, K. Tabatadse, W. Puturidse u. a.), türkischer (G. Alasania, N. Schengelia u. a.) und anderer Schriftsteller beigetragen.

Es wurden Schriften von Giuseppe Giudice, Don Christeforo de Castelli, Don Pietro Avitabile (B. Giorgadse), Degrelli de Foi (Dsh. Odischwili), Jean Chardin (M. Mgaloblishwili) und anderen, die Berichte über Georgien enthalten, in georgischer Sprache herausgegeben.

Im Institut wurden allgemeine und konkrete Fragen der Quellenkunde und Historiographie erforscht (G. Melikischwili, W. Dondua, R. Kiknadse u. a.).

Die Erforschung von in verschiedenen Sprachen überlieferten epigraphischen Denkmälern wird intensiv fortgesetzt. Es ist eine Monographie über die griechischen Inschriften in Georgien herausgegeben worden (T. Qauchtischischwili).²³

Erstrangige Denkmäler der georgischen Geschichtsliteratur wurden dank der russischen Übersetzungen von W. Dondua, M. Lortkipanidse, N. Nakaschidse u. a. einem weiten Leserkreis zugänglich.

Im Institut wurden einige beachtenswerte Monographien über die historische Geographie

Georgiens geschrieben (D. Berdsenischwili, Dsh. Gwasalia, D. Muskhelischwili u. a.).

Eine Weiterentwicklung erfüllt die Arbeit zu Fragen der georgischen Historiographie (I. Katscharawa, A. Atanelischwili, A. Baramidse, U. Sidamonidse, Sch. Chantadse u. a.).

Interessante Ergebnisse erhielten die Soziologen des Instituts durch ihre Untersuchungen der Bevölkerungsstruktur (E. Kwatadse u. a.), der mittleren Städte (E. Kazadse), der Berufsorientierung von Intelligenz und Jugend (T. Kinkadse, Ch. Tschchetiani u. a.), der Familien- und Heiratsbeziehungen und der Demographie (M. Bekaia, R. Klimiaschwili, G. Zladse u. a.). In einigen Arbeiten wurde das soziale Wesen der Traditionen ermittelt und ihre Bedeutung in der heutigen Etappe der gesellschaftlichen Entwicklung gezeigt (M. Gegeschidse u. a.).

Gewichtige Arbeiten wurden von den Archäologen des Instituts durchgeführt. Zum 31. Dezember 1987 waren im Zentrum für archäologische Forschung 273 wissenschaftliche Mitarbeiter tätig, darunter 63 promovierte und 8 habilitierte Fachkräfte.

Zur Entwicklung der georgischen Archäologie leisteten Forscher der älteren Generation wie A. Apakidse, N. Berdsenischwili, G. Gობედშიშვილი, A. Kalandadse, G. Lomtadise, G. Nioradse, N. Choschtaria u. a. ihren Beitrag.

Zu einem bedeutenden Ereignis in der Dokumentation der georgischen Archäologie wurde 1955 die Herausgabe eines der alten Hauptstadt Georgiens Mzcheta gewidmeten fundamentalen Werkes.²⁴

Es erschienen Monographien zu Fragen der Geschichte des Paläolithikums, Mesolithikums und Äneolithikums (N. Berdsenischwili, M. Gabunia, G. Grigolia, L. Nebieridse, M. Nioradse, G. Pchakadse, L. Zereteli u. a.).

Die Denkmäler des Äneolithikums wurden monographisch bearbeitet: die der frühen Bronzezeit, der späten Bronzezeit und der frühen Eisenzeit, in denen sich das hohe Niveau der kaukasischen Stämme widerspiegelt; es wurde ihre enge Beziehung zu den Kulturzentren Vorderasiens aufgezeigt, einzelne Fragen der sozialen und kulturellen Entwicklung einzelner Regio-

nen wurden analysiert, die ethnische Zugehörigkeit von Stämmen wurde untersucht usw. (R. Abramischwili, O. Dshaparidse, B. Kufita, G. Lomtadise, T. Mikeladse, G. Mirzchulawa, K. Pizchelaure, T. Tschubinaschwili u. a.).

Neben der vertieften Erforschung der Geschichte der Wirtschaft, der Städte und des städtischen Lebens im antiken Georgien untersuchte man die Folgen der großen griechischen Kolonisation, des antiken Imports und der hellenistischen Kultur (A. Apakidse, A. Bochotschadse, G. Lortkipanidse, O. Lortkipanidse, N. Matiaschwili, D. Chachutaischwili, N. Choschtaria u. a.).

Auf eine qualitativ neue Stufe wurde die Erforschung der archäologischen Probleme des georgischen Mittelalters gehoben (G. Lomtadise, N. Mamaiaschwili, K. Molitauri, M. Mizischwili, R. Ramischwili, N. Ugrelidse, B. Dshorbenadse, W. Dshaparidse u. a.).

Erforscht und verallgemeinert wurden Fragen zur Geschichte des Münzwesens und der Geldzirkulation in Georgien (G. Dundua, I. Dshalaghonia), untersucht wurden Denkmäler der Glyptik und Sphragistik (M. Lortkipanidse, A. Bakradse) und der Schiffsbau Georgiens zur Sassanidenzeit (K. Ramischwili).

In den letzten Jahren wurden einzelne Arbeiten über die Geschichte der Archäologie und Historiographie Georgiens veröffentlicht (A. Apakidse, O. Lortkipanidse u. a.). Die Archäologen des Instituts spielten im allgemeinen eine bedeutende Rolle bei der weiteren Entwicklung der archäologischen Wissenschaft in der Georgischen SSR.

Von Jahr zu Jahr erweiterte sich die Thematik der wissenschaftlichen Forschungsarbeit der Ethnographen des Instituts. Im Mittelpunkt der Forschung standen Fragen der Wissenschaft, der materiellen und geistigen Kultur und der sozialen Beziehungen in Georgien. Seit 1961 begann die komplexe Erforschung von Fragen der Ethnographie der Völker des Nordkaukasus.

Erfolgreich wurden methodologische und theoretische Fragen der modernen georgischen Ethnographie bearbeitet (G. Tschitaia, A. Robakidse u. a.).²⁵

Es erschienen zusammenfassende Monographien über das Wirtschaftsleben des georgi-

schen Volkes (W. Bardawelidse, L. Beriaschwili, N. Bregadse, M. Gegeschidse, Dsh. Ruchadse, Dsh. Songhulaschwili, L. Pruidse u. a.).

Zur Erforschung des Bergackerbaus, des Feldbausystems und der Feldbaugeräte Georgiens und Kaukasiens trug G. Tschitaia, einer der führenden Wissenschaftler der georgischen ethnographischen Schule, Wesentliches bei. Sowohl die Siedlungen der Niederungen als auch die der Bergregionen Georgiens und Transkaukasiens wurden wissenschaftlich erforscht, und Prinzipien ihrer typologischen Klassifikationen wurden erarbeitet (W. Itonischwili, A. Kaldani, A. Robakidse, R. Charadse, T. Tschikowani u. a.).

Große Beachtung wurde der Untersuchung von Fragen der Kultur und des Lebens des Volkes zuteil (D. Araqischwili, N. Abesadse, N. Maisuradse, T. Mamaladse, N. Topuria u. a.).

Bedeutende Ergebnisse wurden bei der Erforschung sozialer Beziehungen (R. Charadse u. a.) sowie der Familien- und Heiratsbeziehungen sowohl innerhalb des georgischen Volkes als auch bei anderen Völkern erzielt (M. Bekaia, W. Itonischwili, N. Matschabeli, L. Paschajewa, I. Tschqonia u. a.).

Die geistige Kultur des georgischen Volkes wurde und wird unter vielen Aspekten erforscht. Es erschienen Untersuchungen über das religiöse Denken und den Glauben (W. Bardawelidse, T. Otschiauri, I. Surguladse), über die sozialen und religiösen Einrichtungen des georgischen Volkes (M. Kandelaki, Sh. Eriaschwili u. a.) usw.

Wichtige Erfolge hatte das Institut bei der Erforschung der Ethnographie der Völker Nordkaukasiens und bei Fragen der georgisch-kaukasischen historischen und kulturellen Beziehungen zu verzeichnen (A. Robakidse, B. Gamqrelidse, W. Itonischwili, M. Kantaria u. a.).

Die Anthropologen des Instituts beteiligen sich aktiv an der Erforschung aktueller Probleme der Ethnogenese des georgischen Volkes (M. Abduschelischwili u. a.).

Das hohe allgemeine Niveau der wissenschaftlichen Forschungsarbeiten ermöglichte es den Ethnographen des Instituts, die Zusammen-

stellung eines historisch-ethnographischen Atlases von Georgien zu beginnen.²⁶

Die wichtigsten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungsarbeiten der Mitarbeiter wurden in den Periodika des Instituts veröffentlicht. Hier sind in erster Linie der „Moambe [Anzeiger] des N.-Marr-Instituts für Sprache, Geschichte und materielle Kultur“, die „Materialien zur Geschichte Georgiens und Kaukasiens“, die „Arbeiten des I.-Dshawachischwili-Instituts für Geschichte“ und die „Materialien zur Ethnographie Georgiens“ zu nennen.

Das Institut beteiligt sich an den zahlreichen internationalen Kongressen, Kolloquien und Symposien. Es unterhält wissenschaftliche Kontakte zu Fachkollegen sozialistischer und kapitalistischer Länder. Allein in der Periode von 1971 bis 1987 beteiligten sich die Mitarbeiter des Instituts an der Arbeit von etwa 70 internationalen Kongressen, Kolloquien und Konferenzen, die in verschiedenen Ländern Europas, Asiens und Amerikas stattfanden. Ebenso war das Institut einer der Organisatoren einer Reihe großer wissenschaftlicher Tagungen und Konferenzen wie der 5. wissenschaftlichen Unionskonferenz, die dem alten Orient gewidmet war (Tbilissi 1971), der Unionskonferenzen zu Fragen der griechischen Kolonisation (seit 1977 in Zqaltubo), der den Beziehungen zwischen Bergregionen und Niederungen gewidmeten wissenschaftlichen Unionskonferenz (Duscheti 1984) u. a. An diesen Konferenzen waren auch ausländische Fachleute beteiligt. Wissenschaftler des Instituts wurden als Mitglieder in eine Reihe internationaler wissenschaftlicher Gesellschaften gewählt (M. Abduschelischwili, O. Lortkipanidse, K. Pizchelaui, I. Tabaghua, T. Qauchtschischwili, G. Tschitaia u. a.).

Dies sind in Kürze die Errungenschaften des Instituts im Laufe seiner siebzigjährigen Geschichte. Zum Schluß sei noch bemerkt, daß das Institut eine achtbändige Ausgabe der „Beiträge zur Geschichte Georgiens“ in russischer Sprache vorbereitet, deren erste Bände in den nächsten Jahren erscheinen werden. Ferner wurde eine große kollektive Monographie in drei Bänden fertiggestellt, die der Geschichte Tbilissis gewidmet ist.

ANMERKUNGEN

- ¹ Zordanija, O. K.: Institut istorii, archeologii i etnografii im. akad. I. A. Džavachišvili AN GSSR, Tbilisi 1988.
- ² Izvestija Rossijskoj Akademii nauk, Serija VI, Nr. 13 (abgekürzt: Izvestija RAN), Petrograd 1917, S. 956 u.a.
- ³ Ustav Kavkazskogo istoriko-archeologičeskogo instituta (Izvestija RAN, Serija VI, Nr. 13, Petrograd 1917, S. 957-960).
- ⁴ Sarkatvelos srr mecnierebata akademiis centraluri arkivi, p. 4, an. 1, sak. 4, 6.
- ⁵ Otčet Anijskogo muzeja drevnostej za 1916 god, Petrograd 1918.
- ⁶ Izvestija KIAI v Tiflise, T. II, 1917-1925 gg., Leningrad 1927, S. III.
- ⁷ Voľgin, V. P.: Otčet o dejatel'nosti AN SSSR za 1930 god, Leningrad 1931, S. 252.
- ⁸ Lordkipanize, E.: kvemo kartli XVIII s. girvel meotxedši, nač. I-II, Tbilisi 1935; Nataše, G.: sulxan baratovi rogorc sakartvelos istoriķosi, Tbilisi 1934; Manandjan, Ja. A.: Zametki o feodal'nom vojske Parfii i Arsakidskoj Armenii, Tiflis 1933; Polievktov, M. A.: Evropejskie putešestvenniki 13-18 vv. po Kavkazu, Tiflis 1935.
- ⁹ Kuftin, B. A.: Materialy k archeologii Kavkaza, Tbilisi 1949; Ivašenko, M. M.: Issledovanie arhaičeskich pamjatnikov material'noj kul'tury v Abchazii, Tiflis 1936.
- ¹⁰ Bardavelidze, V. V.: Opyt sociologičeskogo izučeniya chevsurskich verovanij, Tiflis 1932.
- ¹¹ Marr, N. Ja.: K istorii Kavkaza po dannym jazyka, Tiflis 1933.
- ¹² Marr, Ju., N. i Ajkin, K. I.: Chakani, Nezami, Rustaveli, C. I., Moskva-Leningrad 1935.
- ¹³ Bardaveliše, V., Čiķaia, G.: kartuli xalxuri ornamentī, I: xevsuruli ornamentī, šešavali kartul, rusul, prangul enebze, Tbilisi 1939.
- ¹⁴ Kuftin, B. A.: Archeologičeskie raskopki v Trialeti, I, Opyt periodizacii pamjatnikov, Tbilisi 1941.
- ¹⁵ Berģenišvili, N., Zavaxišvili, I., Zanašia, S.: sakartvelos istoria, nač. I, uģvelesi droidan XIX sauķunis dasačģisamde, saxelmzgvanelo sašualo sķolis uprosi ķlasebisatvis, Tbilisi 1943.
- ¹⁶ Kartlis cxovreba, ana dedoplis nusxa, dasabečdad moamzada pilologiis ganqopilebam, s. gauxčišvilis redakciit, Tbilisi 1942.
- ¹⁷ Cereteli, G. V.: Armazskaja bilingva, Tbilisi 1941; enimķis moambe, 1942, ķ. 13.
- ¹⁸ Melikišvili, G. A.: Drevnevostočnye materialy po istorii narodov Zakavkaz'ja, I, Nairi-Urartu, Tbilisi 1954; Melikišvili, G.: Urartskie klinoobraznye nadpisi, Moskva 1960.
- ¹⁹ Lordkipanize, M.: kartli V sauķunis meore naxevarši, Tbilisi 1979; Bogverage, A.: kartlis politiķuri da socialur-ekonomiuri mdgomareoba IV-VIII sauķuneebši, Tbilisi 1970; Bogverage, A.: kartlis adrepeodaturi sazogadoebriv urtiertobis istoriidan, Tbilisi 1961; Lordkipanidze, M. D.: Istorija Gruzii, XI - nač. XIII v., Tbilisi 1974.
- ²⁰ Lordkipanize, M.: peodaluri sakartvelos politiķuri gaertianeba (IX-X sauķuneebi), Tbilisi 1963; Melikišvili, G.: peodaluri sakartvelos politiķuri gaertianeba da sakartveloši peodalur urtiertobata ganvitarebis zogierti sakitxi, Tbilisi 1973.
- ²¹ Kartlis cxovreba, ķekstī dadgenili qvela ğiritadi xelnačeris mixedvit s. gauxčišvilis mier, ķ. 1-2, Tbilisi 1955-1959.
- ²² Zamtaaģmčereli, aščlovani maģiane, ķekstī gamosacemad moamzada, gamoķvleva, šešišvnebi da leksiķoni daurto r. ķiķnaģem, Tbilisi 1987.
- ²³ Qauxčišvili, T.: sakartvelos berģnuli čarčerebi, Tbilisi 1951.
- ²⁴ Apakiģe, A., Gobeģišvili, G., Kalandaģe, A., Lomtatiģe, G.: mcxeta, arkeologiuri ķvleva-ģiebis šedeģebi, ķ. I. armazisxavis arkeologiuri ğglebi 1937-1946 čč. ganatxarebis mixedvit, Tbilisi 1955 (in russ. Sprache 1959).
- ²⁵ Čitaja, G. S.: Principy i metod polevoj etnografičeskoj raboty (Sovetskaja etnografija, Nr. 4, 1957); Čitaja, G. S.: Čel', principy i metody sostavlenija Kavkazskogo etnografičeskogo atlasa (sakartvelos srr mecnierebata akademiis i. ğavaxišvilis sax. istoriis instiķutis šromebi, ķ. VI, naķv. 2, 1962); Čitaja, G. S.: O zadačax Kavkazskoj sovetskoj etnografii (ebenda, ķ. I, Tbilisi 1955) u. a.
- ²⁶ Masalebi sakartvelos istoriul-etnografiuli aķlasisatvis, Tbilisi 1979; sakartvelos istoriul-etnografiuli aķlasi, masalebi, Tbilisi 1980, 1985, 1988.

Tedo Dondua

Die Kolchis, Iberien und der Polemonische Pontos nach numismatischen Materialien

Die Beziehungen zwischen dem Polemonischen Pontischen Reich und den politischen Einheiten Georgiens ist bislang noch nicht Gegenstand einer speziellen Untersuchung gewesen. Die Frage ist aber höchst interessant, denn fast ein Jahrhundert lang war die Kolchis eine »Satrapie« der Polemonen, während Iberien diesem Staat unmittelbar benachbart war, was schon an sich gestattet, a priori anzunehmen, daß mehr oder minder intensive Beziehungen politischer oder wirtschaftlicher Natur zwischen ihnen bestanden, die parallel zu dem komplizierten und facettenreichen Verhältnis zwischen dem Römischen Reich und dem Königreich Iberien existierten und letztlich durch dessen Grundrichtung und Inhalt bedingt waren. Der „Indifferenzismus“ der Fachleute gegenüber dieser Problematik ist ganz logisch, er ergibt sich aus dem äußerst geringen Umfang der quellenkundlichen Grundlage. Die Erforschung der kolchischen Geschichte von der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. bis zur ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts n. Chr. ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft: Die Angaben der schriftlichen Quellen sind schematisch, und archäologische Funde aus dieser Zeit wurden auf dem Gebiet Westgeorgiens nur in sehr geringer Menge gemacht. Und was die Perspektive des Studiums der Beziehungen von Iberien und Pontos betrifft, so ist es hier überhaupt schwierig, über die Sphäre der auf der Basis der damaligen politischen Konjunktur aufgestellten Hypothesen hinauszugelangen und selbst schwach begründete Schlüsse zu ziehen. Die dürftigen Angaben der Schriftquellen werden aber in gewisser Weise durch numismatische Daten ergänzt: Auf dem Territorium Georgiens ist der Umlauf von Drachmen des Polemonischen Pontos belegt. Über diese Entdeckungen finden sich in der Fachliteratur meist nur trockene Informationen.¹ Eine Verallgemeinerung des Materials

gibt lediglich K. Golenko², obgleich es nicht sein Ziel war, die Beziehungen zwischen dem Polemonischen Pontos und der Kolchis anhand numismatischer Angaben zu untersuchen. Münzen sind fast das einzige Material, auf das man sich bei der Rekonstruktion der Handels- und Wirtschaftsbeziehungen zwischen diesen Ländern stützen kann. Die uns interessierenden numismatischen Belege stammen vom Ende dieser Periode. Um die Intensität früherer Kontakte ermitteln zu können, ist eine gewaltige Forschungsarbeit nötig: eine genaue Analyse des Münzmarktes Transkaukasiens und der südöstlichen Schwarzmeerküste, die Suche nach Parallelen zwischen diesen unterschiedlichen numismatischen Regionen sowie auf der Grundlage all dessen die Feststellung der Bewegungsrichtung des Geldes aus Rom und anderen „neutralen“ Staaten und die Fixierung seiner Wege in die Kolchis und nach Iberien.³

Der vorliegende Beitrag befaßt sich mit den numismatischen Funden aus dem Polemonischen Pontos auf dem Territorium Georgiens. Wir wollen keine Analyse des bislang bekannten Materials geben, sondern beschränken uns darauf, lediglich neue Fakten in die Liste der Entdeckungen einzufügen und diese Gesamtangaben wissenschaftlich zu beschreiben und zu attribuieren.

Wir geben eine Übersicht über die pontischen Münzen, wobei die Topographie der Funde von West nach Ost aufgelistet ist, d. h. genau in der gleichen Richtung, wie sich diese Drachmen verbreiteten: zuerst die Kolchis, dann ihr äußerster Ostteil oder Argweti, der damals Bestandteil des Königreichs Iberien gewesen sein muß, und schließlich Iberien selbst. Oben haben wir schon darauf hingewiesen, daß die uns interessierende Gruppe nur mit späten Münzen vertreten ist, mit Silbermünzen Polemons II. Die Emissionen Polemons I., der

Pythodoris, Antonia Tryphaina sowie der Antonia Tryphaina und Polemons II. aber waren viel zu gering, um deren mehr oder minder intensive Zirkulation auf dem Territorium Georgiens erwarten zu können.⁴ Und noch eins: Das Material wird nach faktischen Angaben sowie nach Informationen über die Funde angeführt.

Kolchis

1. Im Jahre 1905 wurde im Kreis Gali ein Schatz von Silbermünzen entdeckt (60-70 Stück). E. Pachomow hat einige daraus stammende Exemplare gesehen. Die Münzen stammten von Polemon II. Eine konkretere Information gibt der Wissenschaftler nicht, weshalb diese numismatischen Denkmäler nur allgemein in die Jahre 49 bis 63 datiert werden. Ihr Aufbewahrungsort ist unbekannt.⁵

2. In den dreißiger Jahren wurde in dem Dorf Pachulani (Kreis Zalendshicha) ein Zufallsfund von 10 Drachmen Polemons II. gemacht. In der Fachliteratur werden sie allgemein in die Jahre 49 bis 63 datiert. Sie wurden im Museum von Sugdidi aufbewahrt.⁶ Heute sind sie dort nicht mehr auffindbar.

3. Bei den archäologischen Ausgrabungen 1953 bis 1959 in der Ruinenstadt Bitschwinta kam neben anderen Münzen eine Drachme Polemons II. zutage.

g.p. (Schatzfonds der Numismatischen Abteilung des Staatlichen Georgischen Museums) Nr. 17988. Gewicht: 3,37. Größe: 17-18.

Vorderseite: das Profil Polemons II. in einem Diadem, rechtsgewandt. Rundum die Legende: ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΠΟΛΕΜΩΝΟC.

Rückseite: Darstellung des Kopfes des lorbeerbekränzten jungen Nero, rechtsgewandt. Die Jahreszahl ist schlecht lesbar: ΕΤ[Ο]ΥΧ[Ι]Θ (19 = 56/57). Gepunktete Einfassung.⁷

4. Bei den 1972 durchgeführten Ausgrabungen der archäologischen Expedition von Warziche (Leiter: W. Dshaparidse) wurde in dem Ort Zqaltaschi (Kreis Baghdati) außerhalb der Kirchenumriedung eine Drachme Polemons II. gefunden. Dieser Münzfund ist unveröffentlicht.

Wir liefern seine Angaben:

Gewicht: 2,7. Größe: 17-18.

Vorderseite: Darstellung des Kopfes von Polemon II. in einem Diadem, rechtsgewandt. Umlaufende Schrift: ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΠΟΛΕΜΩΝΟC. Gepunktete Einfassung.

Rückseite: Kopf von Nero mit Lorbeerkranz, rechtsgewandt. Jahreszahl: ΕΤΟΥC ΗΙ (18 = 55-56).⁸

Analoge numismatische Denkmäler sind auf dem Territorium des Königreichs Iberien anzutreffen, wo sie aus der Kolchis stammen müssen.

Ärgweti

5. Im Jahre 1938 wurde M. Iwaschtschenko in dem Dorfe Bori eine Drachme Polemons II. gezeigt, die in dieser Gegend gefunden worden war.⁹

6. An gleicher Stelle wurde im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts zufällig eine weitere Drachme Polemons II. entdeckt: g. p. Nr. 5286, Gewicht: 3,76.

Vorderseite: Kopf Polemons II. im Diadem, rechtsgewandt. Legende: [B]AC[I]AΕΩC [Π]OΛΕΜΩ[N]O[C].

Rückseite: Darstellung des Kopfes des Claudius im Lorbeerkranz, rechtsgewandt. Jahreszahl: ΕΤΟΥC ΙΙ (16 = 53-54).¹⁰

Kartli

7. Im reichen Inventar einer 1951 in Mzcheta entdeckten Gruft lagen neben anderen Münzen auch zwei Drachmen Polemons II. Die in der Fachliteratur darüber vorliegende Information ist recht trocken und schematisch, bisweilen sogar unexakt.¹¹ Daher erachten wir es für nötig, die Angaben der Münzen nochmals zu publizieren.

I. g. p. Nr. 9270. Gewicht: 2,40.

Vorderseite: Darstellung des Kopfes Polemons II., rechtsgewandt. Lesbar ist nur: ΠΟΛΕΜΩΝ[OC].

Rückseite: Darstellung des lorbeerbekränzten Kopfes von Nero, rechtsgewandt. Eine Inschrift ist nicht ersichtlich.¹²

II. g. p. Nr. 9271. Gewicht: 2,78.

Vorderseite: Darstellung des Kopfes Polemons I., rechtsgewandt. Umlaufende Schrift: ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΠΟΛΕΜΩΝΟΣ.

Rückseite: Darstellung des lorbeerbekränzten Kopfes von Nero, rechtsgewandt. Jahreszahl: ΕΥΟΥΣ Κ[Γ?] (23 = 60/61).¹³

Im gleichen Kontext ist noch ein Fund zu betrachten. Bekanntlich wurde nach dem Tode Polemons I. Pythodoris die Frau des Archelaos, des Königs von Kappadokien und Kleinarmenien (Strabon, XII, 3, 29). Eine bestimmte Zeitlang waren Kappadokien, Pontos und die Kolchis eine politische Einheit. All das fand seine Widerspiegelung in der Münzzirkulation Westgeorgiens.

8. In einem zufälligen Schatzfund, der 1897 in Sasodelwo (Kreis Senaki) gemacht wurde, zeigte sich neben römischen Dinaren (der Konsuln und des Augustus) auch eine Drachme des Archelaos von Kappadokien. Die Münzen wurden seinerzeit der Gesellschaft für Geschichte und Altertümer in Odessa übergeben. Es ist gegenwärtig nicht möglich, sie in der Sammlung des Staatlichen Archäologischen Museums dieser Stadt zu identifizieren.¹⁴ Eine genauere Information besitzen wir leider nicht über diese Münze. Da das Geld des Archelaos Philopatris zu den numismatischen Seltenheiten

zählt¹⁵, ist der Fund dieser Drachme auf dem Territorium der Kolchis einerseits ganz logisch, andererseits völlig unerwartet.

Wie zu den Zeiten von Mithridates VI. Eupator zirkulierten auch damals pontische Münzen in den Küstenregionen der Kolchis und im Zentralteil des Landes, und von hier aus gelangten sie weiter nach Osten auf das Territorium des Königreichs Iberien. Überaus symptomatisch ist die Tatsache, daß Drachmen Polemons II. in unvermischter Form gefunden wurden (siehe Nr. 2 und möglicherweise Nr. 1). All das scheint auf die führende Rolle des pontischen Geldes in der Münzzirkulation der Kolchis zur Ausgangszeit der „polemonischen“ Periode des Pontos hinzudeuten. Auch zahlenmäßig bildet es im Material dieser Zeit die absolute Mehrheit.

Die hier angeführten numismatischen Fakten können im Verein mit anderen synchronen und früheren Denkmälern der gleichen Kategorie eine überaus interessante und notwendige Information zur Geschichte des Landes liefern, gleich ob politischer oder wirtschaftlicher Natur, besonders aber dann, wenn der Status anderer Quellen unbefriedigend ist. All dies wird jedoch Gegenstand künftiger Forschungen sein.

ANMERKUNGEN

¹ E. A. Pachomov, Monetnye klady Azerbajdzana, Trudy obščestva issledovanija i izučenija Azerbajdzana, vyp. 3, Baku 1926, Nr. 27, 29; E. A. Pachomov, Monetnye klady Azerbajdzana i drugich respublik i oblastej Kavkaza, vyp. IV, Baku 1949, Nr. 1044; A. N. Zograf, Rasprostranenie nachodok antičnych monet na Kavkaze, Trudy otdela numizmatiki gos. Ermitaža (TONGE) I, 1945, Nr. 174, 175; D. G. Kapanadze, Monetnye nachodki Mchetskoj ekspedicii, Vestnik drevnej istorii (VDI), 1955, Nr. 1, S. 172; D. G. Kapanadze, Gruzinskaja numizmatika, Moskva 1955, S. 147, Anmerkung 42; D. G. Kapanadze, Numizmatičeskie nachodki Picundskoj archeologičeskoj ekspedicii za 1953-1959 gg., VDI, 1966, Nr. 4, S. 175; K. V. Golenko, Deneznoe obraščenie Kolchidy v rimskoe vremja, Leningrad 1964, S. 63, Nr. 10-13, S. 82, Nr. 60; G. Dundua, samonežto mimokceva da savačro-ekonomiuri urtiertobani bičvintaji numizmatikuri masalebis mixedvit žv. č. II - ax. č. IV ss., didi pituntj, I, Tbilisi 1975, S. 282, Nr. 3, Tafel 85.

² K. V. Golenko, op. cit., S. 22-23.

³ Beispiel ebenda, S. 40-43.

⁴ Zur Münzkunde des Polemonischen Pontos s. Th. Reinach, L'histoire par les monnaies, Paris 1902, S. 143-147; W. H. Waddington, E. Babilon, Th. Reinach, Recueil Général des Monnaies Grecques d'Asie Mineure, t. I, fasc. 1, 2^e edit., Paris 1925 (im weiteren WBR), S. 21-27. Auch K. V. Golenko, op. cit., S. 22-23.

- ⁵ E. A. Pachomov, *Mnetye klady Azerbajdzana*, 1926. Die Nachricht ist bei A. Zograf und K. Golenko ungenau übertragen. Diese sprechen von der Entdeckung von 60 oder 70 Drachmen Polymons II. im Kreis Ga, s. A. N. Zograf, op. cit., Nr. 174; K. V. Golenko, op. cit., S. 63, Nr. 12. Doch ist es nicht ausgeschlossen, daß der Schatz ganz aus Münzen dieser Gruppe bestand.
- ⁶ A. N. Zograf, op. cit. Nr. 175; K. V. Golenko, op. cit., S. 63, Nr. 12.
- ⁷ G. Dundua, op. cit., S. 282, Nr. 3, Tafel 85, Nr. 2377.
- ⁸ WBR, S. 26, Nr. 35, Variante s. Tafel C, Nr. 12.
- ⁹ E. A. Pachomov, *vyj* IV, Nr. 1044.
- ¹⁰ WBR, S. 24-25, Nr. 3; vgl. K. V. Golenko, op. cit., S. 63, Nr. 13. Der Verfasser ist von der Identität der Nummern 3 und überzeugt. Das ist natürlich nicht auszuschließen.
- ¹¹ D. G. Kapanadze, *Mnetye nachodki...*, S. 172; D. G. Kapanadze, *Gruzinskaja numizmatika*, S. 147, Anmerkung 42; K. V. Golenko, op. cit., S. 23, Anmerkung 1.
- ¹² WBR, S. 26, Nr. 35. Das Datum ist nicht ersichtlich, weshalb wir auf keine genauere Analogie verweisen können.
- ¹³ WBR, S. 26, Nr. 35, Variante s. Tafel III, Nr. 22, Tafel C, Nr. 16.
- ¹⁴ E. A. Pachomov, *vyj* 3, Nr. 29; A. N. Zograf, op. cit., Nr. 172; K. V. Golenko, op. cit., S. 40, 41, Anmerkung 1, S. 82, Nr. 56.
- ¹⁵ Zu den Münzprägungen des Archelaos s. Simonetta, B., *Notes on the coinage of the Cappadocian kings*, *The Numismatic Chronicle*, London 1961, Bd. 1, S. 20, 48, Tafel IV, Nr. 37-38.

Dati Kandelaki

Einige Ungenauigkeiten in der neueren deutschen Fachliteratur

In letzter Zeit konnte die europäische Kartwelologie, zu deren Vorreiter traditionell die deutsche Kartwelologie zählt, beachtenswerte Erfolge erzielen, was seitens der Georgier zufrieden und dankbar zur Kenntnis genommen wurde. Zugleich aber sind einige Lapsus z bestanden, von denen unten die Rede sein wird.

Seit dem 16. Jahrhundert standen sich in Kaukasien drei große Staaten, das Osmanische Reich, der Iran und Rußland, gegenüber. Immer öfter erschienen europäische Reisende und Gesandte in Kaukasien. Umfassende Charakter nahm auch die Tätigkeit katholische Missionare an, die auf die Interessen der herrschenden Klassen in den europäischen Ländern zurückzuführen ist. Natürlich erfüllten sowohl die Reisenden als auch die Missionare in erster Linie politische Aufträge bestimmter Kreise. Daher haben uns Europäer, unter ihnen Deutsche, seit dem 17. Jahrhundert reiche Nachrichten über Georgien geliefert.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts, als der Iran eine Zeit des Niedergangs erlebte und der Befreiungskampf des georgischen Volkes einen Aufschwung erfuhr, stieg in Europa das Interesse an Georgien weiter an. Die Materialien, die die europäische Presse der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts über den heldenhaften Kampf des georgischen Volkes veröffentlichte, erhöhten das Mitgefühl und die Interessiertheit der fortschrittlichen Gesellschaftsschichten. Dies bedingte das Augenmerk Gotthold Ephraim Lessings auf das Schicksal Georgiens, woraus sein Drama „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück“ erwuchs, das ein literarisches Dokument ist und die internationale Popularität des gerechten Kampfes unseres Volkes belegt.

In den siebziger und achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts bereisten die Deutschen Johann Anton Güldenstädt und Jakob Reineggs, die uns einzigartige Nachrichten hinterließen, Ge-

orgien. J. A. Gildenstein schrieb das zweibändige Werk „Reisen durch Russland und im Caucasischen Gebürge“ (2), und J. Reineggs verfaßte eine „Allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus“ (4).

J. A. Gildenstein reiste in den Jahren 1771 bis 1772 nach Georgien. Aus seinen Aufzeichnungen entstand das Buch, das Peter Simon Pallas nach dem Tod des Gelehrten in zwei Bänden herausgab. J. Reineggs verbrachte geraume Zeit, von 1779 bis 1783, in Georgien. Die Nachrichten über Georgien enthält der zweite Band seines Werkes. Diese Nachrichten erfordern allerdings ein kritisches Herangehen, weil sie von einem ausländischen Reisenden gesammelt und zudem erst nach dem Tod des Verfassers anhand seiner Manuskripte veröffentlicht wurden.

Noch vor dem vollständigen Erscheinen dieser beiden Werke wurde 1788 Georg August von Breitenbauchs „Geschichte der Staaten von Georgien“ (1) veröffentlicht. Dies war das erste Buch in deutscher Sprache, das den Leser mit der Geschichte Georgiens von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1783 vertraut machte.

Selbst durch die Presse waren die Deutschen über Georgien informiert.

Nachrichten deutscher Reisender finden sich auch über das Georgien des 19. Jahrhunderts: Hierzu zählen die Arbeiten des Julius Klaproth, Friedrich Parrot, Karl Koch, Friedrich von Bodenstedt, Hermann Abich, Adolf Bastian, Arthur Leist und anderer.

Trotz dieses reichhaltigen Materials, das in deutscher Sprache über Georgien vorliegt, sind doch einige Unexaktheiten in der neueren deutschen Fachliteratur anzutreffen.

1987 wurde in Leipzig das Buch „Reisen im Kaukasus, Berichte aus dem 19. Jahrhundert, herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Jürgen Breuste und Burchard Malich“ (5) veröffentlicht. Es vereint Nachrichten deutscher Reisender und Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts über Georgien. In dem Artikel über Arthur Leist ist dessen Biographie falsch dargestellt. Dort heißt es: „1906 gründete er die erste deutsche Zeitschrift im Kaukasus, die

„Kaukasische Post“ in Tiflis. Später unternahm er noch vereinzelte Reisen nach Italien, Griechenland und in die Türkei. Über seinen weiteren Lebensweg ist nichts bekannt“ (5, S. 175). Diese Nachrichten sind unexakt, deshalb erachten wir es für nötig, dem deutschen Leser einige zusätzliche Informationen über Arthur Leist zu liefern.

Arthur Leist lernte im Jahre 1881 F. Bodenstedt kennen und begann sich auf dessen Rat hin, für die Länder des Orients und vor allem für Georgien zu interessieren. Leist fing an, die georgische Sprache zu erlernen, und knüpfte Beziehungen zu georgischen Persönlichkeiten: zu N. Nikoladse, D. Eristawi, I. Tschawtschawadse, A. Zereteli, I. Meunargia und anderen (9, S. 111), den Führern der nationalen Bewegung Georgiens im 19. Jahrhundert.

1884 verbrachte Arthur Leist auf Einladung Ilia Tschawtschawadses einen Monat in Georgien. Nach Deutschland zurückgekehrt, gab er das Buch „Georgien. Natur, Sitten und Bewohner“ heraus. 1885 reiste er wieder nach Georgien und übersetzte mit Unterstützung I. Tschawtschawadses und I. Matschabelis den „Recken im Pantherfell“ (veröffentlicht 1890 in Dresden und Leipzig). 1887 edierte er eine Anthologie georgischer Poesie in deutscher Sprache. Von 1892 an ließ sich A. Leist in Georgien nieder. Aktiv beteiligte er sich am gesellschaftlichen Leben des Landes. 1904 publizierte er seine Arbeit „Das georgische Volk“, die in zahlreiche europäische Sprachen übersetzt wurde. 1918 wurde A. Leist als Lektor für die deutsche Sprache an die Universität Tbilissi berufen. 1922 beging die georgische Öffentlichkeit den vierzigsten Jahrestag seiner Tätigkeit in Georgien (9, S. 111).

Der namhafte georgische Dichter Tizian Tabidse schrieb über Arthur Leist:

„Der erste, der mit deutschem System und seltener Ausdauer die Liebe zur georgischen Literatur und Geschichte bis ins Alter bewahrte, ist Arthur Leist. [...] In diesen vierzig Jahren ist Herr Arthur Leist ein beständiger Botschafter der deutschen Nation in Georgien, der die

Liebe zu seiner Nation in unserem Land ausgesät hat. Vierzig Jahre lang war Arthur Leist ein unzertrennlicher Freund von Ilia Tschawtschawadse, er kannte zahlreiche namhafte Georgier der damaligen Zeit und war mit ihnen befreundet, und überall erwarb er sich das Gefühl verlässlicher Treue.

Es bedurfte Arthur Leists Edelsinn und seiner Festigkeit, um seine Freundschaft zu Ilia Tschawtschawadse nach dessen Tod zu bekräftigen, als Ilias Familie in Not geriet und Ilias Witwe krank war und hungerte und Arthur Leist diese Familie dreizehn Jahre lang keine dreizehn Tage allein ließ, ohne die Leidgeprüften zu trösten“ (8, S. 259-260).

1923 und 1927 wurden A. Leists gesammelte Werke unter dem Titel „Georgiens Herz“ in zwei Bänden herausgegeben. Bis heute hat das georgische Volk seinen ausländischen Freund nicht vergessen, den Ilia Tschawtschawadse, als er noch im Ausland wirkte, als „fernen Verwandten“ bezeichnete. Mit I. Tschawtschawadses Hilfe gelang es Arthur Leist, tief in die Seele der georgischen Nation hineinzublicken und die heroische Vergangenheit Georgiens zu erfassen.

Arthur Leist verstarb am 22. März 1927 und wurde in Tbilissi, im Didube-Pantheon der Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, beigesetzt.

Noch heute erscheint in georgischer Sprache Literatur über Arthur Leist (6, 7). Die georgische Nation wird ihren deutschen Freund niemals vergessen, „der seine Begabung und seine Feder ganz der Sache widmete, vor Europa das Bild vom Land der orientalischen Renaissance, von Georgien, zu entfalten“ (K. Gamsachurdia) (6).

1982 fand in Halle in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik eine Konferenz statt, deren Vorträge in dem Buch „Der Kaukasus in der deutschen wissenschaftlichen Literatur“ (3) publiziert wurden. Im Impressum heißt es: „Vorträge auf einer Arbeitskonferenz des Wissenschaftsbereiches Orientalische Archäologie der Martin-Luther-Universität aus Anlaß des 300. Jahrestages der Vereinigung Ge-

orgiens mit Rußland“.

Es wäre interessant zu wissen, von welchem Zeitpunkt an dieser 300. Jahrestag berechnet wird. Darüber hinaus sind in dem Buch weitere Ungereimtheiten anzutreffen. Beispielsweise lesen wir in dem Vortrag von B. Brentjes: „Eher noch gelang es den Georgiern, gestützt auf russische Waffenhilfe, sich der Fremdherrschaft zu entziehen. 1587 schloß sich Kachetien an Rußland an, 1651 Imeretien, und 1799 wurde Tbilissi befreit, so daß um die Jahrhundertwende (1801-1805) ganz Georgien Teil des Zarenreiches wurde“ (3, S. 4).

Sämtliche hier angeführten Daten sind falsch und besitzen keinerlei Grundlage. Einzelne Fakten von Beziehungen der georgischen Königreiche und Fürstentümer zu Rußland, auf die einzugehen wir hier für überflüssig halten, hat der Verfasser mit Vereinigung gleichgesetzt, was falsch ist. Wir beabsichtigen nicht, den Autor und die deutschen Leser durch Hinweise auf georgische Quellen und Literatur zu verwirren. Dem Verfasser wären diese Fehler nicht widerfahren, wenn er sich mit den im 18. Jahrhundert gedruckten Arbeiten der deutschen Gelehrten G. A. von Breitenbach, J. A. Gildenstädt und J. Reineggs vertraut gemacht hätte. Diese Berichte beschreiben die Geschichte Georgiens bis in die achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts hinein. Daher gehen wir hier nur auf einen Satz ein: „[...] 1799 wurde Tbilissi befreit, so daß um die Jahrhundertwende (1801-1805) ganz Georgien Teil des Zarenreiches wurde.“

Unter der Befreiung Tbilissis im Jahre 1799 soll wohl der damals im November nach dem Vertrag zwischen Georgien und Rußland (Traktat von Georgiewsk aus dem Jahre 1783) vorgesehene Einmarsch der Hilfstruppen zu verstehen sein, die unter dem Befehl von General Lasarew standen.

Was die Umwandlung ganz Georgiens zu einem Teil des zaristischen Imperiums betrifft, so vollzog sich dies nicht in den Jahren 1801 bis 1805. Dieser Prozeß wurde viel später abgeschlossen: Er begann mit dem Manifest des russischen Zaren Alexanders I. vom 12. September

1801, auf dessen Basis die Liquidierung des Königreichs Kartli-Kachetien abgeschlossen und dieses in ein Gouvernement des russischen Reiches verwandelt wurde. Erst später, im Jahre 1810, erteilte das Königreich Imeretien das gleiche Schicksal, und noch später wurden die Fürstentümer Gurien, Mingrelien, Abchasien

und Swanetien Rußland angegliedert.

Angesichts dieser Fakten bleibt es völlig unverständlich, worauf sich das Datum der angeblichen Vereinigung Georgiens mit Rußland stützt, der die Konferenz gewidmet war, die 1982 in Halle stattgefunden hat.

LITERATUR

- (1) Georg August von Breitenbach, Geschichte der Staaten von Georgien, Memmingen 1788.
- (2) Johann Anton Güldenstädt, Reisen durch Russland und im Caucasischen Gebirge, I-III, hrsg. von P. S. Pallas, Sankt Petersburg 1787-1791.
- (3) Der Kaukasus in der deutschen wissenschaftlichen Literatur, hrsg. von B. Erentjes, Halle (Saale) 1982.
- (4) Jacob Reineggs: Allgemeine historisch-topographische Beschreibung des Kaukasus, hrsg. von F. E. Schroder, Bd. I, Gotha und Sankt Petersburg 1796, Bd. II, Hildesheim und Sankt Petersburg 1797.
- (5) Reisen im Kaukasus, Berichte aus dem 19. Jahrhundert, hrsg. und mit einem Vorwort versehen von J. Breuste und B. Malich, Leipzig 1987.
- (6) S. Arvelaŷe, literaturuli čerilebi, Tbilisi 1973.
- (7) T. Saxoŷia, čemi sauŷunis adamianebi, Tbilisi 1984.
- (8) T. Tabiŷe, txulebani sam tomad, t. II, Tbilisi 1966.
- (9) Kartuli sabčota enciklopedia, t. VI, Tbilisi 1966.

Andre Karbelaschwili

Die Brüder Siemens unter Georgiens Himmel

Bekanntlich gehört die deutsche Firma »Siemens« heute zu den führenden elektrotechnischen Unternehmen mit Filialen in vielen Ländern der Welt. Als erste von mehreren westdeutschen Firmen unterzeichnete »Siemens« 1972 ein Abkommen mit dem Staatskomitee für Wissenschaft und Technik des Ministerrats der UdSSR, eröffnete ihre Vertretung in Moskau und arbeitet aktiv mit sowjetischen Instituten zusammen.

In Georgien hat die geschäftliche Zusammenarbeit mit der Firma »Siemens« große geschichtliche Tradition. Entsprechend den mit dem bedeutenden Poeten und Befehlshaber der kaukasischen Armee Grigol Orbeliani abge-

schlossenen Verträgen errichtete »Siemens« 1858 die erste Telegrafienlinie im Kaukasus, Tiflis-Kodshori, und 1860 die Linie Tiflis-Kutais-Poti (mit Abzweig nach Borsnobi), welche eine große soziale und ökonomische Bedeutung besaß und den entscheidenden Anstoß für den Entwicklungsbeginn der elektrischen Telegrafie in Kaukasien gab.

An dieser Stelle soll vermerkt werden, daß Grigol Orbeliani nicht nur als georgischer romantischer Dichter, sondern auch als erster Übersetzer von Gedichten Goethes bekannt ist. 1842 veröffentlichte die georgische Zeitschrift »Ziakeri« seine Übersetzung von »Wanderers Nachtlied«.



1862 faßte Grigo Orbeliani den Entschluß zum Bau der Telegrafenlinie Tiflis-Moskau und schloß mit dem Mechnikingenieur Walther von Siemens einen entsprechenden Vertrag ab. Unter schwierigsten Bedingungen – durch das Hochgebirge des Kaukasus – erfolgte die Verlegung des Abschnittes Tiflis-Wladikawkas. Ende 1862 fand der erste Telegrammwechsel zwischen Tiflis und Stawropol (über Wladikawkas) statt. Von Stawropol wurde die Telegrafenlinie bis Nowotsherkassk weitergeführt, wodurch im Juli 186 die erste Telegrafenverbindung mit Moskau zustande kam.

Nach Indienststellung der Telegrafenlinie Tiflis-Moskau stellte die Firma 1865 die Telegrafenverbindung Tiflis-Jerewan-Dshulfa her, welche Rußland eine direkte Telegrafenverbindung mit Persien ermöglichte. 1868 wurde die Linie Tiflis-Baku mit einem Abzweig nach Temur-chan-Schura (Dagestan) in Betrieb genommen.

In der Zeit von 1868 bis 1870 errichtete die Firma „Siemens“ die längste Überlandlinie der Welt, den sogenannte „Indientelegrafen“, die in Kaukasien über Schumi, Kutais, Tbilissi,

Jerewan, Dshulfa verlief. Der „Indientelegraf“ sicherte von 1870 bis 1931 den telegrafischen Nachrichtenverkehr nicht nur zwischen Rußland und Indien, sondern auch zwischen 34 anderen Ländern und spielte somit eine bedeutende Rolle in der weltweiten Telegrafenentwicklung. In Georgien sind bis heute eiserne Telegrafenmasten des „Indientelegrafen“ mit der Aufschrift „Siemens Patent London“ und die Telegrafengebäude und Kontrollpunkte in Gagra, Suchumi, Sugdidi und Tbilissi erhalten geblieben.

Gleichzeitig nahm die Firma „Siemens“ aktiven Anteil an der Entwicklung der Montanindustrie in Kaukasien und der Erdölförderung in Georgien, worin die Firma ständige Unterstützung von Seiten der progressiven Öffentlichkeit Georgiens erhielt.

In Verbindung mit der geschäftlichen Zusammenarbeit mit den örtlichen Regierungsvertretern im Kaukasus besuchte der Begründer der Firma „Siemens“, der Doktor der Rechte der Berliner Universität, Mitglied der Deutschen Akademie der Wissenschaften, der deutsche Wissenschaftler und Erfinder Werner von



Siemens Tiflis drena! Hier lebten seit 1860 seine beiden Brüder Walther und Otto. Der erste von ihnen starb 1868 in Tiflis, der zweite 1871. In seiner Autobiografie schrieb Werner von Siemens darüber: „Die jüngsten Brüder Walther und Otto verstarben in Tiflis und ruhen in einem gemeinsamen Grab.“ Sein Bruder Otto war in Tiflis verheiratet.

Walther von Siemens verstarb am 11. Juni 1868 in Tiflis. Die Zeitung „Kawkas“ veröffentlichte folgendes Inserat:

„Doktor Otto von Siemens gibt in tiefster Trauer das Ableben seines Bruders, des Konsuls der Norddeutschen Union, Walther von Siemens am 11. Juni um 4 Uhr 20 Minuten nachmittags bekannt und hat die Ehre, seinen Freunden, Kameraden und Bekannten mitzuteilen, daß die Tauerprozession von dem Gebäude aus, in dem sich das Konsulat befindet, und die Beerdigung am Donnerstag, den 13. Juni um 10 Uhr morgens stattfinden.“

Das Inserat wurde an gleicher Stelle auch in deutscher Sprache veröffentlicht.

Die Zeitung „Kawkas“ beschrieb die Beerdigung Walther von Siemens' in Tiflis folgendermaßen:

„Am 13. Juni um 1 Uhr bewegte sich die Beerdigungsprozession langsam durch die Straßen Tiflis'. Die Anteilnahme von Persönlichkeiten höchsten Ranges und einer Vielzahl von Menschen ließen außer Zweifel, daß die Stadtbevölkerung einer Persönlichkeit die letzte Ehre erwies, die sich durch ihre Individualität aus der allgemeinen Menge hervorhebt und volles Recht auf Anteilnahme und Verehrung besitzt. Tiflis beweinte das Ableben des Konsuls der Norddeutschen Union Walther Ferdinand Siemens.

Wir kannten ihn seit acht Jahren. Wir waren gewohnt, ihn als energischen Motor aller nützlichen und wohlthätigen Unternehmungen zu sehen; wir erinnern uns auch an seine frohe und weitherzige Gastfreundschaft. Noch am Morgen des 8. Juni ritt er sattlich, gesund und fröhlich

zu einem Gastmahl, und abends verbreitete sich die Nachricht, daß sein Pferd ihm eine ernste Verletzung zugefügt hat. Am Sonntag und Montag füllte sich sein Haus mit Freunden und Bekannten, die kamen, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen. Doch schon am Dienstag war er nicht mehr.

Walther von Siemens wurde 1833 geboren und begann sein Wirken in Kaukasien 1860 mit der Errichtung der ersten Telegrafienlinie der Region zwischen Tiflis und Poti, wonach er seine Tätigkeit mit vielen ähnlich gearteten Unternehmungen fortsetzte, durch deren gewissenhafte und erfolgreiche Ausführung er schon bald allgemeines Vertrauen erlangte. Da er eine besondere Liebe zum Kaukasus hegte, verfestigte er seinen dortigen Aufenthalt durch den Erwerb einer Kupferhütte in Kedabeg, die bis dahin nur geringen Nutzen brachte. Dieses schwere und riskante Unternehmen nahm unter energischer Leitung eine erfolgreiche Richtung. Er schreckte nicht vor großen Geldausgaben zurück, und bald wurde die Hütte zu einem Musterbetrieb Kaukasians.

Siemens' große Befähigung zeigte sich erneut bei dem komplizierten Unternehmen der Verlegung des Anglo-Ost-Indischen Telegrafen durch Transkaukasien und Persien, als Siemens durch seine Reise nach Persien die Angelegenheit beschleunigte, indem er mit erstaunlicher Schnelligkeit ein Abkommen über die Gewährung der notwendigen Konzessionen an die Kompanie bewerkstelligte, wozu sein offenes Wesen und seine sympathische Erscheinung beitrugen, die die Hauptzüge seines Charakters darstellten.“

Diese Mitteilung der Zeitung „Kawkas“ charakterisiert nochmals das nutzbringende Wirken Walther von Siemens', der im Alter von 35 Jahren in Tiflis verstarb.

Unter den diplomatischen Vertretern vermerkte der „Kaukasische Kalender“ von 1867 bis 1868 den „preußischen Konsul Walther Fjodorowitsch Siemens“, von 1870 bis 1871 den „preußischen Konsul in Tiflis Otto Fjodorowitsch Siemens“. Als preußischer Konsul in Tiflis veröffentlichte Otto von Siemens mehrere Anzei-

gen in der Zeitung „Kawkas“. So zum Beispiel 1871 in den Nummern 60, 61 und 62 des „Kawkas“.

Wie der „Kaukasische Kalender“ im Jahre 1869 schrieb, war M. N. Garsewanow (Garsewanischwili) der Präsident der Kaukasischen Abteilung der Russischen Technischen Gesellschaft, Mitglieder des Rates waren K. F. Bentkowskij, I. N. Stebnizkij u.a. Der bedeutende georgische Dichter Grigol Orbeliani war Ehrenmitglied des Rates, Doktor Otto von Siemens – Mitgliedsanwärter.

In der Kaukasischen Abteilung, deren Mitgliedsanwärter Otto von Siemens war, wirkten Hermann Abich (korrespondierendes Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften), Konstantin Mamazaschwili (eine bekannte Persönlichkeit des Öffentlichen Lebens Georgiens, Generalmajor), Iormin Stebnizkij (korrespondierendes Mitglied der Petersburger Akademie der Wissenschaften), Nikolai Statkowski (Autor der Rekonstruktion der Georgischen Heerstraße, Ingenieur-Hauptmann), Georgi Zulukidse (Ingenieur-Geologe) und andere führende Vertreter der wissenschaftlichen Intelligenz von Tiflis.

Auf der Vollversammlung der Kaukasischen Abteilung der Russischen Technischen Gesellschaft am 13. Februar 1871 sagte einer der Redner folgendes: „Trotz des ganzen Reichtums Kaukasiens an Rohstoffen, treffen die fertigen und die metallurgische Industrie bei ihrer Entwicklung in der hiesigen Gegend durch den Mangel an mineralischen Brennstoffen offenbar auf große Hindernisse, da die Steinkohlelagerstätten von Tkibuli und mehrere Lignitlagerstätten wegen des Fehlens von billigen Transportmöglichkeiten für ganz Transkaukasien recht unzulänglich erscheinen.“

In diesem Zusammenhang ist es mir unmöglich, die Aufmerksamkeit nicht auf das Gutachten unseres hochverehrten Kollegen O. Siemens zu lenken, der völlig zu Recht bemerkte, daß im Kaukasus unerschöpfliche Vorräte an Mineralbrennstoff lagern, daß dieser fast überall verbreitet ist und flüssig (Erdöl), weshalb die ganze Aufgabe in der Suche nach effektivsten Geräten für die

Nutzung dieses flüssigen Brennstoffs in verschiedenen Fertigungs- und metallurgischen Prozessen besteht. In den Zarskije-Kolodzy, in dem ansehnlichen Betrieb des Herrn Siemens, ebenso wie in einem großen Teil der Bakuer Betriebe, erfolgt die Erdöldestillation unter Verbrennung von Erdölrückständen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine Anwendungsmethode des regenerativen Siemensofens oder anderer Geräte für metallurgische Prozesse unter Verbrennung von Erdöl gefunden wird. Dann kann man sagen, daß die Kupferindustrie, für die Transkaukasien unerschöpfliche und reiche Erze bereithält, völlig gesichert ist.“ Weiter vermerkte der „Kaukasische Kalender“: „Es ist nützlich, daran zu erinnern, daß im Betrieb des Herrn Siemens in Zarskije-Kolodzy aus Erdölrückständen Asphalt hergestellt wird. Herr Siemens schlug dem Herrn Tifliser Gouverneur vor, mit diesem Asphalt Fußwege anzulegen.“

Am 28. September verstarb in Tiflis der zweite Bruder Werner von Siemens', Otto von Siemens. Am 1. Oktober 1871 teilte die Zeitung „Kawkas“ mit:

„Mit aufrichtigem Bedauern müssen wir den durch die Gesellschaft erlittenen Verlust bekanntgeben: Am 28. September verschied nach sehr kurzer Krankheit der Konsul des Deutschen Reiches Doktor Otto von Siemens. Gestern, am 30. fand die Beerdigung statt; die große Zahl der versammelten Freunde und Bekannten, die die sterbliche Hülle begleiteten, ist die beste Versicherung für den hohen Grad an Verehrung und Liebe, die er genoß. Wir drücken dem Handelshaus Siemens unser Beileid darüber aus, daß es binnen kurzer Zeit in Walther und Otto von Siemens zwei ehrliche und würdige Vertreter verlor.“

Werner von Siemens schrieb in seinen Erinnerungen:

„Nach dem plötzlichen Tode Walthers übernahm Otto von Siemens die Ausübung dessen Verpflichtungen. Im Hause des Fürsten Mirskij, des kaukasischen Statthalters, lernte er die

Witwe dessen im Krimfeldzug gefallen
Bruders kennen und heiratete sie. Leider zer-
störte der Tod schon nach wenigen Jahren den
Bund dieses glücklichen Paares.“

Am 11. Oktober 187 fand in Tiflis die Mitglie-
dervollversammlung der Kaukasischen Abtei-
lung der Russischen Technischen Gesellschaft
statt, auf der der Vorsitzende der Abteilung M.
N. Garsewanow (Garsewanischwili) folgende
Mitteilung über die Tätigkeit Otto von Siemens'
in Kaukasien machte

„Der Konsul des Deutschen Reiches, der ver-
schiedene Otto Fjodorowitsch Siemens, weilte
in der hiesigen Gegend sowohl im Amt als
Konsul als auch in Vertretung der Geschäfte
des bekannten Handelshauses Siemens & Co.,
seines Bruders Walther Fjodorowitsch, der, wie
auch er, ebenfalls vorzeitig von uns ging. Vor-
rangig die Montanindustrie für das aufgeklärte
Wirken ihres Hauses auswählend, begründeten
die Brüder Siemens mit der 1865 in Kedabeg
ausgerüsteten Kupferhütte, der Ausbeutung
von Erdölquellen und der Einrichtung der Ko-
baltgewinnung als erste in der kaukasischen
Region die richtige private Montanindustrie.
Nach dem Tode seines Bruders Walther im
Jahre 1868 wurde Otto Fjodorowitsch Haupt-
verfüger in den Angelegenheiten der gegründe-
ten Betriebe und teilte in der kurzen, ihm ver-
bleibenden, Lebenszeit die Betriebe auf eine
solche Entwicklungsschufe, welche die wohltätigen
Folgen der Industrie für alle offensichtlich
macht und ihnen eine außerordentlich große
Bedeutung im Leben gibt.

Nachdem die Kupferschmelze auf 40 Tsd. Pud
gesteigert wurde, nimmt der Kedabeger Betrieb
in seiner Produktivität nach dem Nishnetagiler
Betrieb Demidow im Ural den zweiten Platz
unter allen im Imerium existierenden Kupfer-
hütten ein, und letztes Jahr erschien transkau-
asisches Kupfer erstmals auf der Nishnegoroder
Messe. Bis zu 500 Leute, vorwiegend der einhei-
mischen Bevölkerung, die täglich im Kedabeger
Betrieb arbeiten, und mehr als 1000 Einwohner
der umliegenden Dörfer, die mit Hilfsarbeiten

für den Betrieb beschäftigt sind, erhielten durch
das Unternehmen der Brüder Siemens die Mög-
lichkeit, ihren Alltag materiell und kulturell zu
verbessern. Die Tätigkeit des verstorbenen Otto
Fjodorowitschs in der Erdölförderung brachte
ebenfalls recht nützliche praktische Ergebnisse:
die Produktivität der in seine Hände gelangten
Erdölquellen erhöhte sich innerhalb kurzer Zeit
von 20 Tsd. Pud auf 60 Tsd. Pud jährlich,
während die Errichtung eines Betriebes für die
Erdölinstallation und die Gewinnung von
Fotogen zu einer erheblichen Senkung der frü-
heren Verkaufspreise von Fotogen führte.

Treu der Richtung seines Handelshauses, an
dessen Spitze die Namen zweier seiner Brüder,
Friedrich und Werner, stehen, die sich in der
Welt der Wissenschaft und der Industrie eines
großen Ruhmes erfreuen, hielt sich Otto Fjodo-
rowitsch bei Industrieunternehmungen streng
auf dem Boden der Wissenschaft und war
ständig bestrebt, die neuesten dieser für die
Praxis ausgearbeiteten Verbesserungen einzu-
führen. Als solche kann man im Kedabeger
Betrieb auf die Errichtung von Schmelzöfen
nach dem Siemensverfahren, die bis zu 40 %
des Brennmaterials einsparen, verweisen, und
bei der Erdölförderung auf die Ausbeutung der
Quellen mittels Bohrungen, die bestehende
Quecksilbermethode der Erdölförderung in
Brunnen ersetzend. Der nützliche Einfluß
solcher Neueinführungen auf die Industrie der
hiesigen Region wird von selbst offensichtlich.
Fragen der Anwendung von Leuchtgas wurden
durch die zahlreichen Versuche, die auf Initiative
Otto Fjodorowitschs in dem von der Gesellschaft
in Zarskije-Kolodzy eingerichteten Fotogenbe-
trieb durchgeführt wurden, bedeutend vorange-
trieben. Kurz war die Frist des Wirkens Otto Fjo-
dorowitschs, aber der Nutzen, den er der Mon-
tanindustrie brachte, ist ausreichend groß, daß
sein Name einen Ehrenplatz in der Geschichte
des Gewerbes Transkaukasiens einnimmt.“

Zweifelloos kann man die von M. N. Garsewa-
now gegebene Charakteristik des Wirkens Otto
von Siemens' als völlig ehrlich und zutreffend,
auch für die heutige Zeit, einschätzen. Interes-

sant ist, daß der Held der sozialistischen Arbeit, Akademiemitglied E. Paton, das Akademiemitglied B. Wedenew und andere sowjetische Wissenschaftler als Schüler Garsewanows gelten.

Werner von Siemens schrieb:

„Die jüngsten Brüder Walther und Otto verstarben in Tiflis und ruhen dort in einem gemeinsamen Grab. Wie ich schon erwähnte, starb Walther nach einem unglücklichen Sturz vom Pferd. Er war ein schlanker, stattlicher Mann, mit angenehmen Manieren, die alle, die ihn in Kaukasien kannten, für ihn einnahmen. Zu uns Brüdern zeigte er stets eine rührende Zuneigung. Otto verstarb ein paar Jahre später infolge seiner schwachen Gesundheit, um die er sich wenig sorgte.“

1869 wollte auch der dritte Bruder Werner von Siemens', William, in Georgien, als er das Unterseekabel für den Indo-europäischen Telegrafen zur Verlegung im Schwarzen Meer von London nach Suchumi brachte.

William von Siemens verlegte nicht nur das Unterwasserkabel im Schwarzen Meer, sondern fertigte in London auch ein Erdkabel für die früher von Walther von Siemens gebaute Telegrafienlinie Tiflis-Moskau.

In Tiflis wurde beschlossen, ein Kabel in London zu bestellen.

Das in London angefertigte Telegrafen-Erdkabel für die Telegrafienlinie Tiflis-Moskau wurde über Poti und Tiflis im Oktober 1880 und Ende 1881 an die Baustelle gebracht. So unterstützte das von dem Londoner Betrieb William von Siemens' erhaltene Telegrafienkabel im weiteren die Verbesserung der Funktion der Telegrafenverbindung Moskau-Tiflis.

Nun zum Aufenthalt des bekannten deutschen Wissenschaftlers und Erfinders, des Gründers der Firma „Siemens“, Werner von Siemens in Georgien.

Das erste Mal besuchte Werner von Siemens Tiflis im Jahre 1865. Wie die Zeitung „Kawkas“ (1865, Nr. 77) mitteilte, schloß die örtliche Obrigkeit mit der Firma „Siemens“ 1865 eine Konzession für die Ausbeutung der Erdölquel-

len in Schiraki, Eldari und Mirsaani auf zwölf Jahre ab. Wie der „Kawkas“ schrieb, wurde dieser Konzessionsabschluß in Abwesenheit des Statthalters mit dem General-Adjutanten Grigol Orbeliani abgestimmt.

Im Oktober 1868 besuchte Werner von Siemens Georgien zum zweiten Mal. Die Zeitung „Kawkas“ schrieb in der Auskunftstabelle: „Angekommen sind die preußischen Untertanen Doktor Werner Siemens, Gedor Siemens und Otto Siemens, der preußische Untertan Adolf Gimli.“ Es ist anzunehmen, daß „Gedor Siemens“ der Neffe Werner von Siemens', Georg von Siemens, war, der anschließend in Verbindung mit dem Bau des Indo-europäischen Telegrafen nach Persien weiterreiste. Werner von Siemens kam von Suchumi nach Tiflis, da der „Kawkas“ folgendes mitteilte:

„Wie den Lesern sicher schon bekannt ist, ist die Frage betreffs der Verlegung der kaukasischen Linie des Anglo-indischen Telegrafen zur endgültigen Entscheidung gekommen; von Zeit zu Zeit teilte der ‚Kawkas‘ verschiedene Fakten in dieser Angelegenheit mit, weshalb wir unserem Leser schon Bekanntes nicht wiederholen werden. Jetzt können wir mitteilen, daß die unmittelbar mit der Errichtung dieser Linie verbundenen Arbeiten an einigen Stellen schon begonnen haben. In Suchumi wurden schon Grundstücke gekauft, die für die Errichtung von Gebäuden für die Stationen, Lager notwendiger Vorräte und Unterkünfte des Personals notwendig sind. Für die letzteren Gebäude wurde ein Platz am Meeresufer, unweit des Hauses des Vorstehers der Presseabteilung im Stadtzentrum gewählt. Wie zu ersehen ist, geht die Angelegenheit schnell voran, da die für den Bau dieser Gebäude notwendigen Materialien schon vorbereitet sind. Demnächst kommt der englische Dampfer ‚Alabama‘ auf unsere Reede, der Vorräte und Geräte für das Telegrafengeschäft bringt. Herr von Siemens, der Erbauer dieser Linie, war kürzlich in Suchumi, um den Platz zu besichtigen und einige, sein Unternehmen betreffende Fragen zu klären. Nach Suchumi führt

die Telegrafenlinie an Poti direkt vorbei nach Orpiri. Bald, endlich, werden wir mit Tiflis Verbindung haben, ein Umstand, dessen wichtige und wesentliche Bedeutung zu erläutern unserer Meinung nach überflüssig ist.“

Am 17. November 1868 veröffentlichte die Zeitung „Kawkas“ folgende Anzeige: „Es wird eine Zwei- bis Dreizimmerwohnung in Sololaki [ein Stadtteil von Tiflis, A. K.] für eine Person gesucht. Wer eine solche Wohnung vermieten möchte, wende sich an das Kontor der Brüder ‚Siemens‘.“ Ähnliche Anzeigen wurden im „Kawkas“ auch in den folgenden Nummern abgedruckt. In der Auskunftstabelle teilte der „Kawkas“ am 24. November mit: „Angekommen sind der Ingenieur für die Errichtung des Anglo-indischen Telegrafen Karl Gelzer, der Aufseher für die Arbeiten am Anglo-indischen Telegrafen Philipp Peters.“ Es ist anzunehmen, daß die Wohnung in Sololaki für Karl Gelzer und Philipp Peters bestimmt war.

Am 4. Dezember 1868 veröffentlichte der „Kawkas“ folgende Anzeige: „Am ersten trat unser Bruder und Kamerad Otto von Siemens die Verwaltung unseres Handelshauses an. Von ihm erhielt unser bis dahin Bevollmächtigter, Herr William Bton, eine allgemeine Vollmacht. Brüder Siemens, Tiflis, Werner von Siemens und Karl von Siemens.“ Eben solche Anzeigen druckt der „Kawkas“ in den Nummern 143, 144.

Werner von Siemens besuchte Tiflis im Jahre 1868 vor allem in Verbindung mit dem Baubeginn der längsten Überland-Telegrafenecke, des sogenannten Indo-europäischen Telegrafen, der durch das Gebiet des Kaukasus führen sollte.

Das dritte Mal kam Werner von Siemens und sein Bruder Karl 1890 nach Georgien, um das Kupferbergwerk in Kedabeg (Aserbaidshan) zu besichtigen. Werner von Siemens wurde von seiner Frau und seiner Tochter begleitet.

In seinem Buch „Meine Erinnerungen“ schreibt Werner von Siemens: „Noch unter dem frischen Eindruck der empfangenen Erinnerungen von meiner letzten Reise in den Kaukasus, die ich letzten Herbst in Begleitung von Frau

und Tochter unternahm, will ich nun die Fortsetzung meiner Notizen mit der Beschreibung dieser Reise beginnen.“

Werner von Siemens war von Georgien begeistert. Wie er in seinem Buch „Meine Erinnerungen“ bemerkte, verbrachte er seine glücklichsten Tage im Kaukasus.

Um das Verhältnis Werner von Siemens' zu Georgien und dem Kaukasus kurz zu beschreiben, kann man eine Zeile aus dem Buch Siegfried von Weiers „Werner von Siemens“ zitieren:

„Im Jahre 1890, dieses Mal gemeinsam mit seiner Gattin, bereiste er [Werner von Siemens, A. K.] zum dritten und letzten Mal seinen geliebten Kaukasus. [...] In seiner ‚Autobiografie‘ beschrieb Werner von Siemens leidenschaftlich seine Reise durch den Kaukasus – im Ergebnis waren es drei besonders detaillierte und in netter Art wiedergegebene Beschreibungen. Wir gehen nicht fehl, wenn wir annehmen, daß Werner von Siemens eine besonders innige, ihn tief erfüllende Sympathie zu dieser urwüchsigen Gegend im Osten unseres Erdballs ergriff.“

Hiernach ist es sicher nicht nötig, das Verhältnis Werner von Siemens' zu Georgien und dem Kaukasus zu kommentieren.

Die geschäftliche Zusammenarbeit der örtlichen Regierungsvertreter im Kaukasus, besonders von Grigol Orbeliani mit Werner, Walther, Otto, William und Karl von Siemens, diente den Interessen der ökonomischen Entwicklung des Gebietes und der Einführung fortschrittlicher Technik und Technologien in Georgien und dem Kaukasus.

Im Zentralen Historischen Staatsarchiv Georgiens werden eine große Anzahl von Dokumenten und der Schriftwechsel über die Tätigkeit der Firma „Siemens“ in Georgien und dem Kaukasus aufbewahrt, ebenso Unterlagen über die Aufenthalte von Werner von Siemens und seinen Brüdern Walther, Otto, William und Karl in Tiflis, Suchumi, Kutais und Poti. Archivdokumente über die Errichtung von Telegrafenecken folgender Richtungen durch die Brüder Siemens im Kaukasus sind erhalten geblieben:

Tiflis-Kutais-Poti mit einem Abzweig nach Borshomi (1860), Tiflis-Wladikawkas-Stawropol (1862), Tiflis-Jerewan-Dshulfa (1868). Außerdem befinden sich im Archiv Unterlagen über den Bau der längsten Überlandlinie der Welt, des Indo-europäischen Telegrafen, durch den Kaukasus (1868-1870). Allein die Dokumente über Bau und Betrieb dieses Telegrafen bestehen aus 187 Seiten und umfassen den Zeitraum von 1860 bis 1882.

Aus den genannten Dokumenten gehen konkrete Fälle der Teilnahme von Werner, Walther, Karl, William und Otto von Siemens, ebenso von W. Bolton, P. Peters, K. Gelzer, E. Gützel, Hamp und von anderen am Bau und Betrieb der Telegrafennetze auf dem Gebiet Georgiens hervor.

Die fortschrittliche georgische Öffentlichkeit schätzte das Wirken der Brüder Siemens in Georgien und im Kaukasus hoch ein. Die von dem herausragenden georgischen Denker I. Tschawtschawadse herausgegebene Zeitung „Iberia“ unterstrich besonders die kommerzielle Bedeutung der von der Firma „Siemens“ gebauten Telegrafennetze Tiflis-Moskau. Wiederholt äußerte sich die von dem bekannten Aufklärer S. Meskhi herausgegebene Zeitung „Droeba“ positiv über die Einführung technischer Neuerungen durch die Firma im Kaukasus.

Georgien wußte solche Menschen zu schätzen, die unter seinem Himmel arbeiteten, der Gesellschaft und dem technischen Fortschritt Nutzen brachten – und zu diesen gehören natürlich auch die Brüder Siemens.

KUNSTWISSENSCHAFT

Edith Neubauer, Ernst Badstübner

Architektur und Bauplastik der Erlöserkirche in Zromi – Versuch einer kunstgeschichtlichen Einordnung*

Die Erlöserkirche in Zromi hat in der georgischen Architektur- und Kunstgeschichte exzeptionelle Bedeutung. Sie wurde vor allem durch die grundlegende Arbeit von Georg N. Tschubinaschwili (1934) gevürdigt.¹ Die Kirche ist nur drei Jahrzehnte jünger als die zwischen 586 und 604 errichtete Dschwarikirche bei Mzcheta, deren Tetrakorchos gleichsam die Totalität eines Zentralbaues verkörpert, während sich in Zromi Element des Longitudinalen mit der Zentralbaukomponente verbinden. Eine innere Kreuzform des Grundrisses und auch des Raumes ist unter Zuhilfenahme von vier freistehenden Stützen im Gesamtgefüge zwar dominant, ermöglicht aber zugleich die Kommunikation mit anderen Raum- und Bauteilen. Mit der Erlöserkirche in Zromi ist der Bautyp des „eingeschriebenen Kreuzes“ erstmals in Georgien faßbar², und gleichzeitig sind hinsichtlich der Korrespondenz zwischen plastischem Bauschmuck und bestimmten Baugliedern bedeutende Leistungen erreicht, für die es bis dahin ebenfalls keine Vorbilder gab. Der geringe zeitliche Abstand der Entstehungsdaten und auch die unbedeutende geographische Entfernung zwischen der Dschwarikirche bei Mzcheta und der Erlöserkirche in Zromi läßt die Frage aufkommen, ob es einen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang zwischen beider Architekturtypen und bauplastischem Schmuck geben kann.

Folgt man der Auslegung einer Bauschrift an der Südwestecke der Erlöserkirche in Zromi, so wurde sie von 66 bis 634 durch Stephanos II.

von Kartli erbaut. Ein Bild dieses Sohnes des Ardanerse befindet sich unter den Stifterfiguren an der Ostfassade der Dschwarikirche. Die Chronik Kartlis nennt Stephanos II. „Erbauer von Kirchen“.³ Im 5. Jahrhundert war in Zromi Raschden, einer der ersten Märtyrer der georgischen Kirche, durch die Perser gekreuzigt worden, da er seinem christlichen Glauben nicht abschwören wollte. Raschden war Erzieher der ersten Frau von König Wachtang Gorgasali, dem Gründer von Tbilissi. Diese Frau entstammte dem persischen Königshaus und wurde von Raschden zum christlichen Glauben bekehrt. Im 7. Jahrhundert gehörte Zromi zu den großen städtischen Zentren Georgiens. Als Anfang des 7. Jahrhunderts seine dem Erlöser geweihte Kirche erbaut wurde, war das Bewußtsein der kultischen Bedeutsamkeit des Ortes, an dem Raschden den Märtyrertod erlitt, erneut lebendig und aktuell, da wiederum Krieg gegen die Perser herrschte. Auch die Byzantiner waren im Lande, 627 eroberten und zerstörten sie unter Kaiser Heraklius die Hauptstadt Kartlis, Tbilissi. Unter solchen politischen Umständen des Befreiungskampfes gegen die Eindringlinge wurden die georgischen Traditionen aktiviert. Auch die Kirche war im Vorfeld ihrer rechtlichen Selbständigkeit, die erst 680/81 auf dem 3. Konzil zu Konstantinopel erreicht wurde, an der Betonung langer Glaubenspraxis interessiert. Zromi war zu jedem Zeitpunkt aus politischen und religiösen Gründen ein sehr geeigneter Ort, um in einem Bauunternehmen eigene Kraft zu demonstrieren. So stiftete Ste-

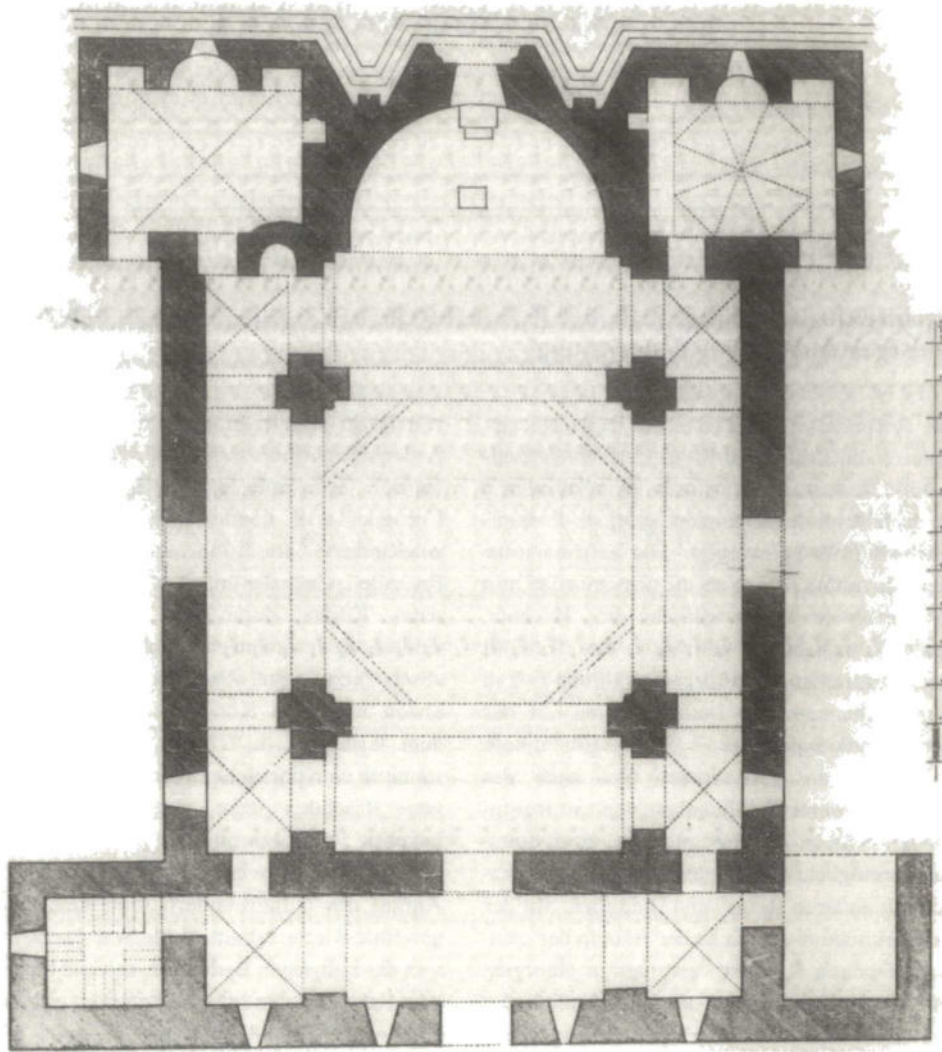


Abb.1: Zromi, Erlöserkirche, Grundriß.

phanos II. auf geheiligtem Boden die Erlöserkirche. Mit ihrer Architekturform, mit der Kuppel über freistehenden Pfeilern, und mit ihrer bauplastischen Ausstattung wurden für die Geschichte der georgischen Baukunst und Skulptur neue und zukunftsweisende Wege beschritten.

Unter diesem Gesichtspunkt sei nun zunächst die Architektur der Erlöserkirche mit der der Dschwarikirche bei Mzcheta verglichen. In beiden Fällen begegnen stereometrisch diffe-

renzierte Baukörper, an der Dschwarikirche in einer zur Mitte hin aufstrebenden Staffelung von den Eckkuben über die polygonal an allen vier Seiten mittig vortretenden Apsiden zu dem viereckigen (quadratischen) zentralen Block, über dem sich der achteckige Tambour mit einem abgeflachten Pyramidendach erhebt, an der Erlöserkirche in Zromi die gleiche Tendenz zur mittleren Aufgipfelung über quadratischem Block, hier mit Giebeln, hinter denen der Tambour mit seinem Pyramidendach aufsteigt,

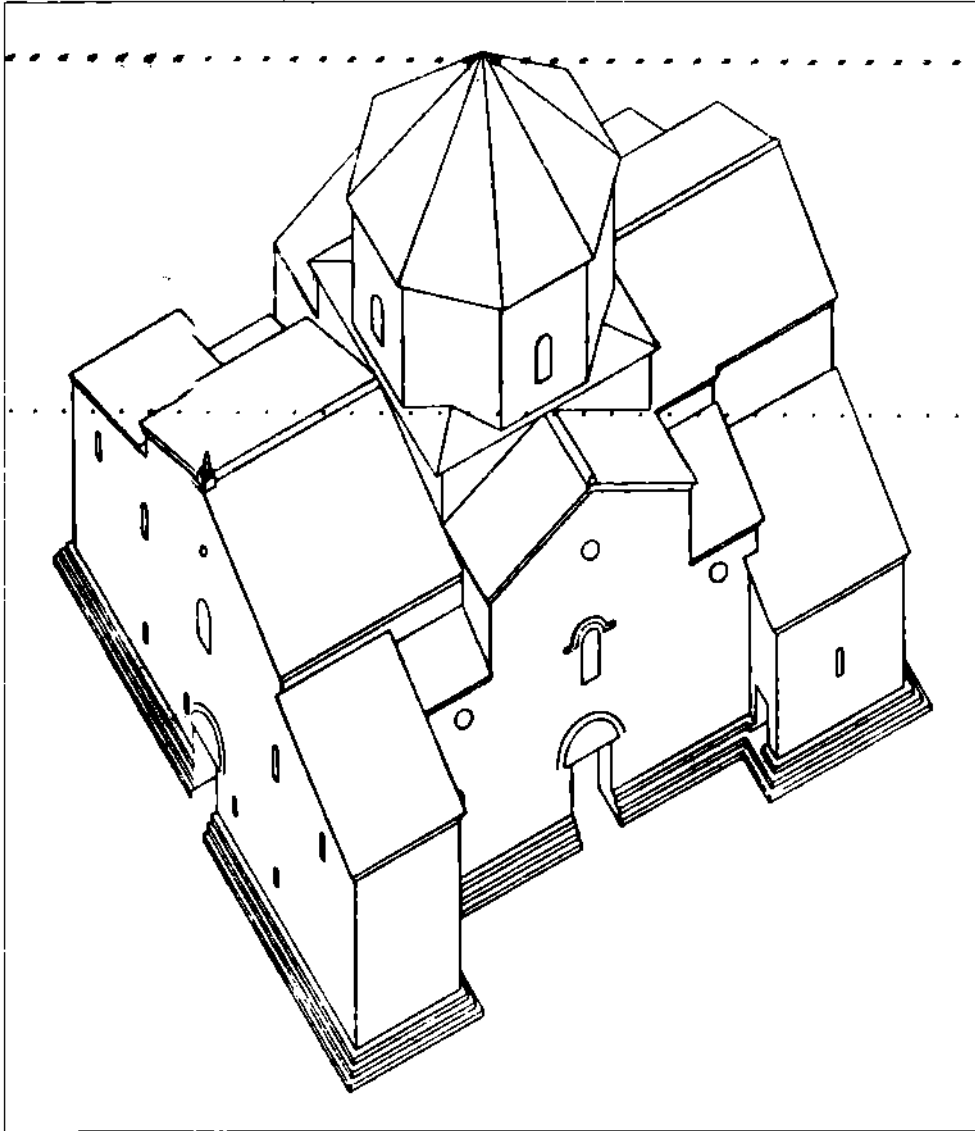


Abb.2: Zromi, Erlöckerkirche, Rekonstruktion.

in der Gesamtbaukörpergestalt aber deutlich eine Tendenz zu Symmetrie zeigend, eine Auswägung der Bauteile, verbunden mit einer Streckung in Ost-West-Richtung, die auf eine Synthese von Zentralem und Longitudinalem schon vom Außenher her schließen läßt.

Im Inneren ist der Bau unter der Kuppel von Dschwari durch die sich nach vier Seiten hin

weitenden Konchen bestimmt, zusätzlich unterstützt durch schlanke hohe Nischen in den Pfeilermassiven zwischen den Konchen. Gerade diese Nischen machen das Wesentliche des Baucharakters von Dschwari aus, das Bauen mit plastisch formbaren Massen, aus denen die Raumgestalt herausmodelliert wird. Nikolai Brunow spricht denn auch, wenn er den Raum

dieser georgischen und armenischen Kirchen beschreibt, von dessen „Höhlencharakter“; er sei „von allen Seiten durch die Mauermassen erdrückt“.⁴

In Zromi wird die Kuppel von vier freistehenden Stützen, von gegliederten Pfeilern, getragen, die sich mit ihren Vorlagen wie Reststücke einer Wand ausnehmen, die das jeweilige Viereck des Raumes umschloß, nun aber in weiten Bögen geöffnet ist. Pfeiler und Bögen sind als tragende und lastende Architekturglieder deutlich erkennbar, sie stützen mit ihren Kräften die gewölbten Decken der einzelnen, miteinander kommunizierenden Raumteile und vor allem Tambour und Kuppel. Zromi ist ein Gliederbau im Gegensatz zu Dschwari als Massenbau, um diese sonst nur in der abendländischen Architekturgeschichte angewandten Begriffe einmal aufzugreifen. Ein tragendes Gerüst ist an die Stelle stützender Mauermassive getreten, damit ist auch eine Straffung des Raumvolumens und eine differenzierende Gliederung anstelle allseitiger richtungsindifferenter Weitung verbunden. Nur nach Osten buchtet der Raum in Zromi mit einer großen Apside aus. Die Arme des Kreuzraumes sind rechteckig und schließen gerade, aber es ergibt sich auch hier eine Unterscheidung zwischen den Querarmen an der Nord- und der Südseite – diese sind flach und schmal – und dem Arm nach Westen, der von einer Empore umlaufen wird, und zwar dergestalt, daß die westlichen Eckräume des Kreuzkuppelraumes doppelgeschossig angelegt und mit dem Obergeschoß des westlichen Eingangsbaues, eines Narthex (?), verbunden sind. Ohne Zweifel liegt gegenüber von Westempore und Ostapsis ein longitudinaler Baugedanke zugrunde.

Freistehende Stützen treten in der älteren georgischen Architektur nur in reinen Longitudinalbauten auf, am ausgeprägtesten in der Basilika von Urnisi und in der (nach deutschem kunsthistorischem Sprachgebrauch Hallen-) Kirche Bolnisi-Sion.⁵ In beiden sind die Freipfeiler auch bereits kreuzförmig gegliedert, entsprechend den tragenden Gewölb Bögen, worin eine Voraussetzung für die differen-

zierte Gliederung der Pfeilergrundrisse in Zromi gesehen werden könnte. Es ergibt sich eine Ableitungsmöglichkeit des Baugedankens von Zromi und seiner Realisation von den georgischen Longitudinalbauten des 5. und 6. Jahrhunderts, während sich ein Zusammenhang mit den „totalen“ Zentralbauten vom Typ „Dschwari“ nicht herstellen läßt, es sei denn, man wollte die Übereinstimmung auf die für das frühe 7. Jahrhundert zeittypischen Tendenzen zum Zentralen beschränken. Für die weitere architekturgeschichtliche Entwicklung Georgiens ist aber gerade die in Zromi gefundene Verbindung des Zentralen mit dem Longitudinalen, die man in der Konsequenz mit zentralen Kuppeltambour als die Vollendung einer neuen Baugestalt bezeichnen kann, von besonderer Bedeutung: In Zromi liegt die Antizipation des seit dem 10. Jahrhundert verbindlichen Typs für die Großkirchen vor, die als die Königs-kathedralen in Kutaisi, Mzcheta, Alawerdi, Ochki und anderswo gebaut wurden. Doch hätte es auf den in Zromi angedeuteten möglichen Wegen einer gestalterischen Entwicklung auch zu anderen Lösungen führen können, wie sie uns etwa in der Zweikuppelbasilika von Gurdschaani begegnet.

Zunächst noch ein Wort zu den freistehenden und gegliederten Pfeilern. Daß die gegliederten Kreuzpfeiler in den Kirchen von Urnisi und Bolnisi und ihre Funktion im tragenden System der Gewölbe-architektur keine Vorbilder außerhalb Georgiens zum Zeitpunkt ihrer Entstehung gehabt haben, hat Friedrich Wilhelm Deichmann wahrscheinlich gemacht.⁶ Auch der naheliegende Hinweis auf Syrien führte nur zu dem Ergebnis, daß es dort zwar schon früher zur Ausbildung kreuzförmiger Pfeilergrundrisse gekommen ist, aber keineswegs zu einer Verbindung mit einer raumschließenden Wölbung, ja, wie sich neuerlich herausgestellt hat, nicht einmal zum Tragen von raumüberspannenden Bögen. Die Kreuzform von Pfeilern in Syrien, etwa in Ruweha, hat tragend und stützende Funktion nur innerhalb einer Wand, für die Struktur des ungewölbt bleibenden Raumes gewinnt sie lediglich gliedernde Wirkung.⁷

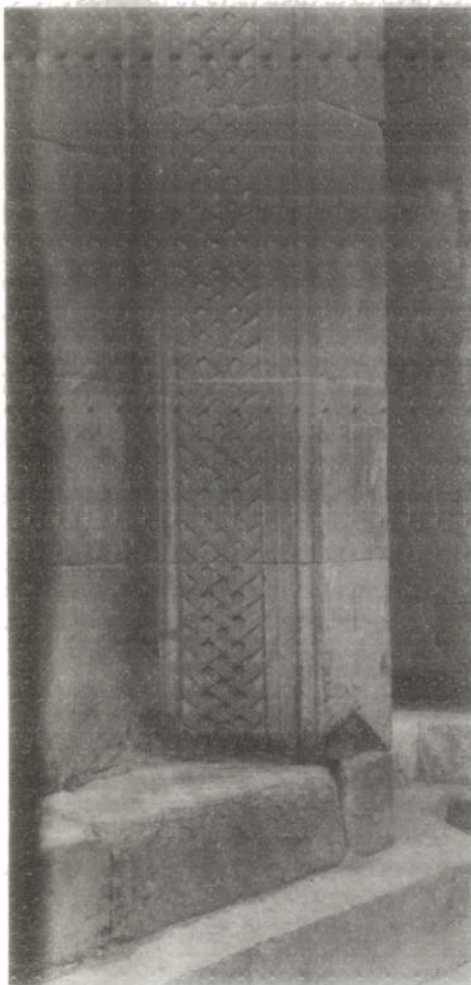


Abb.3: Zromi, Erlöserkirche, Flechtband, Ostfassade.

Scheidet Syrien also im Hinblick auf die Verwendung kreuzförmiger Pfeiler als Vorbildregion aus und omit auch für die gegliederte Form von Pfeilern in den Vierstützenräumen unter zentraler Kuppel, wie in unserem Fall für Zromi, so schenkt aber gerade diese Vierstützengliederung eines Zentralraumes in Syrien Vorbilder zu haben und zwar aus römischer Zeit, wie etwa das Prätorium in Musmiye, das, um 160 gebaut um 400 in eine Kirche umgewandelt wurde, also durchaus als ein Beispiel für den christlichen Sakralbau Vorbildwirkung

gehabt haben könnte.⁸⁾ Andere Zentralbauten Syriens, bei denen einem Quadrat oder einem Kreis ein Tetrakonchos einbeschrieben ist, kennen zwar auch die vier stützenden Pfeilermassive wie auch die armenischen und georgischen Vertreter dieser Bauform, lassen aber eine Parallelisierung mit den Bauten vom Typ „Zromi“ kaum zu. Was aber auffällt, vor allem an den sogenannten Weitarkadenbasiliken in Syrien, ist, daß sie ihre mäßig längsrechteckig gestreckten Räume mit nur vier Pfeilern für je drei Arkaden in der Längsrichtung gliedern, als ob sich auch in der Entwicklung der frühchristlichen syrischen Basilika eine Tendenz zur Verringerung der Bewegung einer enger gestellten Stützenreihe abzeichnen würde, die letztlich zur Zentralisierung des Raumes und des Baukörpers hätte führen können, eine Entwicklung, die aber mit dem Einfall der mohammedanischen Araber und dem Ende der christlichen Stadtkultur im 7. Jahrhundert abbrach? Kann die Möglichkeit eines syrischen Erbes in den Kaukasusländern in Zusammenhang mit Zromi gebracht werden, wobei nicht nur die vier Stützen, sondern auch die so auffällige „Verblockung“ zur stereometrischen Baukörpergestalt zu berücksichtigen wäre, die Geometrisierung bis in den Steinschnitt und das Ornament, wodurch ohne Zweifel jene Verstärkung der Monumentalität der inneren und äußeren Baugestalt georgischer Kirchen zustande kam, die der West- und Mitteleuropäer als „Antizipation des Romanischen“ empfindet, und die nun auch den Bauten vom Typ „Dschwari“ wie in Ateni anzumerken ist?⁹⁾

Die Kirchen vom Typ „Dschwari“, um darauf noch einmal zurückzukommen, sind so von der Totalität des Zentralen bestimmt, daß es einen Richtungsbezug im Inneren, von dem der Liturgie abgesehen, in der Bau- und Raumgestalt nicht gibt. In Zromi dagegen ist die liturgische Richtungsachse vom Eingang durch die Vorhalle im Westen zum Altar in der Apsis im Osten trotz aller Zentralität eindeutig determiniert. Oder anders ausgedrückt, die Bau- und Raumgestalt der Kirche in Zromi lebt von der Ponderation von doppelgeschossigem Narthex und

Apsis. Dem Altarraum östlich der Kuppel steht der Raumteil westlich der Kuppel mit einer umlaufenden Empore gegenüber. Die Narthexempore dehnt sich in voller Breite der Anlage nach Norden und Süden aus und setzt sich über den westlichen Eckjochen zwischen den Kreuzarmen des Kuppelraumes fort, so daß der ganze westliche Raumteil hufeisenförmig von einer Empore eingefasst wird. Diese Emporenanlage kann ihren Ursprung eigentlich nur in den stadtbyzantinischen Emporenkirchen haben, die Eigenkirchen des Hofes waren. Diese Emporenkirchen justinianischer Zeit haben nach Osten wie nach Westen vorbildlich gewirkt und auch in Syrien einen interessanten Niederschlag in der Palastkirche von Kasr ibn Wardan gefunden, einem Bau, der weder von der Bauweise noch vom Typ her in Syrien selbst Parallelen hat und ohne Zweifel byzantinischer Herkunft ist, der alle Kennzeichen einer provinziellen Archaisierung aufweist, wie sie für justinianische Bauten in der Distanz von der Hauptstadt des Reiches charakteristisch sind, „einseitige und extreme Proportionierungen und Kontraste in der Raumführung“ gegenüber „dem harmonischen Aufbau“, um Worte von Friedrich Wilhelm Deichmann zu zitieren.¹⁰ In Kasr ibn Wardan umschließen der doppelgeschossige Narthex und die Emporen in den Kreuzarmen direkt den steil aufragenden Kuppelraum, der zusammen mit der ebenfalls sehr hohen Apsis den eigentlichen Sakralraum ausmacht. Eine Ponderation von Raumteilen, die auch auf eine gleichgewichtige Raumdeutung schließen ließe, kommt gar nicht erst zustande. Der Auswägung zwischen Apsis und Westempore in Zromi dürfte dagegen eine Korrespondenz zwischen dem Kirchenherrn, dessen Platz nach byzantinischem Brauch die Empore war, und dem Herrn der Apsis, übertragen gesprochen, eine Korrespondenz zwischen Imperator und Pantokrator, zugrunde liegen, einem Gegenüber, das in Byzanz eigentlich keine Tradition hatte und sich eher vergleichbar in Westeuropa entwickelte. Im Außenbau führte diese annähernde Bedeutungsähnlichkeit zwischen Ostteil und Westteil der Kirche zu einer Symmetriebildung in der

Baugestalt. Dadurch wird besonders augenscheinlich, daß in beiden nahezu gleichgestaltigen Bauteilen bedeutungsgleiche Wesenheiten ihren Ort hatten. In der Konsequenz einer feudal so geprägten Baugestalt müßte eine rein symmetrische Anlage stehen, wie sie uns schließlich im 9. Jahrhundert an der Muttergotteskirche des Allerheiligen-Klosters bei Gurd-schaani auch begegnet, einer Zweikuppelbasilika, wie sie genannt wird, mit umlaufenden Emporen; die westliche besonders gestaltet mit einem doppelgeschossigen Arkadengitter, das wiederum trotz aller Vereinfachung stadtbyzantinische Herkunft verrät.¹¹ Desgleichen auch die Symmetrie der Baugestalt, die eben nichts anderes meint, als daß jedem Eigner der sich gegenüberstehenden Bau- und Raumteile eine Kuppel zugeordnet ist, daß jeder gleichsam seine eigene Kirche hatte. In Westeuropa wurde diese Auswägung der Baugestalt, nachdem sie in der Michaelskirche von Hildesheim zu Beginn des 11. Jahrhunderts ihre endgültige Formulierung gefunden hatte, zum verbindlichen Baumuster.¹² Im Osten blieb diese Konsequenz eine Einmaligkeit. Die georgische Baukunst hielt sich mehr an die in Zromi unter den verschiedensten Voraussetzungen geschaffene Bauform, an den Gliederbau auf freistehenden Stützen mit mittleren Kuppen und an die Gleichgewichtigkeit zwischen Chorteil im Osten und Herrscherempore im Westen.

Wenden wir uns nun Fragen des bauplastischen Schmuckes zu! Seit dem 5. Jahrhundert ist in der christlichen Sakralbaukunst Georgiens ein Suchen nach geeigneten Formen skulpturalen Reliefschmucks an den Außenwänden der Kirchen zu beobachten. Diesen zögernden Anfängen archaischen Charakters wurde bisher weder international noch in der georgischen Kunstwissenschaft größerer Stellenwert zugebilligt, da die überlieferten Zeugnisse bauplastischen Schaffens des 5. bis 7. Jahrhunderts relativ gering sind und für stilistisch unbedeutend gehalten werden. Analysiert man sie aber nach bestimmten theoretischen Gesichtspunkten und praktisch-materialbezogenen Regeln und stellt sie in den Zusammenhang großer zeitlicher und

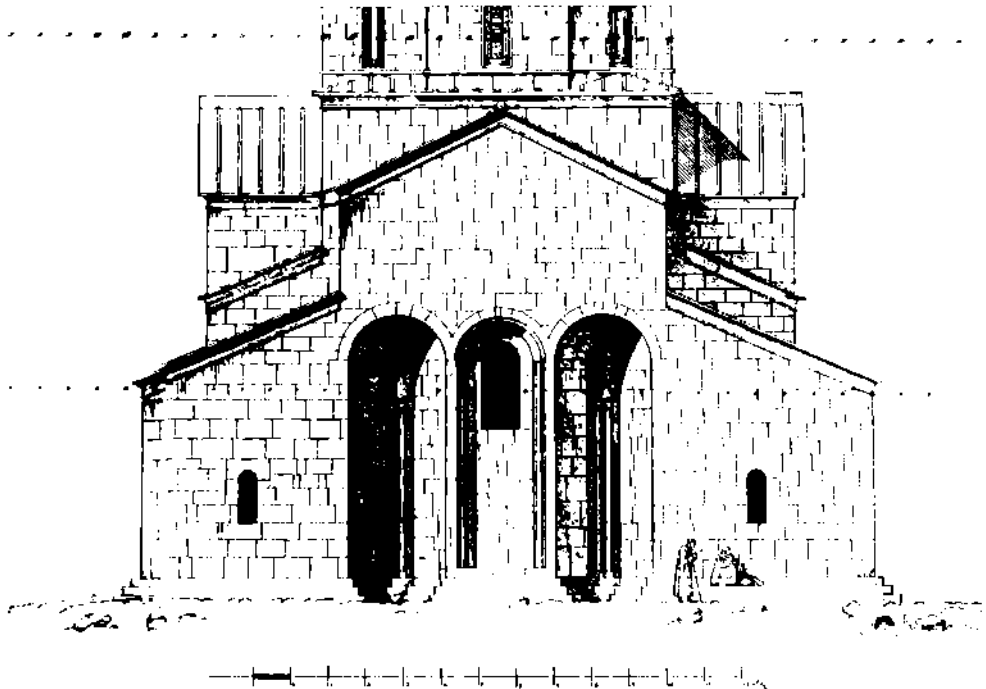


Abb.4: Zromi, Erlöserkirche, Ostfassade.

geographische Räume, offenbart sich ihre entwicklungsgeschichtlich bedeutsame Rolle in der Gesamtheit demittelalterlichen Bauskulptur.

So erscheint die Anfangsphase der Bauplastik stilistisch ziemlich uninteressant und mittelmäßig in der Qualität der Ausführung, was der Beurteilung der frühen Skulpturen am Bau den Ruf der Bedeutungslosigkeit einbrachte. Das primitive Erscheinungsbild veranlaßte Georg Nikolajewitsch Tschubinaschwili zu der Äußerung: „Erst in der Übergangsperiode des 8. und 9. Jahrhundert wurden die Grundlagen gelegt für eine selbständige, aus eigenem künstlerischen Antriebschaffende plastische Kunst.“¹³ Friedrich Wilhelm Deichmann kommt dagegen nach seinen fundlegenden Studien zur syrischen Bauplastik von Qal at Sem'an zu dem Schluß: „Im Osten entstand eine Architektur, in der am Äußeren die Bedeutung und kultische Wichtigkeit der Bauteile durch Schmuck hervorgehoben war.“¹⁴ Diese Einschätzung trifft

sowohl auf die Dschwarikirche in Mzcheta, die Bauten von Martwili, Ateni und Samzewrisi sowie die Erlöserkirche von Zromi zu. Der bauplastische Schmuck der Dschwarikirche wird als Paradebeispiel allgemein gewürdigt, zugleich aber wird seine isolierte Stellung betont. Weitaus weniger wurde jedoch bisher der Baudekor der Erlöserkirche in Zromi beachtet, denn seine Akzente sind sehr zurückhaltend gesetzt. Trotzdem gehört er zu den Meilensteinen der Entstehung des Reliefschmucks am Außenbau.

1982 publizierte F. W. Deichmann folgende Kurzanalyse:

„Nur ein sehr aufmerksamer Beobachter wird bemerken, daß die Apsis der Kirche von Zromi außen besonders betont ist: sie allein am ganzen Außenbau wird von einem Flechtbandfries an den Seiten eingefasst. Die Portale in West und Süd sind dagegen, entsprechend der ihnen gege-

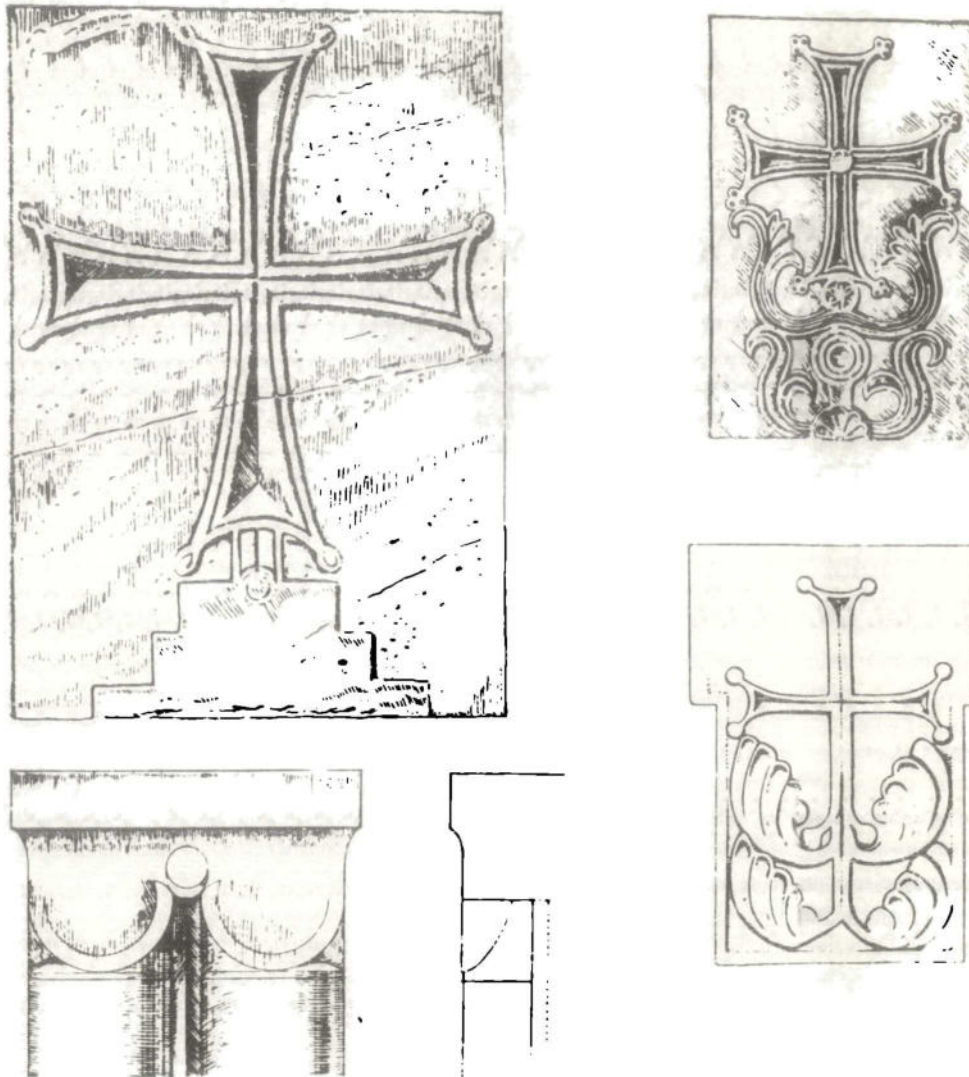


Abb.5: Zromi, Erlöserkirche, West- und Südtympanon, Kreuzrelief im Südgiebel, Doppelsäulchenkapitel der Ostnischen.

benen Bedeutung, von Kreuzreliefs bekrönt. So beschränkt sich hier in schlichter Weise der bedeutungsträchtige Schmuck auf die Portale und das Äußere der Apsis.¹⁵

F. W. Deichmanns Äußerungen basieren auf neuen Erkenntnissen, die er bei der intensiven Beschäftigung mit syrischer Bauplastik des 5.

und 6. Jahrhunderts gewonnen hat. In Fortführung seiner ergebnisreichen Methode läßt sich für die Bauplastik von Zromi, trotz ihrer Zurückhaltung und strengen strukturellen Unterordnung, ein triumphaler konzeptioneller Gedanke deutlich erkennen.

Das Westportal als Haupteingang hat im Tympanon ein flachreliefiertes Kreuz, das die

gesamte Höhe des Bogenfeldes einnimmt und **monumental wirkt**. Es ist ein lateinisches Kreuz auf einem Stufenuntersatz, eine Reminiszenz an das durch Theodosius I. auf dem Forum Konstantini in Konstantinopel errichtete Memorialkreuz. Es bezieht sich auf Christus, der nach der Lehre der Kirche durch seinen Tod den Menschen Erlösung und Todüberwindung brachte. Die Balken mit den Endverbreiterungen und den acht tropfenförmigen Endanhängeln sind typische Merkmale für die Theophanie Christi, der Bezug zwischen Christus und Eingang wird manifestiert. Bei der Dschwarikirche in Mzcheta nahm die Erhöhung des Kreuzes den Platz im Tympanon des Haupteinganges ein, in Zromi legte der Baumeister offensichtlich Wert auf die Betonung des Kreuztodes Christi. Das Westportal war ursprünglich wie das Südportal der Dschwarikirche von einem vor der Mauerflucht liegenden Bogen über Doppelsäulen gerahmt, womit sich ein Hoheitsmotiv der Ostfassade wiederholt: das dem Westportal triumphalen Charakter verleiht. Diese Doppelsäulen wurden durch G. J. Tschubinaschwili in seiner 1934 verfaßten Monographie über die Kirche in Zromi zwar nicht erwähnt, waren aber noch 1963 in äußerst fragmentarischem Zustand zu sehen.

Die Innenausstattung der Apsis bestand aus einem Mosaik aus der Erbauungszeit, auf dem Christus zwischen Petrus und Paulus dargestellt war. Auch am Außenbau erfuhr die Apsis besondere Hervorhebung. Ihre Lage wurde durch zwei tiefe Dreiecksnischen markiert, die eine dazwischenliegende Nische rahmen, wodurch eine in sich geschlossene Gliederung an der östlichen Außenmauer entsteht, die an eine dreibogige Eingangsporte denken läßt, wie sie seit der Antike für Triumphbögen üblich ist. Die flache, das Altarfenster umfassende Nische wird seitlich in ihren Lebnungsflächen von breiten dreistreifigen Flechtbändern zwischen kleinen Rundbögen verziert, die bis zum Bogenansatz führen. In den tiefen Dreiecksnischen stehen jeweils Doppelsäulen mit Kapitellen und Basen, die Verbindungsebene zwischen den Säulchen trägt Fischgrätmuster. Über der Plattform der

Kapitelle befindet sich je ein 1,5 m hohes gewölbtes Feld, das leer ist, vermutlich aber ursprünglich Reliefskulpturen zeigte. Da es üblich ist, an den Ostfassaden armenischer und georgischer Kirchen Stifterfiguren anzubringen, können sich durchaus auf diesen Plattformen ehemals Stifterfiguren, darunter Stephanus II., befunden haben. Ihre paarweise Anordnung ist verbreitet. Das Motiv, Säulenschmuck zur architektonischen Gliederung der Ostfassade zu nutzen, findet sich relativ selten. Am syrischen Pilgerheiligtum von Qal at Sem'an trennten ebenfalls Säulen die Hauptapsis von den Nebenapsiden, in Zromi stehen die Säulen zwischen Apsis und Pastophorien und erhalten neben der Trennfunktion von Räumen zugleich die Aufgabe, Träger von Skulpturen zu sein. Die übrige Fassade außerhalb der drei Nischen ist schmucklos belassen, so daß sich die bauplastischen Akzente trotz ihrer Zurückhaltung ganz eindeutig auf die Betonung des liturgischen Zentrums des Altarraumes beziehen. Außerdem sind sie nicht isoliert, sondern ergeben gedanklich und bildhaft eine einheitlich auf Christus bezogene Ost-West-Achse von der Ostfassade bis zum Westeingang. Ihr Hauptanliegen entspricht dem Patrozinium der dem Erlöser geweihten Kirche.

Sucht man nach weiterem Reliefschmuck am Außenbau, fällt der südliche Eingang ins Auge, dessen Tympanon ebenfalls von einem Kreuz verziert wird. Die einfache Portalanlage entbehrt des rahmenden Bogens auf Doppelsäulen, das Kreuz im Tympanon nimmt nur die Hälfte der Höhe des Bogenfeldes ein, damit ist es an Bedeutung dem Westportal untergeordnet. Bei dem Kreuz handelt es sich um eine *cruz florida*, welche in komplizierter Synthese kosmische und paradiesische Symbole sowie Lebenszeichen vereint. Der Erlösungsgedanke stellt die Kongruenz zum Haupteingang her. Ein zweites, einfacheres Blütenkreuz schmückt den Giebel der Südfassade. Das Nordportal ist ohne bauplastischen Dekor.

Bau- und Reliefdekor der Erlöserkirche von Zromi unterliegen also einem geordneten und gut durchdachten Bezugssystem, es gibt keinen

zufälligen Schmuck am Bauwerk. Schwerpunkte liturgischer Bedeutsamkeit und Reliefplastik bedingen einander auf neue Weise, der Baumeister konnte keinem Vorbild folgen. Im Vergleich zur Bauplastik an der Dschwarikirche in Mzcheta hat die Verblockung der Fassaden zugenommen, ist die Spiritualisierung der Darstellung im Sinne mittelalterlicher Anschauungen weiter vorangetrieben worden. Gemeinsame epochenspezifische Merkmale betreffen:

1. Die Korrespondenz zwischen Bauplastik und bestimmten Baugliedern erfuhr eine neue Dimension.
2. Die Verbindung von Bauskulptur und Eingang festigte sich.
3. Die Apsisfront wurde als Zentrum der Liturgie betont.
4. Die Kohärenz zwischen Christus und Eingang manifestierte sich.
5. Das reliefierte Tympanon wurde erstmals in die Baukunst eingeführt.

Die Entwicklung des Tympanons zu einer Trägerform von Reliefschmuck erwies sich als besonders zukunftsorientiert. Im europäischen Mittelalter wurde die Gestaltung des Tympanons zur zentralen Aufgabe. Von Anfang an waren seine Darstellungen auf Christus bezogen, weshalb die Ableitung des Bogenfeldes aus der Sepulkralkunst wenig überzeugend ist. Solche Beispiele gehören in einen anderen Zusammenhang. Für das Tympanon mußte eine eigene Ikonographie entwickelt werden, um der liturgischen Bedeutung des Eingangs Rechnung zu tragen. Christus bezeichnete sich selbst als „Ostium“, der Erlöser ist das Tor, durch das allein ein Durchgang zum Vater möglich ist (Joh. 10,7 und 14,6). Die Einführung des skulptierten Tympanons in die armenische und georgische Baukunst seit dem 5. Jahrhundert ist eine folgenreiche Innovation. Es ist nicht auszuschließen, daß entfernt der antike Tempel mit der Darstellung der Götterwelt im Giebel Pate gestanden haben mag. Aber die Verbindung von Tympanon und Eingang läßt einen vollkommen neuen Bedeutungszusammenhang entstehen.

Insgesamt stellen die sich herausbildenden Wesensmerkmale frühmittelalterlicher georgi-

scher Bauplastik, die sich auch in Syrien und Armenien ähnlich beobachten lassen, entscheidende Vorstufen für die weitere Entwicklung dar. Sie bestimmen nicht nur den Charakter der georgischen Außenbauskulpturen des 10. und 11. Jahrhunderts, sondern legen auch Grundlagen für die westeuropäische Romanik, die im Lichte dieses großen geographischen und zeitlichen Zusammenhangs ihre Unerklärbarkeit verliert.

Noch einmal zur Architektur von Zromi. Mit der Erlöserkirche war eine Formulierung gefunden worden, die für die weitere Entwicklung der georgischen Baukunst die Voraussetzung abgab, im Gegensatz zu den Kirchen vom Typ „Dschwari“, die mit der Kirche des heiligen Kreuzes bei Mzcheta zwar einen klassischen Höhepunkt erreicht hatten, aber eine Steigerung im Sinne einer progressiven Fortführung des Bagedankens nicht mehr zuließen. Dem Gliederbau, dem Bau mit freistehenden Stützen, gehörte die Zukunft, nicht dem Bau, aus dessen kubischer Masse der Raum, so differenziert er auch gestaltet sein konnte, herausmodelliert werden mußte.

Dennoch nimmt Zromi in dem Spektrum der Typenvielfalt frühchristlicher Sakralbaukunst eine unikale Stellung ein, eine direkte Nachfolge gibt es nicht. Es ist wie so oft in der Geschichte der georgischen Baukunst, daß man auch in Zromi nur einer architekturgeschichtlichen Möglichkeit begegnet, deren Wirkung auf den Fortgang der Entwicklung sich nicht ohne weiteres zu erkennen gibt. Die Empore gegenüber der Apsis, die die Symmetrie in die Baugestalt zwingt und damit eine Richtungsdestination bewirkt, die vier Stützen, die dem Raum Gliederung und Bewegungsreife verleihen, zugleich aber den Zentralcharakter bewahren, wie auch die plastischen Schmuckmotive am Außenbau, all das sind jedoch Elemente, die als variationsfähig in die weitere Entwicklung eingegangen sind, ohne daß Zromi als der eigentliche Schöpfungsbau immer erkannt wird.¹⁶ Tatsächlich vollzog sich an der Erlöserkirche in Zromi im 7. Jahrhundert die Innovation für das, was uns im 10. und 11. Jahrhundert als festgeschriebene georgische Tradition erscheint.

ANMERKUNGEN

- Grundlage des Artikels sind zwei Beiträge zum VI. Internationalen Symposium über georgische Kunst vom 10. bis 18. Oktober 1989 in Tbilissi: Ernst Badstübner, Die Erlöserkirche in Zromi, Versuch einer architekturgeschichtlichen Einordnung; Edith Neubauer, Zur georgischen frühmittelalterlichen Bauplastik. Rezeption und Innovation.
- ¹¹ Georg N. Tschubinatschwilli: Georgische Baukunst Band II. Die Kirche in Zromi und ihr Mosaik, Tiflis 1934 (in deutscher Sprache); ders.: Zromi. Zur Geschichte der grusinischen Architektur des ersten Drittels des 7. Jahrhunderts, Moskau 1969 (in russischer Sprache).
- ¹² Wachtang Beridse und Edith Neubauer: Die Baukunst des Mittelalters in Georgien vom 4. bis zum 18. Jahrhundert, Berlin 1980, S. 28 ff.; Rusudan Mepiaschwili und Wachtang Zinzadse: Georgien. Kirchen und Wehrbauten, Leipzig und Weinheim 1987, S. 120.
- ¹³ Gertrud Pösch: Das Leben Kartlis, Leipzig 1985, S. 301.
- ¹⁴ Nikolai Brunow: Entwicklungsetappen der Architektur, Dresden 1972, S. 128.
- ¹⁵ Mepiaschwili/Zinzadse, wie Anm. 2, S. 100-114.
- ¹⁶ Friedrich Wilhelm Leichmann: Zur Entstehung der Pfeilerbasilika: Die Basilika Sion von Bolnisi, Tbilissi 1977 (II. Internationales Symposium über georgische Kunst).
- ⁷ Leichmann, wie Anm. 6, S. 5, Anm. 16.
- ⁸ Cyril Mango: Byzantine Architecture, Milano 1978, S. 96.
- ⁹ Hans Sedlmayr: Östliche Romanik. Das Problem der Antizipationen in der Baukunst Transkaukasiens. In: Festschrift Karl Öttinger, Erlangen 1967; Ernst Badstübner: Die Kirche Kwela Zminda in Gurdzani und die Muttergotteskirche des Klosters Kwela Zminda in Watschnadsiani, ihre Beziehungen zu Byzanz und zum Westen, Milano 1977 (I. Internationales Symposium über georgische Kunst 1974).
- ¹⁰ Friedrich Wilhelm Leichmann: Studien zur Architektur Konstantinopels im 5. und 6. Jahrhundert, Baden-Baden 1956, S. 108 (Deutsche Beiträge zur Altertumswissenschaft 4).
- ¹¹ Ein Vergleich mit westeuropäischen Beispielen findet sich bei Ernst Badstübner, Emporenkirche und Doppelkapelle. Vergleich eines Architekturmotivs in der Sakralbaukunst, Tbilissi 1983 (IV. Internationales Symposium über georgische Kunst, nur als Thesen gedruckt).
- ¹² Friedrich Möbius: Wägende Gruppierung als Gleichnis feudaler Herrschaftsstruktur. Beobachtungen zum Analogieschluß in der Kunstgeschichte. In: Skulptur des Mittelalters. Funktion und Gestalt, hrsg. von Friedrich Möbius und Ernst Schubert, Weimar 1987, S. 453-480.
- ¹³ Georg Nikolajewitsch Tschubinatschwilli: Georgien. In: Byzanz und der christliche Osten. Propyläen Kunstgeschichte, Band 3, Berlin 1968, S. 320.
- ¹⁴ Friedrich Wilhelm Leichmann: Zur Bedeutung der Außenarchitektur im transkaukasischen Kirchenbau, Tbilissi 1983 (IV. Internationales Symposium über georgische Kunst), S. 2.
- ¹⁵ Leichmann, wie Anm. 14, S. 6.
- ¹⁶ Die Festschreibung der Axialität zwischen dem Westeingang mit darüberliegender Empore (für die „Erscheinung“ des Herrschers unter dem Patronat des Erlösers analog zu westeuropäischen Westwerkkirchen?) und der Hauptapsis scheint dazugehören.

Parmen Sakaraia

Die altgeorgische Festungsbauweise

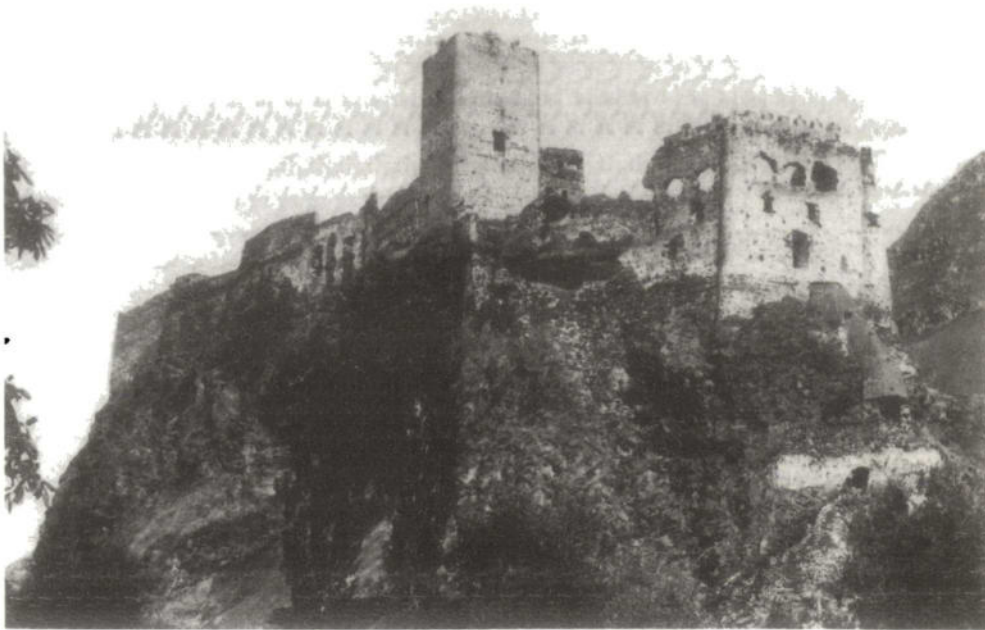


Abb.1: Burg Chertvisi (10.-18. Jahrhundert).

Überschaut man die auf dem Boden Georgiens existierenden Denkmäler, so wird deutlich, daß die hier Lebenden von ihrer ersten Niederlassung, vom 5. bis 4. Jahrtausend v. Chr. an, für den Schutz ihrer eigenen Ansiedlungen Sorge trugen. In dieser Epoche siedelte die Bevölkerung in Kartli auf Anhöhen. Diese Anhöhen waren an drei Seiten von Schluchten umgeben. Dem Feind wäre es schwergefallen, diese Schluchten zu überwinden, denn die Einheimischen konnten von oben auf ihn herabblicken, was für die Verteidigung günstig war. Dies galt für drei Seiten der Ansiedlung, die vierte aber war offen, denn sie war durch einen ebenen Zugang mit der Außenwelt verbunden. Damals kam der Gedanke auf, den Zugang mit einem tiefen und breiten Graben zu durchschneiden. Es wäre dann recht schwierig gewesen, den Graben zu überqueren. Die beschriebene Ver-

teidigung der Ansiedlung wird am besten durch Grabungen in der Gegend des in Mittelkartli gelegenen Dorfes Urnisi, im sogenannten Kwazchelebi, ersichtlich.

Das hier erwähnte Verteidigungssystem wurde allem Anschein nach lange praktiziert. Radikale Veränderungen werden erst Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. und im 2. Jahrtausend sichtbar. In dieser Zeit tauchten die sogenannten zyklischen Bauten auf. Dieses System fand wie in anderen zivilisierten Ländern in den Regionen mit reichen Steinvorkommen Anwendung. Gute Beispiele hierfür findet sich in Niederkartli, zum Beispiel die auf den nahe dem Dorf Tschchikwa gelegenen „Berg der Dreifaltigkeit“ erhalten gebliebenen Festungsrüinen. Die Festungsmauer ist aus großen Steinen errichtet (die Länge des größten Steins beträgt 4 bis 5 m, die Breite übersteigt 1 m). Die Festig-

keit einer mit solchen Steinen ohne Bindemittel erbauten Mauer hing vom Gewicht der Steine ab, ein jeder von mehreren Tausenden. Die Überreste einer solchen Mauer sind auch nach 4000 bis 5000 Jahren noch erhalten geblieben. In dieser Epoche verteidigte der Mensch über Pfeil und Bogen als Fenschußwaffe.

Die nächste merkliche Veränderung war eine Folge des Aufkommens von Eisengeräten. Waren die zyklöpenmauern aus in der Natur gefundenen Steinen erbaut worden, so war der Mensch jetzt imstande, Steine jeder Art zu behauen und ihnen nach Belieben Form und Maß zu geben.

Die Herausbildung der Königreiche von Iberien und Kolchis auf dem Territorium Georgiens im 6. bis 4. Jh. v. Chr. hatte verschiedene Folgen. Ein davon war die Entstehung von Städten. Ob es sich dabei um eine feudale Stadt oder um ein aus der Sklavenhaltergesellschaft handelte, ist gleich, ebenso auch, an welchem Ort des Kontinents sie lag, sie war auf jeden Fall befestigt, eine Stadtfestung (cixe-kalaki), und besaß ebenso viele Tore, wie Wege an sie heranführten.

Die Stadtfestungen v. Chr. sind in Georgien am besten in Mzcheta und Umgebung, auf dem sogenannten Territorium von Groß-Mzcheta, erhalten geblieben und erforscht worden. Diese Stadtfestungen wurden nach einem bestimmten System erbaut. Der Boden war mit einer oder mehreren Reihen behauener Steine ausgelegt, darauf stand eine Mauer aus ungebrannten Ziegeln, deren Durchschnitt 4 m dick war. Auf der ganzen Länge der Mauer reichten sich rechteckige Türme ein. Die Verteidigung wurde von der oberen Linie der Mauer aus geführt, wo der Wehrgang verlief. Als Schußwaffen dienten in dieser Zeit Pfeil und Bogen, Steinschleuder und Katapult mit Steinkugeln unterschiedlicher Größe.

In diese Epoche kannte man den Mörtel noch nicht und befestigte die behauenen Steine durch Eiseklammern mit gebogenen Enden.



Abb.2: Panscheti (10.-11. Jahrhundert).

Seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung fand der Mörtel beim Bau immer mehr Verwendung.

Vom 4./5. Jh. v. Chr., als sich der Feudalismus in Georgien verbreitete, in der Zeit, als „alle gegen alle kämpften“, bis zum 8. Jh. entstand eine Vielzahl von Festungen verschiedenen Typs. Georgien war ein kleines Land und hatte sich ständig gegen große Nachbarstaaten zu verteidigen. Wer „Verteidigungskriege“ führt, ist gezwungen, der Epoche entsprechende Verteidigungsbauten zu errichten. Obwohl viele Festungen im Laufe der Jahrhunderte zerstört wurden, ist bis heute noch eine Vielzahl von Festungen bzw. Türmen erhalten geblieben. Ihre Silhouette ist für die georgischen Berge und Täler typisch, so daß der Eindruck entsteht, die Natur hätte nie ohne sie existiert.



Abb.3: Ksani-Burg (16.-18. Jahrhundert).

Typ und Art der Festungen wurden durch die jeweiligen Epochen bestimmt. Jede Epoche schuf ihr System, das sich faktisch auf die zeitgemäßen Kampf Waffen stützte. Die Festungsmauern wurden unter Berücksichtigung der bestehenden Verteidigungswaffen und ihres zweckdienlichen Gebrauchs errichtet. Auf dem Territorium Georgiens gab es folgende Festungstypen: Der erste und wichtigste war die Stadtfestung. Die Stadt, ob sie die Hauptstadt des Landes, eine Handelsstadt oder die Residenz eines Fürsten war, mußte unbedingt befestigt sein. Niemand durfte in die Stadt gelangen oder sie verlassen, ohne die Verteidigungslinie zu passieren. Es bedurfte einer vollständigen Kontrolle, um den Feind nicht eindringen zu lassen.

Für seine Sicherheit brauchte das Land ein einheitliches Verteidigungssystem. Dafür waren Burgen (cixe) mit staatlichen Funktionen nötig. Solche Burgen wurden an den Grenzen, an Kreuzwegen und strategisch wichtigen Punkten errichtet. In diesen Burgen mußte eine Garnison stehen, die ständig kampfbereit zu sein

hatte. Zur Gewährleistung einer ständigen Bereitschaft war eine lückenlose Signalgebung Voraussetzung. Das Netz der Burgen war nämlich nicht so dicht, daß es möglich gewesen wäre, von einer Burg zu anderen Signale zu übermitteln. Dazu war es erforderlich, dazwischenliegende signalsendende Punkte zu schaffen. Die Türme (koşki) stellten derartige Punkte dar. Zwischen den Burgen mußten die Türme so verteilt sein, daß das Feuer auf der Terrasse des einen vom nächstgelegenen aus zu sehen war.

Nach diesem System der Anordnung von Festungen und Türmen hätte die Kurde vom Heranrücken des Feindes an die Grenze rasch das Zentrum erreichen können und auf schnellste die Mobilmachung der Armee ermöglicht. Leider war wegen der feudalen Zersplitterung und Schwächung des Landes diese einheitliche Kette zur Nachrichtenübermittlung „zerrissen“ und seit in Kraft, deshalb kam es vor, daß der Feind unerwartet mitten im Land stand. In diesem Fall war es außerordentlich schwer, ihn zu bekämpfen.

Zum dritten Festungstyp gehört das Schloß (*cixe-darbaz*). Es war zum Schutz eines Lehnsherrn, eines Suzeräns, und seiner Familie bestimmt. Über ein derartiges Schloß verfügte jeder Lehnsherr. Die Größe des Schlosses hing von den Möglichkeiten des Besitzers ab. Im Unterschied zur Burg verfügten die Stadtfestung und das Schloß auf jeden Fall über eine Zitadelle.

Die Zitadelle bildete den Wohnraum für den Suzerän. Bekanntlich wurde der Suzerän nicht nur durch den äußeren Feind bedroht, sondern er fürchtete auch seine eigenen Untertanen. Daher mußte er sich gegen alle unerwarteten Überfälle schützen.

Im Unterschied zu den oben aufgezählten Festungstypen benötigte das Schloß unter gewöhnlichen Bedingungen nur wenig Schutz. Bei einem Überfall durch den Feind wuchs die Zahl der Verteidiger.

In den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts brachte die besondere politische Situation in Kartli-Kachetien einen weiteren Festungstyp hervor. Das war die „Umfriedung“ (*galavani*) bzw. Mauerfestung (*cixe-galavani*).

In den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts waren für Kartli-Kachetien (Ostgeorgien) außerordentlich schwere Zeiten angebrochen. Von allen Seiten erfolgten Angriffe. Es war schwer, die großen Reichen wie Iran und Türkei standzuhalten. Dazu kamen die in den Bergen des Kaukasus lebenden Daghestaner. Die ersten wollten das Land erobern, die Daghestaner hingegen waren nur am Raub – dies betraf gleichermaßen Mensch, Vieh und unbelebtes Hab und Gut – interessiert. Sie drangen in kleine oder größere Gruppe ein und überfielen aus den Wäldern und Schluchten heraus die Dörfer. Diese Überfälle kamen so unerwartet, daß die Einheimischen es nicht vermochten, sich zu mobilisieren und Widerstand zu leisten. Deshalb war es notwendig, eine Festung neuen Typs zu schaffen, die „Umfriedung“ (*galavani*).

Die alten Burgen standen in der Regel außerhalb des Dorfes an schwer zugänglichen Orten und besaßen keine Tore. Jetzt aber

mußte im Dorf oder zwischen den Dörfern eine neue Festung errichtet werden mit einem leichten Zugang und einer bequemen Einfahrt. Eine solche Festung, die in der Niederung stand, hatte breite Tore, durch die ein jedes Gefährt gelangen konnte. So wurde gleich nach einer Warnung die ganze Habe auf dem Ochsenkarren in die Mauerfestung transportiert. Man blieb dort, bis die Gefahr vorüber war. Was die Verteidigung der Mauerfestung betrifft, so standen ihr keine regulären Truppen zur Verfügung, im Notfall waren die Insassen selbst die Verteidiger. Dieser neue Festungstyp erhöhte die Verteidigungsfähigkeit des Landes spürbar.

Es muß noch ein weiterer Festungstyp erwähnt werden: der Turm (*koški*). Er hatte zweierlei Verwendung. Einmal handelte es sich um einen einzelnen Turm, der die Aufgabe eines Ausscharturms hatte und verschiedene Burgen miteinander in Verbindung hielt. Keine geringere Rolle kam dem Turm in den Burgen zu. Unabhängig davon, ob die Burg groß oder klein war, besaß sie mindestens einen Turm, der die Verteidigung der Mauer erleichterte. Die Mauer vermochte nur in eine Richtung zu schützen, war in ihr jedoch ein Turm eingefügt, der an drei seiner Seiten vorsprang, wuchsen die Verteidigungsvarianten; dem Feind fiel es schwer, sich der Mauer zu nähern.

Waren in die Mauer mehrere Türme eingelassen, so überragte einer von ihnen auf jeden Fall die anderen und stellte den Donjon dar. Auf der Terrasse dieses Turmes wurde Aussicht gehalten und Signal gegeben.

Nun zu den Formen der Türme. Von der Antike bis zum 16. Jh. war die überwiegende Mehrzahl der Türme im Grundriß quadratisch, es gab aber auch welche in Halbkreisform. Später kam die Kreisform dazu, und seit der zweiten Hälfte des 18. Jhs herrschte schließlich diese Form vor.

Diese Veränderung hing mit der Einführung einer neuen Waffenform, der Feuerwaffe, zusammen.

Die Kampf- und Verteidigungswaffen veränderten sich in Georgien wie in der ganzen Welt nur langsam. Von der Festungsmauer bzw. der

Terrasse des Turms aus benutzte man über Jahrtausende hinweg Pfeil und Bogen als Schußwaffe. Später kam die Wurfgeschleuder auf. In der Antike waren es bereits Steinkugeln verschiedener Größe, die von einem Katapult abgeschossen wurden. Das blieb so bis zum 15. Jh., als in den umliegenden großen Staaten bereits Schußwaffen auftauchten. In dem darauffolgenden Jahrhundert besaßen auch die Georgier diese Waffen, zunächst Gewehre, später Kanonen.

Wurden diese Waffen auf der offenen Terrasse benutzt, so benötigte man keine zusätzlichen Schießscharten. Wendete man sie aber auf einem Stockwerk an, so brauchte man schon spezielle Schießscharten. In früheren Jahrhunderten mußte zur Benutzung von Pfeil und Bogen in der Wand eine Nische angebracht sein, in der sich der Schütze frei bewegen und das Ziel sicher treffen konnte. Eine kleinere Nische reichte in einer dicken Wand für die Handhabung von Pfeil und Bogen nicht aus. In einer Wand jedoch, die durch die Einfügung einer Nische dünner war, konnte eine Schießscharte leicht angebracht werden.

Die Einführung von Schußwaffen erhöhte und komplizierte die Konstruktion der Bauten. Man brauchte jetzt spezielle Gewehrschießscharten. Das waren Scharten, die nach innen hin breiter verliefen und sich nach außen verjüngten, damit die Kugeln nicht nach innen dringen konnten. Der Kämpfer, der sich in der Nische befand, benötigte einen breiten Ausgang, um eine größere Amplitude zu erreichen.

Die größeren Schußwaffen, die Kanonen, erforderten auch eigene Schießscharten, die als Kanonenschießscharten bezeichnet wurden. Es waren große, rechteckige Schießscharten mit rechteckig oder dreieckig verlaufenden Seiten.

Die Festungsmauern hatten noch weitere Öffnungen, die sogenannten Pechnasen, die als „salode“ (Steinwurföffnung) bezeichnet wurden.

Davon gab es in der Hauptsache zwei Typen. In beiden Fällen schob sich die Pechnase hervor, jedoch in einem Fall mit einer vordringenden rechteckigen Plattform, in den anderen mit einer dreieckigen Form. Diese Plattformen waren in der Festungsmauer bzw. im Turm nötig, um auf den sich nähernden Feind größere Felsbrocken hinabwerfen oder heiße Flüssigkeit gießen zu können.

In den letzten Jahrhunderten spielte die Turmterrasse eine größere Rolle. Sie wurde mit einer Zinnenbrüstung versehen innerhalb der sich die Krieger bewegten und die Zinnen geschickt nutzten.

In Georgien ging man an den Bau von Schlössern, Kirchen und Festungen unterschiedlich heran. Die Kirchen, ob groß oder klein, versuchte man aus behauenen Steinen zu erbauen und entsprechend zu gestalten. Die Schlösser wurden wenig dekoriert, doch wurde das Interieur niveauvoll ausgestaltet. Was die Festungen anbelangt, so war ihr strategischer richtiger Ort von grundsätzlicher Bedeutung. Auch mußten die Mauern solide sein. Die Anfertigung behauener Steine erforderte Zeit. Deshalb baute man mit grob behauenen Steinen oder noch häufiger mit Bruchsteinen. Eine etwas andere Lösung nutzte man seit dem 7. Jh. Hierbei wurden neben Bruchsteinen auch Ziegel verwendet. Da es in der Farbe krasse Unterschiede gab, wurde versucht, dem Ziegel die Rolle des Dekors zu übertragen. In vielen Fällen war dieses Verfahren recht wirkungsvoll.

In Georgien entstanden im Laufe von Jahrtausenden Festungen von unterschiedlicher Art. Sie verloren ihre Funktion Anfang des 19. Jhs. Seit jener Zeit baute man keine neuen Festungen mehr und erneuerte auch keine bereits bestehenden. Was aber bis zu dieser Zeit entstanden war, verschmolz mit der Natur in einer so intensiven Weise, daß die georgische Landschaft ohne sie undenkbar ist. Sie stehen als Zeugen alter Größe auch heute noch stolz im Land.

Die moderne georgische Plastik

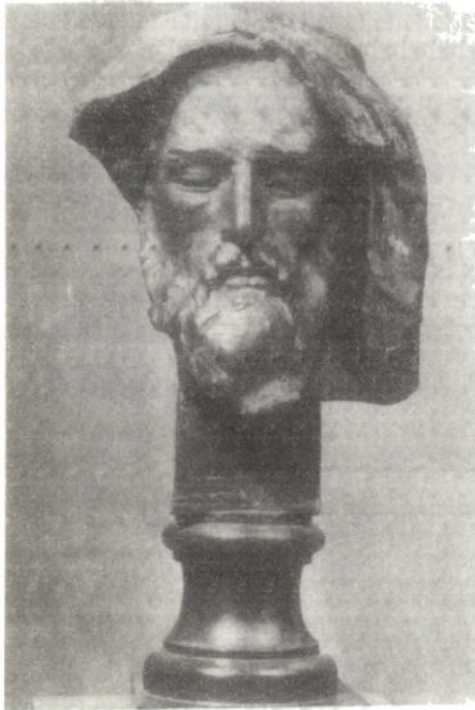


Abb.1: Iakob Nikoladse, Porträtbüste des Dichters Tschachnuchadse aus dem 12. Jahrhundert,

In der modernen sowjetgeorgischen bildenden Kunst nimmt die Plastik einen bedeutenden Platz ein; eine große Rolle spielt in der Entwicklung der modernen georgischen Plastik vor allem die monumentale Plastik.

Im Georgien der spätfеudalen Epoche (16.-18. Jh.) zeichnete sich die bildende Kunst im Vergleich zu den vorhergehenden Epochen durch das Absinken des künstlerischen Niveaus aus. Dies war eine schwere Epoche mit einer komplizierten Außenpolitik, mit ununterbrochenen Eroberungskriegen, die der Iran und die Türkei gegen Georgien führten, mit inneren feudalen Widersprüchen, eine Epoche, in der das georgische Volk seine Existenz, seine Nationalität, Sprache und Kultur verteidigen mußte.

Aus objektiven Gründen begann eine kapitalistische Entwicklung in Georgien im Unterschied zu Westeuropa erst Anfang des 19. Jh.s nach der Eingliederung in das russische Imperium. Neben sozialökonomischen Veränderungen bildeten sich neue kulturelle und künstlerische Bedürfnisse heraus, begann sich eine neue Kunst zu entwickeln. Es wuchs der Einfluß der westeuropäischen Kunst auf die Entwicklung der georgischen Kunst.

Trotz großer und jahrhundertealter künstlerischer Traditionen der georgischen Plastik des Mittelalters (4.-18. Jh.), bekannt als die Plastik in Reliefform auf Fassaden christlicher Kirchen und an Denkmälern kleinerer Form, Stelen und Voraltarikonostasen, bildete sich seit dem Anfang des 20. Jh.s eine neue georgische Plastik heraus.

Als Begründer der neuen georgischen Plastik ist Iakob Nikoladse (1876-1951) zu nennen. Iakob Nikoladse, dessen Entwicklung zum Bildhauer den künstlerischen Traditionen Rußlands und Westeuropas gefolgt war, legte mit seinem Schaffen und seiner pädagogischen Tätigkeit die Grundlage für eine professionelle Bildhauerschule in Georgien.

Zur künstlerischen Formierung Nikolades trug besonders die französische Plastik der Jahrhundertwende und das Schaffen von Auguste Rodin bei, in dessen Werkstatt er ein Jahr lang arbeitete. Die Sphäre der schöpferischen Interessen Nikolades ist sowohl im Hinblick auf das Genre als auch auf die bildhauerische Form recht umfangreich. Von seiner schöpferischen Berufung her ist er aber ein Porträtist. In seinem künstlerischen Erbe nehmen die Porträtbüsten von Schriftstellern, Wissenschaftlern und Staatsmännern, die er im Laufe seines langen Schaffens gestaltete, einen wichtigen Platz ein. In einer Büste der frühen Periode, der „Tochter des Nordens“ (1906), sind die weiche Bearbeitung des Marmors und die malerische



Abb.2: Elgudsha Amaschukeli, Denkmal Wachstum Gorgasals, Tbilissi 1967.

Modellierung der Oberfläche für den poetischen Charakter der künstlerischen Gestalt bestimmend. In diesem Kunstwerk ist seine Verehrung für die Kunst Rodins nicht zu übersehen. Die Porträtbüsten des Schriftstellers Egnate Ninoschwili und des großen georgischen Dichters Akaki Zereteli sind die ersten Denkmäler, die in Tbilissi aufgestellt wurden (1922 und 1923). Unter den Werken aus der darauffolgenden Zeit sollen die Porträts von Lenin (1926), Ilia Tschawtschawadse (1938) und Tschachruchadse (1944) genannt werden. Die Krone der schöpferischen Leistung von Nikoladse ist das Porträt des georgischen Dichters und Denkers Tschachruchadse aus dem 12. Jahrhundert.

Tiefes Seelenleben, eine innere Ausgewogenheit, Beherrschung und edler Sinn bestimmen den Charakter des Kunstwerks. Die Kopfhaltung, eine nuancierte, weiche Bearbeitung der Oberfläche und die edlen Gesichtszüge schaffen ein zutiefst sensibles Gesicht des Dichters

und Denkers. Nikoladses Interesse an der inneren Welt des Menschen, seinem intellektuellen und geistigen Leben macht verständlich, daß der Bildhauer der Porträtbüste den Vorzug gab.

In den dreißiger Jahren wandelte sich die georgische Bildhauerei in einer vielseitigen Form. Neben der traditionellen Plastikporträtbüste (I. Nikoladse, N. Kandelaki, N. Zereteli) entwickelten sich die mit der Architektur verbundene monumental-dekorative Plastik (T. Abakelia), eine monumentale Skulptur (W. Topuridse, Sch. Mikatadse) sowie die Kleinplastik (G. Sesiaschwili).

Nikolos Kandelaki (1899-1970) ist einer der Begründer der modernen georgischen Plastik. Er formte mehrere Generationen von denen viele mit ihrem Schaffen zur Entwicklung der georgischen Plastik beitrugen.

Im Schaffen von N. Kandelaki und I. Nikoladse nimmt das Porträt den wichtigsten Platz ein. Kandelaki schuf eine ganze Galerie vom Porträt georgischer Schriftsteller, Wissenschaftler, Schauspieler, Maler, Sportler, Militärs, Staatsmänner und Arbeiter. Auch N. Kandelaki gab der Plastikbüste den Vorzug. Seine Kompositionen zeichneten sich durch das Gefühl des Architektonischen aus, während die verallgemeinerte, energische Art und der Lakonismus der Form den Monumentalcharakter der Porträtgestalten bedingten. Darüber hinaus wiesen sie immer deutlich individuelle Züge auf.

Die monumentalen Prinzipien, die die Grundlage der pädagogischen Methode von Kandelaki bildeten, bestimmten den Schaffenscharakter seiner vielzähligen Schüler, zunächst den der älteren Generation, wie etwa W. Topuridse und Sch. Mikatadse, später den der jüngeren, wie etwa E. Amaschukeli, M. Berdsenischwili, G. Otschiauris, Dsh. Mikatadse, G. Kaladse und anderer.

Von den fünfziger Jahren an nahm die monumentale und monumental-dekorative Plastik in der georgischen Bildhauerkunst einen bedeutenden Platz ein. Das zeigte sich in der Erweiterung des städtischen Bauwesens und der erhöhten Wertschätzung der Architekten bei der



Abb.3: Merab Berdsenischwili, Denkmal des Dawit Guraischwili, Tbilissi 1965.

Städteplanung, inklusive der dazugehörigen Skulpturdenkmäler und ihrer ideellen und ästhetischen Funktion. Neben der monumentalen und monumental-dekorativen Plastik erfuhr die Kunst des Metalltreibens (A. Gorgadse, I. Otchischauri, K. Guruli, G. Gabaschwili) einen Aufschwung. Indieser Art Plastik offenbarte sich das Streben nach einer Verallgemeinerung der Formen, nach dem Monumentalen. In der monumentalen Plastik jedoch wuchsen die Emotionalität der künstlerischen Gestalten und der Psychologismus. Die Genresphäre der Bildhauerei erweiterte sich zusehends – von den großen allegorischen Kompositionen bis hin zu Werken der Kleinplastik. Bei Jakob Nikoladse beginnend, wurden die Entwicklungswege des Plastikporträts, des traditionellen Genres der modernen georgischen Bildhauerkunst, immer vielfältiger. Der Reichtum der gestaltenden Sprache und der hohe Professionalismus bedingten die Tiefgründigkeit der künstlerischen Gestalt, ihre mannigfaltigen Bezüge. Die künst-

lerische Gestalt gewann neben der Konkretheit ihres Charakters eine stärkere Typisierung, ein nationales Kolorit. Von den im Porträtgenre wirkenden Bildhauern sollen K. Merabischwili, B. Awalischwili, M. Kordsachia, T. Ghwinischwili und K. Grigolia hervorgehoben werden.

Für die Probleme der Spezifik und Synthese der monumentalen Plastik ist besonders das Schaffen der georgischen Bildhauer E. Amaschukeli und M. Berdsenischwili von Interesse.

Elgudsha Amaschukeli (geb. 1928) gehört jener Generation georgischer Bildhauer an, deren schöpferische Tätigkeit Mitte der fünfziger Jahre begann und die mit ihrer bildhauerischen Vielfalt, mit der gewagten Suche nach der Form und ihrer künstlerischen Individualität das Antlitz der modernen georgischen Plastik bedeutend prägten. Elgudsha Amaschukeli ist ein Vertreter der monumentalen Bildhauerei. Ihn fesseln die Verwirklichung großer Ideen und allegorisch-symbolisches Denken. Für die gestaltende Sprache Amaschukelis ist eine intensive Verallgemeinerung der Form kennzeichnend, der architektonische Charakter bestimmt den monumentalen Charakter seiner Bildwerke, sei es ein monumentales Denkmal, eine Kleinplastik oder ein dekoratives Relief. Von den Monumentalwerken Amaschukelis sind die „Mutter Georgiens“ (1958), das Denkmal des Ruhmes (1967) und das Pirosmeni-Denkmal (1975) hervorzuheben. Eines der besten Denkmäler ist die Reiterplastik Wachtang Gorgasals (1967). Die deutliche Ausgewogenheit der kompositionellen Lösung, die Ausdrucksweise der Pose und Geste, der Lakonismus von Form und Silhouettenlinie bestimmen die Bedeutung und den feierlichen Charakter des Bildwerks.

Bei der allgemeinen kompositionellen Lösung erhöhen die gut durchdachte Position des Denkmals auf dem Metechi-Plateau sowie die Probleme der Einheit des Ensembles, seines Blickpunkts und Maßstabs mit der Architektur der Kirche die monumentale Wirkung des Denkmals. In den siebziger und achtziger Jahren widmete Amaschukeli der Ausdrucksfähigkeit der Körperplastik stärkere Aufmerksamkeit (Memorial der Matrosen, 1984). Ihn

faszinierte der monumental-dekorative Charakter der Skulptur (Muttersprache, 1985), obwohl sich seine größere künstlerische Vollkommenheit doch in den seiner schöpferischen Individualität mehr eigenen Denkmälern der monumentalen Skulptur offenbart.



Abb.4: Merab Berdsenischwili, „Muse“, Tbilissi

Merab Berdsenischwili (geb. 1929) ist einer der bedeutendsten und talentiertesten Vertreter der georgischen Bildhauerschule. Seine erlesene Kunst prägte die fortschrittlichen Positionen der georgischen Plastik in der sowjetischen Bildhauerei. Im Unterschied zu Amaschukeli ist in seinem Werk die Plastik tonangebend. Berdsenischwili empfindet zutiefst die Schönheit des menschlichen Körpers, die große Wirkungskraft der Plastik. Die monumentalen Denkmäler von Berdsenischwili und Amaschukeli geben dem Bild des modernen Tbilissi das Gepräge, verleihen ihm mehr Zauber und Emotionalität. Berdsenischwili zeichnet sich als Bildhauer durch eine meisterhafte Beherrschung der Sprache der spezifischen Skulptur und durch hohen Profes-

sionalismus aus. Bei ihm ist die Form organisch mit dem Charakter der künstlerischen Gestalt verbunden und bestimmt ihre Ausdrucksstärke. Mannigfaltig ist das Schaffen Berdsenischwilis hinsichtlich des Charakters der künstlerischen Gestalt: erhaben und harmonisch, innerlich kraftvoll, heroisch, zutiefst psychologisch und dramatisch, aber in allen Fällen monumental. Monumental ist die Form Berdsenischwilis, die kompositionelle Lösung ist frei und Maßstäbe setzend. Es ist schwer, eines seiner Werke besonders hervorzuheben, ein jedes besitzt eine besondere Wirkungskraft und künstlerische Werte: das Schota-Rustaveli-Denkmal (1965/66), die „Medea“ (1967-1970), das Reiterdenkmal des Giorgi Saakadse (1971), „Sie werden wieder heranwachsen...“ (1975), das Siegesmemorial (1985) und andere. In der Skulptur des Dawit Guramischwili (1965) gibt Berdsenischwili die unruhige und leidende Seele des georgischen Dichters des 18. Jh.s wieder. Der komplizierte, widerspruchsvolle Charakter der Haltung der Figur, die verlängerten Proportionen, die asketischen, flachen Formen und die gebrochene Kontur bedingen die geistige Expressivität und den tiefen Psychoogismus der künstlerischen Gestalt. Dabei verleiht der verallgemeinerte Charakter der Form dem seelischen Drama des Dichters starke ideell-künstlerische Ausdruckskraft. Die Begeisterung Berdsenischwilis für die Expressivität der Plastik des menschlichen Körpers und für die ästhetische Schönheit findet in der Plastik der „Muse“ (1971) ihren Ausdruck. Im Zentrum der Stadt, vor dem Konzertsaal der georgischen Philharmonie steht die Bronzefigur der „Muse“, das Sinnbild der Künste, die kompositionell und in ihren Maßen gut mit der Zylinderform des Baus harmoniert. Die freie, ungezwungene Bewegung der Figur bei Wahrung des monumentalem Gleichgewichts, viele Blickwinkel der Wahrnehmung, der plastische Zauber der harmonischen Formen des Frauenkörpers und der Linienführung schenken dem Betrachter großen künstlerisch-ästhetischen Genuß.

Neben E. Amaschukeli und M. Berdsenischwili wirken heute in der monumentalen Plastik

viele interessierte Bildhauer mit scharf ausgeprägtem individuellen Profil: M. Merabischwili (Reiterplastiken von Erekle II., 1971, und Petre Bagrationi, 1987), Dsh. Mikatadse (Denkmal von G. Tahidse, 1979, Denkmal von Saiat-Nowa, 1986), G. Otschiauri (Denkmal von Wasba-Pschwela, 1973, Siegesmemorial, 1985), G. Zitadse (Denkmal von N. Barataschwili, 1976), von der jüngeren Generation G. Sakaraia (Denkmal von Sulchan-Saba Orbeliani, 1985) und andere. Für einen jeden von ihnen sind das

Streben nach synthetischer Lösung, schöpferischer Individualismus und nationales Kolorit, Mannigfaltigkeit der Form und mutige schöpferische Suche charakteristisch. Es ist natürlich, daß auf dem Entwicklungsweg der georgischen Plastik sowohl bedeutsame künstlerische Leistungen als auch schöpferischer Mißerfolg zu verzeichnen sind. Wichtig ist aber, daß eine allgemeine schöpferische Aufwärtsentwicklung deutlich zu erkennen ist.

LITERATUR:

- Beridze, A. Ezerskaja, N.: Iskusstvo Sovetskoi Gruzii 1921-1970, Moskva 1975.
Voronina V.: Merab Berdzenišvili, Moskva 1981.

Ekaterine Gatschetschiladse

Das Schaffen der Bildhauerin Rusudan Gatschetschiladse

Die Generation, die an der Wende von den sechziger zu den siebziger Jahren die Reihen der georgischen Kunschtchaffenden verstärkte, charakterisiert das Streben nach Abstraktion und Synthese und eine philosophische Geisteshaltung.

Im Schaffen dieser jungen Künstler wurden nicht nur Überflächenerscheinungen der Zeit und Epoch der Synthese untergeordnet, sondern auch der geistige Inhalt des Lebens. Die philosophischen und ästhetischen Grundlagen für die entsprechende plastische Sprache suchten die Künstler sowohl in der georgischen Kunst und im Leben des Volkes als auch im Kunstschatz der Welt.

Rusudan Gatschetschiladse ist eine der auffälligsten Bildhauerinnen dieser Generation. Seit 1963, als sie die Kunstakademie von Tbilisi absolvierte, ist sie schöpferisch tätig. Regelmäßig beteiligt sie sich an Ausstellungen. Ihre Werke wurden mehrmals preisgekrönt.

R. Gatschetschiladse arbeitet auf dem Gebiet der Atelierbildhauerei. Sie ist die Schöpferin zahlreicher Kompositionen, Porträts und mehrerer Reliefs.

Die Weltansicht der Künstlerin, ihr schöpferisches Kredo, tritt in ihren Kompositionen klar zutage.

Fast alle Kompositionen R. Gatschetschilades sind einfigurig. Die Figuren sind stets frontal angelegt und meist in der Bewegung dargestellt. Alle künstlerischen Gestalten sind abstrahiert. Bisweilen wirken die Figuren symbolhaft wie in den Werken „Die Ebene von Schiraki“, „Das Alasani-Tal“ und „Erntemond“.

„Das Alasani-Tal“ und „Die Ebene von Schiraki“ symbolisieren die Tätigkeit und den Charakter der Bewohner dieser Gegenden Georgiens. Beide Gestalten erinnern an Helden der georgischen Folklore. In beiden ist Schlichtheit, Hoherzigkeit und ein zartes, poetisches Verhältnis zur Welt und zur eigenen Arbeit spürbar.



Abb.1: „Der Pferdebandiger“.

Auch andere Kompositionen wie „Der Pferdebandiger“, „Der Viehtreiber“ und „Die letzte Barriere“ gestatten es dem Betrachter, sie aufgrund ihrer umfassenden Abstraktion als Symbol zu lesen.

Die natürlichen, unbeschwerten Bewegungen der Figuren vermitteln das Empfinden, sie seien in ihrer Existenz vollkommen, und erzeugen die illusorische Wahrnehmung der Umwelt, in der sie wirken. Die genau erfaßten Details der Lebensrealien verstärken das Gefühl ihrer Untrennbarkeit von der sie umgebenden Welt.

Die klar geordnete Architektur, die kühne Abstraktheit der gewichtigen, starken Formen, die gedrängte, straffe Faktur verleihen ihnen Materialität und Skulpturcharakter. Die Archaisierung der Gestalten, die maskenhafte Lösung und die Bedingtheit der Kleidung entrücken sie aber dem Rahmen einer konkreten Epoche und verraten, daß die Autorin auf die Ewigkeit des Wesens menschlichen Lebens zielt.

Die Schlichtheit der Kompositionen, ihre Frontalität und der Maskencharakter der Ge-

sichter offenbaren die Sympathien der Künstlerin für die antike griechische Bildhauerkunst. In einigen Werken (besonders in den Reliefs) ist eine Verknüpfung zur altgriechischen Reliefkunst und Folklore zu erkennen. Das prononcierte Empfinden der Ewigkeit des Wesens menschlichen Lebens und die klare Erfassung der eigenen Aussage führten zur organischen Aneignung der Traditionen der Vergangenheit durch die Künstlerin. Daher sind ihre Arbeiten trotz obiger Bemerkungen modern und originell.

Der intensive Ausdruck der Figuren, den die kühne, energische Anordnung im Raum erzeugt, der gespannte innere Rhythmus, die Besonderheiten der Plastik von Körper und Bewegung, die ausdrucksvollen Konventionen und vor allem der Inhalt verleihen den Werken eine unnachahmliche, nur das Schaffen von R. Gatschetschiladse kennzeichnende Färbung. Durch die Abstraktheit des Inhalts und der Form und durch ihre große innere Kraft hinterlassen sie den Eindruck von Monumentalität.



Abb.2: „Erntemond“.

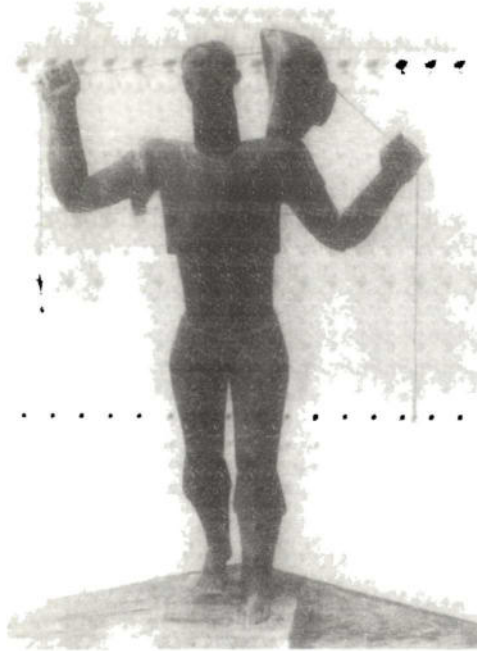


Abb.3: „Da Alasani-Tal“.

Einen besonderen Platz nimmt in R. Gatschetschiladse's Werk das Porträtgenre ein. Waren in den Kompositionen die Gesichter der Menschen naskenhaft, so verlangte die Spezifik des Porträts, die die Freilegung des konkreten menschlichen Charakters beinhaltet, von der Autorin die Suche nach neuen Darstellungsmitteln. Diese Aufgabe bewältigte die Künstlerin in wunderbarer Weise. In den Porträts erscheint sie als ausgezeichnete Psychologin, die es meisterhaft versteht, in die Tiefen des Charakters einer Persönlichkeit einzudringen.

Einige Merkmale rücken R. Gatschetschiladse's Porträt in die Nähe archaischer darstellender Kunst: die Frontalität der Komposition und die Art und Weise, Formen zu abstrahieren, miteinander zu verbinden und abzustimmen. Ihre Arbeiten bewirken bisweilen Assoziationen zur ägyptischen oder altgriechischen Kunst, aber ihr Schaffen ist nicht eklektisch, denn die Bildhauerin hat sich die Traditionen der Vergangenheit tief durchdacht und schöpferisch angeeignet. Zum Studium und zur Ab-

straktion der Erfahrung aus den früheren Entwicklungsstadien der Bildhauerei gelangte sie durch die Erforschung der Grundlagen für die Ausdruckskraft der Form. Die Ausdrucksmittel der Bildhauerkunst wie die der Komposition, der Konstruktion, der Plastik, der Proportion, des Rhythmus und des Licht- und Schattenspiels erfaßte sie auf eine ihr eigene Weise, und im Vergleich zur archaischen Kunst verwendete sie sie außerordentlich intensiviert zur Wiedergabe eines neuen Inhalts. Die bis zu einem gewissen Grad abstrakte Tektonik der archaischen Skulptur verknüpfte sie mit der Kenntnis der Anatomie und neuen inhaltlichen Aufgaben; weitaus organischer prägte sie die Mimik aus. Zum Unterschied von der Entrücktheit der Porträts in alter Zeit sind ihre Helden irdische, fleischliche, starke und energische Menschen, die sich durch Organisiertheit, Konzentration, Zielstrebigkeit, Kompromißlosigkeit und Feinheit auszeichnen. Zwar sind sie auf besondere Weise idealisiert, aber dies ist keine sentimentale Idealisierung. In der komplizierten Wirklichkeit der Gegenwart sucht R. Gatschetschiladse in ihren Modellen der Menschheit immerwährend geschätzte, positive Eigenschaften wie Interesse am Leben, seelische Reinheit, Feingefühl, Zielstrebigkeit, Kompromißlosigkeit, Konzentration und Energie, die sie bewußt verstärkt und in ihnen anlegt. All diese Eigenschaften realisiert sie in ihren auf besondere Weise idealen, aber gewaltige lebendige Überzeugungskraft ausstrahlenden künstlerischen Werken.

R. Gatschetschiladse's Schaffen ist von innerer Geschlossenheit und Stabilität der künstlerischen Aufgaben gekennzeichnet. Durch bewußte Suche in einer Richtung wurde ihr Werk im Laufe der Zeit merklich verfeinert und vertieft. Bedingt läßt sich die Evolution ihres Werkes in drei Etappen gliedern. Die Entwicklungslinie ist am konsequentesten im Porträtgenre zu erkennen, in dem die Künstlerin systematischer tätig ist.

Schon in den ersten Arbeiten R. Gatschetschiladse's zeigt sich das Streben nach Konzentration und Abstraktion von Lebensbeobachtungen, nach Schaffung einer klaren architekto-



Abb.4: Porträt von T. Ebralidse.

nischen, fließenden, von geschlossenen Silhouetten begrenzten, ausdrucksvollen und lapidaren Form sowie das Interesse an farbiger Skulptur („Ein Kurdenjunge“, „Orestes“, „Manana“, „Dshuli“ u.a.).

War die Künstlerin in der ersten Etappe stark an Oberflächeneigenschaften von Naturformen gefesselt, so erkundet sie im weiteren mit dem tieferen Eindringen in den Charakter des Modells die Ausdrucksmöglichkeiten für die Grundelemente der künstlerischen Form. Zu diesem Zweck verwirft sie alles Unwesentliche, Formnuancen und Polychromie und erreicht durch Hervorhebung der konstruktiven Eigenschaften die Erschließung des Charakters. Sie untersucht die Effekte, die sie mit unterschiedlicher architektonischer Organisation, mit zielgerichteter Verschiebung konstruktiver Akzente und der Variation der Proportionen erhalten kann. In dieser Periode wird R. Gatschetschiladse's künstlerische Sprache feiner, die Form gewinnt stärkeres Ebenmaß und mehr Ästhetizität, aber die übermäßige Abstraktion führt zu

einer gewissen Schematisierung der Porträts („Mamuka“, „Reso“, „Alde Kikabadse“ u.a.).

In der folgenden Etappe verleiht R. Gatschetschiladse ihren Helden wieder größere Konkretheit. Doch diese Etappe ist qualitativ bereits eine neue Stufe, auf der sie alle Errungenschaften der zweiten Etappe anwendet. In ihr Schaffen kehrt die Polychromie zurück, die Fäktur der Arbeiten wird vielfältiger (Porträts von O. Tschiladse, B. Charaauli, M. Dshaparidse, T. Ebralidse, Dato u.a.)

In R. Gatschetschiladse's Werk sind sowohl die geistigen als auch die künstlerisch-emotionalen Prinzipien stark intensiviert. Die schöpferische Aneignung der besten Errungenschaften der Bildhauerkunst in der Menschheitsgeschichte und die zielgerichtete Suche nach Ausdrucksmitteln liegen ihrem außerordentlich modernen, von deutlicher Individualität geprägten Schaffen zugrunde.



Abb.5: Porträt von B. Charaauli.



Abb.6: Porträ von O. Tschiladse.

PHILOSOPHIE

Artschil Begiaschwili

Schalwa Nuzubidse

Der bekannte georgische Philosoph und Wissenschaftler Schalwa Nuzubidse wurde 1888 in der Familie eines Volksschullehrers geboren. Nach dem Gymnasium begann er in Petersburg das Studium an der Historisch-Philologischen Fakultät, die er 1910 erfolgreich absolvierte. Von 1918 bis an sein Lebensende arbeitete er als Professor an der Universität Tbilissi. 1926 verteidigte er seine Habilitationsschrift. So vielfältig wie sein Schaffen ist sein Verdienst um die georgische Kultur: Er ist der Begründer eines originellen philosophischen Systems, das seinerzeit bei den Wissenschaftlern der Welt großes Interesse hervorrief. Mit seinem Namen ist die Herausbildung der Geschichte der georgischen Philosophie als selbständiger Wissenschaftszweig verbunden, er ist Autor der Theorie von der Renaissance des Orients und der Hypothese über den wahren Verfasser der Bücher des Pseudo-Dionysios Areopagita. Im Rahmen der Theorie von der Renaissance des Orients durchdachte er Schota Rustwels Epos „Der Recke im Pantherfell“ und die Epoche, in der es entstand, auf neue Weise. Um seine Ansichten nicht nur für georgische Leser überzeugend zu machen, übersetzte er die unsterblichen Werke von Rustweli, Tschachruchadse und Schawteli ins Russische und beteiligte sich auch aktiv an der Übertragung des Epos von Rustweli ins Deutsche und Französische.

Nuzubidses wissenschaftliches Schaffen wies ein breites Spektrum auf, sein größtes Interesse galt aber doch der Philosophie, was konkret an zwei Umständen belegt werden kann. Erstens begann er, wie bereits erwähnt, sein wissen-

schaftliches Werk als Begründer eines originellen philosophischen Systems. Zweitens ging er an die Fragestellungen, an denen er arbeitete, ob Areopagitik, Rustwelologie oder die Renaissance des Orients, als Philosoph heran. Er suchte immer in erster Linie jene philosophischen Quellen zu ergründen, die das betreffende kulturelle Erscheinung betrafen.

Schalwa Nuzubidses philosophische Doktrin ist unter dem Namen der Aletheiologie bzw. des aletheiologischen Realismus bekannt. Die Theorie des aletheiologischen Realismus formulierte Nuzubidse in seinen Werken „Die Grundlagen der Aletheiologie“ (1922), „Wahrheit und Erkenntnisstruktur“ (1925), „Philosophie und Weisheit“ (1930); die beiden letzten Werke erschienen zuerst in deutscher Sprache in Berlin. Sie wurden erst später und zwar 1979 ins Georgische übersetzt und herausgegeben. Die Erarbeitung des aletheiologischen Realismus muß als ein wesentlicher Beitrag zur Geschichte der georgischen Philosophie gesehen werden. Die Bedeutung von Schalwa Nuzubidses Gedankengut für die Geschichte der georgischen Philosophie verdeutlicht folgende Überlegung: Das georgische philosophische Denken (gemeint ist jener Teil, der nicht mit dem Marxismus verbunden ist) vermochte zweimal, sich in die philosophische Vorhut seiner Zeit einzureihen und originelle philosophische Systeme zu schaffen. Einmal handelte es sich um die Lehre von Ioane Petrizi, zum anderen um den aletheiologischen Realismus von Schalwa Nuzubidse.

Im folgenden sollen kurz Nuzubidses grundlegende Prinzipien der Aletheiologie charakteri-

siert werden, um die Originalität dieser Lehre zu erfassen und um zu erkennen, daß sie im philosophischen Denken jener Zeit einen deutlichen Schritt nach vorn bedeuteten. Jede Erkenntnis, die schon in vollendeter Gestalt vorliegt, schrie Nuzubidse, enthält nichts vom Subjekt. In diesem Sinne hängt eine beliebige wahre Erkenntnis, beispielsweise „Metalle sind gute Elektrizitätsleiter“, nicht vom Subjekt ab, und es besteht keine Notwendigkeit, bei ihrer Analyse auf dem Niveau der Opposition von Subjekt und Objekt zu bleiben. Eine derartige Opposition, die sinnvoll ist, solange sich der Erkenntnisakt vollzieht, verliert jegliche Bedeutung, nachdem die Wahrheit herausgefunden worden ist und unabhängig vom Subjekt besteht. Trotzdem bewegte sich die Erkenntnistheorie, die in vielen Jahrhunderten von Philosophen entwickelt wurde, ausschließlich im Bereich der Opposition von Objekt und Subjekt. Deshalb vertrat Nuzubidse die Ansicht, daß neben der traditionellen Erkenntnistheorie eine neue Disziplin, die über das Niveau der Opposition von Subjekt und Objekt hinausgeht, geschaffen werden mußte. Er betonte aber, daß die Wahrheit über die Beziehung von zwei unterschiedlichen Momenten aussagen muß. Diese Momente können die „Wahrheit an sich“ und die „Wahrheit für uns“ sein. Die „Wahrheit an sich“ ist der grundlegende Begriff für Nuzubidses aletheiologischen Realismus. Bei der Formulierung dieses Begriffs stützt er sich auf folgende Voraussetzungen: Die Erkenntnis ist immer die Erkenntnis der Bestimmtheit. Er stimmt Kant zu, der diese Tatsache unterstrich. Allerdings vertritt Nuzubidse im Unterschied zu Kant die Ansicht, daß diese Bestimmtheit gänzlich vom Objekt herrührt. Dementsprechend meint er, daß alles Existierende als Bestimmtheit existiert. Das bedeutet, daß alles, was existiert, als auf diese Weise existierend existiert und gleichzeitig eine andersartige Existenz ausschließt. Gerade diese Bestimmtheit ist mehr als die Existenz schlechthin, die alles Existierende begleitet. Sie ist die „Wahrheit an sich“, da sie am Wesen haftet und sie ist die „Wahrheit für uns“, da wir sie erkennen. Diese Wissenschaft, die

jenseits der Opposition von Subjekt und Objekt steht und sich auf die Beziehung zwischen der „Wahrheit an sich“ und der „Wahrheit für uns“ stützt, ist nach Nuzubidses Ansicht eine neue philosophische Wissenschaft, die Theorie der Wahrheit bzw. Aletheiologie. Über die Erwartungen, die Nuzubidse an die von ihm umrissene Wissenschaft stellte, schrieb das Philosophenlexikon: „Die Aletheiologie soll die Philosophie in dem Sinne deuten, in dem die Probleme der Gnoseologie, Logik und Metaphysik in einer universalistischen Theorie der Wahrheit gegründeterscheinen.“ (8)

Die Aletheiologie beruhte auf den neuesten Erkenntnissen des philosophischen Denkens des 19. und 20. Jahrhunderts und stellt den Versuch einer Weiterentwicklung dar. Lange Zeit, so Nuzubidse, wurde das Urteil als ein simples Phänomen betrachtet. Man trennte weder das Subjekt der Erkenntnis noch den physischen Zusatz von ihm, den das Subjekt in das Urteil hineinträgt. Nach Bolzano wird vor allem der inneren Struktur des Urteils Beachtung geschenkt. Der erste Schritt zur Entwicklung der Urteilstheorie ist eine Unterscheidung des Subjekts des Urteils. Das Urteil als Akt und das Urteil als Inhalt sind die Elemente dieser Unterscheidung. Die Unterscheidung der Akte des Subjekts vom Urteil verkörpert die Befreiung des letzteren vom Subjekt, das bedeutet, eine Theorie des Urteils ohne Subjekt-Objekt-Theorie aufzustellen. Die Kritik der psychologischen Logik, die von Husserl geführt wurde, beruht gerade auf diesem Prinzip. Doch dürfen wir bei der Feststellung dieses Unterschieds keinesfalls nur bei der Theorie des Urteils verweilen, schreibt Nuzubidse. Es bedarf eines Schrittes nach vorn, der gewonnene Unterschied zwischen dem Urteilsakt und seinem Inhalt muß auf die Erkenntnistheorie allgemein ausgedehnt werden. D.h., es muß das Studium der Erkenntnisakte, das Gegenstand der Erkenntnistheorie ist, unterschieden werden von der Betrachtung der vollendeten Erkenntnis, womit sich die Wahrheitstheorie befaßt. Dies war im Vergleich zu den Ansichten von Bolzano und Husserl ein Schritt nach vorn, den Nuzubidse machte, um

den grundlegenden Begriff seiner Philosophie „Wahrheit an sich“ zu begründen. Dieser Schritt blieb den Kritikern jener Zeit nicht verborgen. Roland-Gosselin schrieb in seiner Rezension: „Wenn wir hierin dem Professor der Tbilisser Universität Herrn Schalwa Nuzubidse Glauben schenken, dann erhalten wir erneut die Gelegenheit, auf dem Wege der philosophischen Reinigung noch höher zu steigen, als es Jakob vermochte.“ (9) Ein anderer Rezensent jedoch unterstrich die enge Verbindung des Buches „Wahrheit und Erkenntnisstruktur“ mit der Problematik, die zu jener Zeit am aktuellsten war. „Der Autor des vorliegenden Buches, ein Ordinarius der Universität Tbilissi, eröffnet uns eine Sphäre von Fragen, die gerade für den gegenwärtigen Stand der deutschen philosophischen Forschung von äußerst großer Bedeutung ist.“ (2)

Der Kritik blieb auch jener Umstand nicht verborgen, daß die Aletheiologie, die sich die Reinigung der Philosophie von spekulativen Elementen zum Ziel setzte, versuchte, sie der Wahrheit näherzubringen. „Einen überaus interessanten Teil des Buches stellt die Auseinandersetzung mit Heidegger dar, die im weiteren entwickelt wird“, schrieb Barth Landhear. „Die Reinigung der Philosophie von ihren spekulativen und intuitiven Teilen, um in ihr erneut den zur Weisheit führenden Weg zu finden, wird zweifelsohne einen wesentlichen Beitrag zur einfacheren Lösung der äußerst komplizierten Probleme der modernen Philosophie leisten.“ (4) Die Gerechtigkeit fordert zu erwähnen, daß die aletheiologische Lehre von Sch. Nuzubidse in der europäischen Presse nicht nur positive Einschätzungen fand. Der bekannte deutsche Philosoph Bruno Bauch hielt einige Momente dieser Lehre für nicht entsprechend begründet. Bruno Bauch stimmte mit Sch. Nuzubidse überein, daß er „Lask nahestehe“. Des weiteren schrieb B. Bauch: „Das, was ich bereits vor einigen Jahren gegen Lask nachdrücklich vorbrachte (vgl. mein Buch ‚Wahrheit, Wert, Wirklichkeit‘, S.137 ff.), könnte ich mit wenigen Variationen auch gegen Nuzubidse vorbringen.“ Zugleich bemerkte B. Bauch: „Diese Untersuchung [,Wahrheit und

Erkenntnisstruktur‘ – A. B.] zeichnet sich oft durch besonderen Scharfsinn aus“ (1)

Es ist selbstverständlich, daß Schalwa Nuzubidse, der das georgische philosophische Denken auf solch eine Höhe brachte, sich für seine georgischen Vorläufer interessierte. Das Ergebnis waren zwei Bände „Geschichte der georgischen Philosophie“. (Dieses Werk erschien in Kurzfassung einbändig auch in russischer Sprache.) Die Bedeutung dieses Werks für die georgische Kultur ist nicht hoch genug zu werten. Diese Arbeit zeigte deutlich, daß das georgische Volk im Laufe seiner Geschichte trotz schwerer historischer Geschehnisse stets Interesse am philosophischen Denken bewahrte. Die georgischen Denker waren an der aktuellen philosophischen Problematik ihrer Zeit immer beteiligt. Sie übertrugen die bedeutendsten philosophischen Werke ins Georgische und versahen sie mit Kommentaren, die häufig über eine simple Erklärung hinausgingen und sich auf das Niveau selbständigen Denkens hoben.

Schalwa Nuzubidse war weit davon entfernt, die Geschichte der georgischen Philosophie schönzufärben. Er unterstrich, daß der Kampf gegen Invasoren aller Art den georgischen Volk oft keine Zeit und Mittel für die Wissenschaft und Philosophie ließ und es daher Zeitern gab, in denen das philosophische Denken in Georgien keine Entwicklungsmöglichkeiten besaß. Bei der Erforschung der georgischen Geschichte sind jene historischen Bedingungen zu berücksichtigen, schrieb Nuzubidse, unter denen infolge periodischer Invasionen und damit verbundener Phasen eines ökonomischen und kulturellen Verfalls Georgien keine Möglichkeit einer spontanen, originalen Entwicklung besaß. „[...] Die den Überfällen folgende Schwächung und der Zusammenbruch des gesellschaftlichen Lebens dürfen bei der historischen und philosophiegeschichtlichen Forschung nicht außer acht gelassen werden.“ (5) In diesem Rahmen der allgemeinen Voraussetzungen schildert Nuzubidse die Entwicklung des georgischen philosophischen Denkens von seinen Anfängen bis in das erste Drittel des 19. Jahrhunderts. Damit legte er den Grundstein für die Geschichte der geor-

gischen Philosophie als einer selbständigen philosophiehistorischen Wissenschaftsdisziplin. Diese Disziplin entwickelt sich heute erfolgreich und verkörpert einen bemerkenswerten Teil der nationalen georgischen Wissenschaft.

Die Erforschung des georgischen philosophischen Denkens ermöglichte es Schalwa Nuzubidse, auch in andere Sphären der georgischen Kultur tiefen Einblick zu gewinnen und sie auf eine ihm eigene Art und Weise zu beleuchten. Davon zeugen in erster Linie seine rustwelologischen Studien. Der Leitgedanke, der in diesen Studien enthalten ist, besteht in folgendem: „Der Recke im Pantherfell“ gehört zu den „philosophischen Poemen“. Das philosophische Gedankengut, das im Werk Rustweli umgesetzt wird, entspringt dem georgischen philosophischen Umfeld: „Zweifelsohne kennt Rustweli die Lehre des georgischen Philosophen Petrizi und folgt ihr in vielem [...]. Sie wird aber von ihm kein einziges Mal erwähnt“, schrieb Nuzubidse und fügte hinzu, daß Rustweli bisweilen Petrizi sogar zitiere, „sofern dies in der poetischen Sprache möglich ist“.

Bei der Auseinandersetzung mit dem „Recken im Pantherfell“ als einem philosophischen Poem hob er hervor, es zähle zu jener Kategorie von Werken wie Dantes „Göttliche Komödie“ oder Goethes „Faust“. Rustweli Poem ist vor allem deshalb philosophisch zu nennen, weil es auf einer bestimmten Weltanschauung fußt. „Wobei letztere in ihrer vollkommenen Gestalt und als ‚Ganzes‘ genommen wurde [...]. Sie bestimmt das Sujet des Poems. Sie weist die allgemeine Richtung, in der sich auch das konkrete Sujet mit bestimmten Personen und ihren Beziehungen entwickelt“ (6) usw. Deshalb also sieht Schalwa Nuzubidse eine Ähnlichkeit zwischen dem Poem von Rustweli und den Werken von Dante und Goethe, aus dem gleichen Grund unterscheidet er es aber auch von dem „Rasenden Roland“ des Ludovico Ariosto und dem „befreiten Jerusalem“ des Torquato Tasso.

Aus obigen Ausführungen geht klar hervor, daß Nuzubidse dem Poem „Der Recke im Pantherfell“ einen Platz in der Weltliteratur zuord-

net. Dazu bedient er sich der Methode der Analogie und des Unterschied, indem er Rustweli's Epos mit den größten Werken der Weltliteratur, vor allem mit den poetischen Werken der Renaissance, vergleicht. All diese Analogien bzw. Vergleiche hätten sich als leere Phrasen erwiesen und keinen wissenschaftlichen Wert gehabt, wenn nicht bewiesen worden wäre, daß Rustweli's Epos in dem gleichen kulturellen Milieu geschaffen wurde, wie es in Westeuropa in der Epoche der Renaissance geherrscht hatte. Daraus erkannte Schalwa Nuzubidse, wie wichtig es war, die Kultur der Renaissance zu erforschen. Das Ergebnis dieser Forschungen führte zur Theorie der orientalischen Renaissance, die schließlich in der modernen Wissenschaft Anerkennung fand, auch, daß Nuzubidse ihr Pionier war. Er stellte diese Theorie 1947 in seinem Werk „Rustweli und die Renaissance des Orients“ der Öffentlichkeit vor. Seiner Ansicht nach entstand die Renaissance im modernen Sinn zunächst im Orient, in den Ländern des arabischen Kalifats, in Byzanz, Georgien und Armenien, und erst danach im Westen, hier in erster Linie in Italien. Nuzubidse stützte sich auf die bekannte These von Engels, daß zwei Formen der revolutionären Opposition gegen den Feudalismus der Mystizismus und die Häresie gewesen seien. Er berücksichtigte den Umstand, daß die häretischen Lehren mit zur Verbreitung der Renaissance im Westen führten, auch darüber hinaus, und daß diese ketzerischen Lehren hauptsächlich im Osten aufkamen und von hier aus im Westen Verbreitung fanden. Davon ausgehend, folgerte Nuzubidse konsequent, die Einflüsse, die vom Osten kamen und die Vorbereitung der Renaissance im Westen begünstigten, dürften freilich auch das geistige Leben im Osten beeinflussen und auch hier zum gleichen Ergebnis wie im Westen geführt haben – d.h., sie dürften auch hier die Renaissance vorbereitet haben. Selbstverständlich müssen beim Beweis dieser These, so Nuzubidse, auch die Unterschiede berücksichtigt werden, die „durch die kulturgeschichtliche Situation bedingt waren“. Nuzubidse sah in dem Epos „Der Recke im Pantherfell“ einerseits ein

Produkt dieser Renaissancesituation und andererseits ihre konsequente Vollendung, ihren Gipfel.

Als Nuzubidse die philosophischen Quellen untersuchte, die die Renaissance im Osten und folglich Schota Rustweli's Werk beeinflussten, hob er die große Bedeutung der Arbeiten des sogenannten Pseudo-Dionysios Areopagita hervor. Er setzte sich mit den Versuchen westlicher Wissenschaftler, von denen manche die Grundlagen der Ideologie der westlichen Renaissance in der Lehre von Johannes Scotus Eriugena, manche dagegen in der von Nikolaus Cusanus suchten, kritisch auseinander und kam zu folgendem Ergebnis: In der ideologischen Basis der italienischen Renaissance findet man die mit dem Namen des Pseudo-Dionysios Areopagita verbundenen mystischen Ideen.

Das Gedankengut des Pseudo-Dionysios Areopagita als die Grundlage der Renaissance-Ideologie muß auf die geistigen Quellen des „Recken im Pantherfell“ des Werkes, das Nuzubidse für den Gipfel der orientalischen Renaissance hielt, einen großen Einfluß ausgeübt haben. „Rustweli selbst spricht in seinem Poem von diesem Philosophen“, schrieb Nuzubidse, „dessen Lehre von der Absolutheit des Guten und der Unwirklichkeit des Bösen bzw., um es in einem Fachterminus auszudrücken, von der ‚Nichtsubstantialität‘ des Bösen seinem Poem zugrunde lag.“ (7) Dieser Philosoph war Dionysios Areopagita oder, wie Rustweli ihn nennt, „Diwnos“.

Freilich konnte Nuzubidse um die Person des Pseudo-Dionysios Areopagita keinen Bogen schlagen, genauer um die Person, die hinter dem Namen des Dionysios Areopagita stand. Diese Person erschien nun im Mittelpunkt der zu untersuchenden Problematik.

Dionysios Areopagita, dem griechischen Kirchenmann, der im 1. Jahrhundert lebte, wurde seit dem 6. Jahrhundert die Urheberschaft der Werke zugeschrieben, welche, wie oben erwähnt, zur Herausbildung des Renaissance-denkens sowohl im Orient als auch im Westen wesentlich beitrugen.

Seit geraumer Zeit ist den Wissenschaftlern bekannt, daß die erwähnten Bücher unmöglich im

1. Jahrhundert hätten geschrieben werden können, daß ihr Verfasser nicht vor dem 5. Jahrhundert hätte leben können. Bereits seit mehreren Jahrhunderten bemühten sich Wissenschaftler verschiedener Länder, den wahren Urheber der Werke des Pseudo-Dionysios Areopagita zu ermitteln. Nuzubidse äußerte erstmals 1942 in seinem Buch „Das Geheimnis des Pseudo-Dionysios Areopagita“ die Ansicht, der Verfasser der areopagitischen Bücher sei der georgische Denker des 5. Jahrhunderts Petros der Iberer gewesen.

Die gleiche Überlegung stellte etwas später, 1950, der belgische Wissenschaftler Ernest Honigmann an, der beim Vergleich der Ergebnisse seiner Forschung mit der Ansicht Nuzubidse's feststellte: „[...] Es ist ziemlich gewiß, daß wir auf unterschiedlichem Wege, unabhängig voneinander, zu denselben Schlußfolgerungen gelangt sind.“ (3) Diese Theorie hat sowohl Gegner als auch viele Anhänger die sie als einzig richtige Lösung betrachten. Sch. Chidatscheli, einer der Erforscher des Lebens und Schaffens von Nuzubidse, schildert die Lage, die nach der Veröffentlichung der Werke von Sch. Nuzubidse und E. Honigmann entstand:

„Die Veröffentlichung von Honigmann fand im Westen einen ungewöhnlichen Anklang. Einer der Rezensenten bezeichnete Honigmanns Schlußfolgerung als ‚eine erstaunliche Entdeckung‘. Nach Ansicht des Byzantinisten F. Dölger hat Honigmann, obwohl nicht alle seine Thesen gleichermaßen überzeugend sind, mit seinen Beobachtungen eine Frage geklärt, die die Wissenschaft seit langem quälte“. Nach einiger Zeit überzeugte sich die westliche Wissenschaft davon, daß „die Priorität dieser erstaunlichen Entdeckung dem georgischen Wissenschaftler Schalwa Nuzubidse zukam“, und diese Entdeckung ist unter dem Namen Nuzubidse-Honigmann-Theorie in die Wissenschaft eingegangen.“ (10)

In der sowjetischen Wissenschaft wird diese Theorie von S. Enukaschwili, M. Macharadse, A. T. Losew, N. A. Sidorowa, S. Gauchtschisch-

wili, Sch. Cldascheli und anderen unterstützt. Schalwa Nuzubidse hat die areopagitischen Studien bis zu seinem Lebensende nicht unterbrochen. 1963 erschien sein fundamentales Werk „Peter der Erer und sein antikes philosophisches Erbe“, das das Ziel verfolgt, die Argumente verschiedener Autoren einzuschätzen und seine eigene Argumentation auszubauen.

Der obig unvollkommene Überblick über die wissenschaftliche Tätigkeit Schalwa Nuzubidse zeugt von der Breite seiner wissenschaftlichen Interessen und der Vielseitigkeit seines Talents, doch wäre die Einschätzung seiner Persönlichkeit lückenhaft, wenn wir jene große gesellschaftlich und wissenschaftsorganisatorische Arbeit, die er leistete, außer acht ließen. Zu verschiedener Zeit seines Lebens war er Initiator und Teilnehmer unzähliger gesellschaftlich nützlicher Anregungen. Hier ist in erster Linie seine Teilnahme an der Gründung der Georgischen Universität und seine rege Tätigkeit in den nachfolgenden Jahren, als die junge Universität starkte, zu nennen. In jener Zeit

mußte Schalwa Nuzubidse oft gleichzeitig mehrere Funktionen bekleiden, die des Prorektors, des Dekans, des Direktors der großen Bibliothek, des Lehrstuhlleiters usw. Er wurde mit der Eröffnung der Juristischen Fakultät und ihrer Leitung beauftragt. Wenn wir von dem Verdienst, das Schalwa Nuzubidse um die georgische Wissenschaft und um die georgische Kultur hatte, sprechen, ist vor allem seine pädagogische Tätigkeit, die des Philosophen, zu erwähnen. Schalwa Nuzubidse war ein hervorragender Pädagoge, unter seiner unmittelbaren Leitung wuchs eine ganze Plejade bemerkenswerter Denker heran. Er vermochte sie um sich zu scharen, da er selbst ein origineller und tiefgründiger Denker war und alle anzog, für die die Suche nach der Wahrheit zur Lebenssache geworden war.

Das georgische Volk ehrte Schalwa Nuzubidse, indem es seine sterblichen Überreste im Hof der Universität Tbilissi bestattete, jener Universität, der er die besten Seiten seines Talents gewidmet hatte.

LITERATUR

- (1) Deutsch Literaturzeitung, 1930, H. 9, S. 395.
- (2) Grundwissenschaft, VII, 1927, S. 223, zitiert nach Nucubidze, Š.: Šromebi, Bd. II, S. 399 und 401.
- (3) Honigsmann, E.: Pierre l'Iberien et les écrits du Pseudo-Denys l'Areopagite, Bruxelles 1952, S. 41. Zitiert nach Xidašeli, Š.: Šalwa Nucubidze, Tbilisi 1969, S. 37.
- (4) International Journal of Ethics, 1931-32, Nr. 4, S. 395. Zitiert nach Nucubidze, Š.: Šromebi, Bd. II, S. 403.
- (5) Nucubidze, Š.: Šromebi, kartuli pilosopiis istoria, 1956, S. 35.
- (6) Nucubidze, Š.: Tvorčestvo Rustaveli, Tbilisi 1958, S. 46-47.
- (7) Ebenda, S. 94.
- (8) Philosophenlexikon, hrsg. von W. Ziegenfuß und G. Jung, Berlin 1950, S. 223.
- (9) Revue des Sciences philosophiques et théologiques, XV, 1926, S. 217. Zitiert nach Nucubidze, Š.: Šromebi Bd. II, Tbilisi 1979, S. 398.
- (10) Xidašeli, Š.: Šalwa Nucubidze, Tbilisi 1969, S. 39.

Eduard Kodua

Sergi Danelia

Sergi Danelia wurde 1888 in dem Dorf Nadshachao, Gouvernement Kutaisi, in einer Bauernfamilie geboren. Er besuchte das Klassische Gymnasium in Kutaisi und wurde in der 6. Klasse wegen Teilnahme an den revolutionären Manifestationen der Jugend vom weiteren Schulbesuch ausgeschlossen. 1906 immatrikulierte er sich, nachdem er die Prüfungen für das Reifezeugnis extern abgelegt hatte, an der Philosophischen Fakultät der Charkower Universität. Zwei Jahre später wechselte er zur Philosophischen Abteilung der Moskauer Universität, die er 1911 mit dem Diplom ersten Grades absolvierte. Er träumte davon, sich mit der Wissenschaft zu beschäftigen, doch er „hatte keine engen Beziehungen zu den Professoren, er wußte nicht einmal, wie er die Magisterprüfung ablegen sollte: In allzu dichtes Dunkel waren die Zugangswege zum Gipfel eines Professorentitels gehüllt, und jemandem ohne förderliche Beziehungen war es nicht möglich, in einer höheren Lehranstalt der Arbeit für würdig befunden zu werden.“ Danelia lehrte 1911 bis 1922 russische Literatur, Latein und Geschichte. 1922 wurde ihm die Stelle eines Lehrers für die philosophischen Disziplinen am Lehrstuhl für Geschichte der Philosophie an der 1918 gegründeten Universität Tbilissi angeboten. 1924 wurde er aufgrund einer unzutreffenden Beschuldigung, gegen die Sowjetmacht aufgetreten zu sein, verhaftet, doch nach acht Monaten auf ein Gesuch des Wissenschaftlichen Rates der Universität hin wieder freigelassen. 1927 erlangte er als einer der ersten Hochschullehrer in Georgien für die Dissertationsschrift „Die Weltanschauung des Xenophanes von Kolophon“ die Doktorwürde und den Titel eines Professors für Philosophie. Im gleichen Jahr begann er eine Vorlesungsreihe über die Geschichte der russischen Literatur. 1933 wurde er zum Leiter des Lehrstuhls für Geschichte der russischen Literatur berufen, dessen ständiger Leiter er bis zum

Jahre 1947 blieb. 1937 erhielt er den Titel eines Professors für Philologie. 1948 wurde er des Kosmopolitismus beschuldigt und von der Universität entfernt, 1954 aber wiederrehabilitiert. Er starb 1963.

Das Spektrum der wissenschaftlichen Interessen von S. Danelia ist wahrlich umfangreich. Es umfaßt die Philosophie und die Geschichte der Philosophie, Literatur und Sprachwissenschaft, Psychologie, dann die Pädagogik, Wirtschaftswissenschaft und Übersetzungstheorie. Bei der sich immer stärker verengenden Spezialisierung der Wissenschaft unserer Zeit mag eine derartige Vielfalt auf den ersten Blick fast als Dilettantismus erscheinen, doch haften allem, woran er arbeitete, der Stempel tiefer Erudition, eines strengen Professionalismus, der Breite kritischen Denkens und der Fähigkeit am, mit skrupulöser Genauigkeit einzelne Erscheinungen zu analysieren sie zu einem Ganzen zu synthetisieren sowie logisch aufgebaute und wesentliche Folgerungen zu ziehen.

Die Geschichte der Philosophie, besonders der antiken Philosophie, bildet die hauptsächlichste Sphäre der wissenschaftlichen Tätigkeit von S. Danelia. In seinen Forschungen geht er vom prinzipiellen Unterschied zwischender Philosophie und der Geschichte der Philosophie aus, durch den ein unterschiedliches methodologisches Herangehen bei der Erforschung dieser beiden Nachbardisziplinen vorbestimmt ist: Die Philosophie ist eine Weltsicht, ein System von Anschauungen über die Welt, das Menschsein, sein Wesen, den Sinn des Daseins und die Beziehung zur Welt; die Geschichte der Philosophie ist die Wissenschaft über die Weltsicht, die Geschichte ihrer Entwicklung und der Beziehungen zu anderen Weltsichten. Die Geschichte der Philosophie erfordert eine objektive Erforschung, doch steht ihre objektive Erforschung nach Danelias Ansicht ihre Reduzierung auf die eigene Weltanschauung des Forschers im Wege.

S. Danelia ist Kritik an Hegel und den Positivismen, denen er vorwirft, daß sie künstliche Schemata für die Geschichte der Philosophie schufen, die sie in den Rahmen ihrer eigenen philosophischen Systeme hineinzwängen und die das wahre Bild des Werdens und der Entwicklung des philosophischen Denkens entstellten. Die Wiederherstellung historischer Tatsachen erfordert von dem Forscher ein kritisches Herangehen an das Studienmaterial. Dies ist nur durch die Anwendung der historisch-philologischen Methode der Quellenkritik möglich. Nach der kritischen Analyse der historischen Fakten ist S. Danelia zufolge eine Rekonstruktion der auf diesen Tatsachen beruhenden Theorie notwendig, die die psychologische Charakteristik des Schöpfers der Theorie und eine sozialhistorische Analyse der Epoche und jener gesellschaftlichen Kräfte und Erscheinungen, die die Schöpfung dieser Theorie, ihrer Formierung in dieser oder anderer Gestalt bewirken konnten, erfordert. „[...] Je tiefer wir den Zusammenhang zwischen dem Denken und dem gesellschaftlichen Leben erkennen, desto besser sind wir vor Utopien gesichert“ (S. Danelia: *Antike Philosophie*, Tbilissi 1926, S. 1, in georg. Sprache). Als nächstes notwendiges Moment für die Erforschung der Geschichte der Philosophie erachtete S. Danelia die Herstellung der Zusammenhänge zwischen den philosophischen Theorien. Jede neue philosophische Theorie stellt mit der ihr vorausgehenden Entwicklung im Zusammenhang. Sie erhält von der Vergangenheit ein Erbe, das sie ihrerseits bereichert und modifiziert an die Zukunft weiterreicht. Bleibt jedoch ein philosophisches System in sich selbst versunken, mit anderen philosophischen Systemen nicht verbunden, so bedeutet dies: „Es blieb außerhalb der Hauptlinie der historischen Entwicklung [...] und ist nicht wert, in der Geschichte der Philosophie behandelt zu werden“ (ebenda). Als einheitliche Linie in der Entwicklung der Philosophie verstand S. Danelia nicht den Wechsel der zeitlich aufeinanderfolgenden Anschauungen schlechthin. Die Geschichte der Philosophie ist ein Bild der allmählichen und beständigen Bewegung nach

vorn in der Feststellung der Wahrheit, wobei nicht nur die Lösung der Frage nach der Wahrheit, sondern auch die Fragestellung selbst mit dem Lauf der Geschichte eine fortschrittliche Entwicklung erfährt und einer adäquaten Analyse bedarf. Eines der Ergebnisse S. Danelias auf dem Gebiet der Philosophiegeschichte ist, daß er die philosophischen Systeme der Vergangenheit nicht von der Position der Gegenwart zu betrachten versuchte und sie vom Niveau der Entwicklung des philosophischen Denkens der entsprechenden Epoche her einschätzte. Er übertrug die philosophischen Systeme nicht in die Moderne, sondern fand für sie einen Platz im Rahmen ihrer eigenen Werte und Begriffe, was eine der Hauptbedingungen bei der Schaffung einer wissenschaftlichen Geschichte allgemein und der Geschichte der Philosophie im besonderen darstellt. In seiner Arbeit „Zur Metaphysik des Parmenides“ (Tbilissi Universitetis Macne, Bd. 4, 1926, in georg. Sprache) kritisierte S. Danelia die Neukantianer, weil sie den philosophischen Leitsätzen von Parmenides eine kantianische Auslegung gaben und zu beweisen versuchten, daß Parmenides zum erstenmal die Erkenntnis der transzendentalen Deduktion vertrat. Danelia trat auch gegen die Versuche der Cartesianer auf, den Leitsatz des Parmenides an „cogito, ergo sum“ anzupassen.

Schwierigkeiten bei der Erforschung der antiken Philosophie bestanden darin, daß die Werke der vor Platon lebenden Philosophen nicht erhalten geblieben sind und der Forscher dafür indirekte Quellen, die Arbeiten von Platon, den Doxographen, Biographen und anderen, verwenden mußte. Die so gewonnenen Kenntnisse waren aber häufig ungenau, manchmal sogar erfunden und zeichneten sich in der Regel durch Tendenziosität aus. Nach Danelias Ansicht wurde die Geschichte der Philosophie aus einer Art Chronik des philosophischen Denkens erst im 19. Jh. zu einer Wissenschaft, als man begann, die historisch-philologische Methode der Quellenkritik anzuwenden. Und er hielt sie für jede Untersuchung auf dem Gebiet der antiken Philosophie für unerlässlich. Die von Niebuhr und Ranke speziell für histori-

sche Quellen erarbeitete historisch-philologische quellenkritische Methode fand in der Geschichte der Philosophie bei Brandis, Trendelenburg, Diels, Zeller, Schleiermacher u. a. weite Verwendung.

Ein glanzvolles Beispiel der erfolgreichen Anwendung dieser Methode geben die Werke von S. Danelia selbst. Bereits in seiner ersten Universitätsvorlesung zum Thema „Aristoteles über seine Vorgänger“, in der grundlegende methodologische Prinzipien weiterer wissenschaftlicher Studien formuliert wurden, zeigte der Wissenschaftler, daß sogar eine derart unanfechtbare Autorität, wie es Aristoteles nicht nur für die Antike, sondern auch für die nachfolgenden Epochen war, nicht das vorbehaltlose Vertrauen des Forschers genießen darf, wenn es um die Vorgänger dieses Denkers geht, daß auch seine Berichte in ihrer Mehrzahl nicht frei von Tendenziosität sind. Die Arbeiten von S. Danelia „Die vorsokratische Philosophie“, „Die Philosophie des Sokrates“ u. a. beginnen mit der Begründung des methodologischen Herangehens. Spezielle Kapitel sind darin den Quellen zur antiken Philosophie und ihrer Klassifikation zugewiesen. Keine von den drei Arten der Quellen und Zeugnisse der Philosophen, Doxographen und Biographen hält Danelia ohne vorangehende kritische Analyse für verwendbar.

„Unter den Nachrichten der Philosophen über die Denker der vorsokratischen Zeit verdienen die Berichte von Platon und Aristoteles besondere Beachtung. Kein Autor kannte die vorsokratische Philosophie besser als Platon [...]. Allerdings muß betont werden, daß Platon nicht immer als objektiver Zeuge gelten darf, vor allem dann nicht, wenn es um die Sophisten geht [...]. Aristoteles stellt uns mehr historisch-philosophisches Material zur Verfügung, man darf jedoch nicht außer acht lassen: Aristoteles greift zu den philosophischen Theorien seiner Vorgänger nur in der Absicht, sein eigenes System zu bestätigen. Deshalb beleuchtet er die Theorien auf eigene Art und Weise, und zuweilen entspricht (obwohl in äußerst seltenen Fällen) seine Charakteristik nicht der objekti-

ven Wahrheit. Weitaus spürbarer ist dieser Mangel bei den Stoikern, die die Lehre von Heraklit besonders entstellt hatten, indem sie sie ihren Anschauungen anzupassen versuchten“ (S. Danelia: Die Philosophie des Sokrates, Tbilissi 1935, S. 18, in georg. Sprache).

Obwohl Autoritäten wie Dels, Zeller und andere in ihren Forschungen auch die quellenkritische historisch-philosophische Methode anwandten, hielt es Danelia für falsch, den von ihnen gewonnenen Ergebnissen blind zu vertrauen. Zwar erkannte er ihre Verdienste an, war aber gleichzeitig überzeugt, daß ihre kritische Haltung zu den Quellen nicht immer für Objektivität bürgen kann und manche ihrer wissenschaftlichen Thesen mitunter völlig begründete Zweifel erregen. Deswegen begann S. Danelia, trotz der Übersetzungen von Barnett und Diels die antiken Denker neu zu übersetzen, und er erzielte in vielen Fällen mit Hilfe der kritisch-philologischen Analyse des Textes einen völlig neuen Klang des Originals. Als Illustration dazu kann seine Übersetzung des in die „Vorsokratische Philosophie“ eingegangenen Fragments von Melissos angeführt werden.

Alle theoretischen und methodologischen Prinzipien, wenn man es aber weiter faßt, auch sittlichen Normen, die von Danelia in bezug auf die philosophiehistorische Forschung verkündet wurden, fanden in seinen eigenen Arbeiten zur Geschichte der antiken Philosophie volle praktische Darstellung, nämlich in den Xenophanes von Kolophon und Sokrates gewidmeten Arbeiten, denen er gesonderte Monographien widmete. Wieso wurden gerade diese beidem aus der Vielfalt der altgriechischen Philosophie ausgewählt? Wodurch erregte diese antiken Philosophen das besondere Interesse S. Danelias? Um diese Frage zu beantworten, muß ergründet werden, wo Danelia die Wendepunkte in der Entwicklung der Philosophie, die Schlüsselmomente ihrer Evolution suchte. Xenophanes von Kolophon hielt er für den Begründer der eleatischen Philosophie, mit dem auch die Geschichte der Philosophie als solche eigentlich beginnt. Das erste philosophische Problem — was ist alles und woraus bestehes — wurde vom

der miletischen Schule aufgeworfen. Allerdings überschritt die miletische Schule nicht den Rahmen des naiven Physikalismus, deshalb darf sie nicht als eigentliche Philosophie, sondern nur als ihr Vorläufer, als Vorbote der Eleaten, mit denen die Philosophie eigentlich beginnt, betrachtet werden. Xenophanes von Kolophon darf als erster großer Philosoph der Antike gelten, weil seine Weltanschauung das erste metaphysische System darstellt. Die Geschichte der Metaphysik beginnt nicht mit der miletischen Schule, wie E. Hartmann und andere es behaupten, sondern mit den Eleaten, die in Gestalt von Xenophanes die Frage nach dem Existierenden und seinem Sein stellten. Xenophanes interessieren im Unterschied zu den Milesiern nicht der Ursprung und die Zusammensetzung der Dinge, sondern ihr Wert. S. Danelias unterstreicht den Vorzug der Philosophie des Xenophanes gegenüber der miletischen Schule, er weist darauf hin, daß Xenophanes ein Kämpfer gegen das Heidentum und den Polytheismus sowie der Begründer einer monotheistischen Richtung in der griechischen Philosophie, der erste Monotheist, Metaphysiker und Dialektiker der Antike war. Danelias Ansicht nach beginnt auch die Erarbeitung der gnoselogischen Problematik mit Xenophanes. Als erster analysierte Xenophanes die Frage nach der Möglichkeit der Erkenntnis, äußerte Zweifel an der Glaubwürdigkeit der sinnlichen Erkenntnis und maß der Vernunft absolute Bedeutung zu, worin er Anaxagoras zuvorkam. Nichtsdestoweniger hielt Danelias für das wesentlichste Moment der Philosophie des Xenophanes ihren Wertcharakter. War die miletische Schule auf die Suche nach dem physischen Wesen der Dinge, ihrer physischen Natur gerichtet, so suchten die Eleaten das logische Wesen der Dinge, ihren Sinn: „Was ist jenes, das dem Dingen Sinn verleiht und aus ihnen das macht, was sie sind?“ (S. Danelias: Die Weltanschauung des Xenophanes von Kolophon, Tbilissi 1926, S. 6, in georg. Sprache). Danelias schreibt den Eleaten die Suche nach einem transzendentalen Sinn der sinnlichen Welt zu. Xenophanes trat seiner Auffassung nach als erster

Philosoph auf, der seine Aufmerksamkeit auf die Moralprinzipien lenkte. Der menschliche Wert bestand für ihn nicht in physischen, sondern geistigen Eigenschaften, die Quelle des gerechten Lebens jedoch war das transzendente, nicht der Erkenntnis durch die Sinne unterliegende Moment. „Dies [...] ist das größte Ereignis in der ganzen Geschichte. Dies ist die Geburt der Sittlichkeit, die mit dem Denken gleichzeitig entstanden ist, da dort, wo der Mensch sich selbst noch nicht erkannt hat, die Moral unmöglich ist“ (ebenda, S. 90). Nach Danelias Auffassung verfügte Xenophanes noch nicht über eine Philosophie der Moral als einheitliches System. Diese wurde erstmalig von Sokrates in Gestalt der Theorie von der idealen Bedeutung erarbeitet und fand in Platons Philosophie ihre Weiterentwicklung. Allerdings erscheint Xenophanes in dieser Beziehung als ihr unmittelbarer Vorgänger. Xenophanes' Philosophie ergab sich nach Danelias als ein Ergebnis des Zusammenstoßes zwischen der sinnlichen Welt und der Sittlichkeit. Xenophanes deutete die sinnliche Welt als ein Nichts. Die einzige Realität war für ihn Gott, die Annahme seiner Existenz machte die Sittlichkeit möglich. Das Grundproblem von Xenophanes' Philosophie ist „das Problem des Wertes bzw. der Bedeutung“, das Problem, was „wertvoll und gut“ ist. Seine Philosophie darf als „erste Metaphysik einer Lehre von einem System der Werte aufgefaßt werden. Beginnend mit Xenophanes erreichte diese Richtung über Parmenides Platon und gewann die Gestalt einer Theorie der Ideen“ (ebenda). Diese Erkenntnis machte Xenophanes nach Danelias Meinung zu einem der hervorragendsten Denker der Vorsokratiker.

Danelias Interesse für Sokrates, den er für den Gipfel in der Entwicklung der antiken Philosophie hielt, beruhte auf den gleichen Ursachen wie sein Interesse für Xenophanes von Kolophon. Die Philosophie des Sokrates ging nach Danelias über den Rahmen der philosophischen Systeme, die ihren Anfang in der miletischen Physik nahmen, hinaus. Sie kam von Xenophanes und führte zu Platon, wobei sie eine Entwicklungslinie in der Philosophie des Menschen

bildete. Die ganze vorsokratische Philosophie, ausgenommen die Eleaten, war eine Physik mit einer einzigen Erkenntnisrichtung: Sie war auf das Erkennen der Außenwelt gerichtet. Diese Philosophie lehnte die Spezifik des Menschen ab und betrachtete ihn als einen Teil der Natur, als ein natürliches Wesen. „Der Mensch, sein gesellschaftliches Leben und die von ihm in diesem Leben geschaffenen Kulturwerte (Glaube, Moral, Staat, Lebensweise, Kunst, Wissenschaft) stellen nicht den speziellen Gegenstand (um so mehr nicht den Hauptgegenstand) der Forschung dieser Denker dar“ (S. Danelia: Die Philosophie des Sokrates, S.8). Die Reduzierung des Menschen auf ein Naturwesen, die Beschränkung seiner Erkenntnis auf die biophysischen Funktionen führten zur Behauptung seiner Identität mit dem Tier und zur Leugnung der Spezifik in Gestalt der Kultur und des Systems der Werte. „Damit wurde der theoretische Boden für die nihilistische Ablehnung der Kulturwerte, die die griechische Gesellschaft zur Skepsis und zur indifferenten Beziehung zur Kultur führten, bereitet“ (ebenda, S. 8-9). Nicht nur die Philosophie, sondern das ganze soziale Leben erschienen in dieser kosmologischen Epoche Danelia als Muster der Rückständigkeit und der Herrschaft patriarchaler Sitten.

Der Aufschwung begann seiner Auffassung nach in der anthropologischen Periode, als der Mensch nicht nur als Objekt, sondern auch als Subjekt betrachtet wurde und die sozialen Determinanten der Menschen – Kultur und moralische Werte – einen Hauptgegenstand der Forschung darstellten. „Der Mensch machte sein eigenes ‚Ich‘, seine menschliche Natur zum Objekt der Forschung. Das erkennende Subjekt wandte sich selbst zu, verwandelte das erkennende Subjekt in ein zu erkennendes Objekt, die Erkenntnis jedoch erhob sich zur Selbsterkenntnis“ (ebenda, S. 13). Dies wurde Danelias Ansicht nach zu einem Wendepunkt nicht nur in der Geschichte der Philosophie, sondern des Denkens überhaupt, zum Übergang vom Knabenalter zur Reife. Der erste bedeutende Vertreter der auf den Menschen orientierten Philosophie war Sokrates, der verkündet

hatte, daß der Gegenstand der philosophischen Forschungen nicht die Ursachen der Entstehung der Welt, sondern der Mensch und seine Kultur, das von den Menschen geschaffene Wertesystem sein sollten.

Folglich ändert sich das Objekt der philosophischen Studien, unverändert bleibt ihre Hauptlinie – die Erkenntnis. Welche Natur besitzt aber die Erkenntnis selbst, wodurch ist die gnoseologische Ausrichtung der Philosophie bedingt? Danelia berührte die gnoseologische Problematik in vielen seiner Arbeiten, aber von besonderer Bedeutung ist in dieser Hinsicht eine Monographie über die Anschauungen Demokrits vom wissenschaftlichen Wissen: „Die wissenschaftliche Erkenntnis in der Vorstellung Demokrits“ (siehe S. Danelia: Philosophische Forschungen, Tbilissi 1977). In dieser Arbeit ist, wie der Autor bemerkt, auch seine eigene Position zum Teil dargelegt. In der Zeit, als die Arbeit geschrieben wurde, orientierte sich Danelia bei der Problemstellung der Erkenntnistheorie auf das Kantianertum. Auf diese Weise läßt sich in den Arbeiten Danelias zur Geschichte der Philosophie eine einheitliche ununterbrochene Entwicklungslinie des philosophischen Denkens von der frühen Antike bis zum heutigen Tag verfolgen. Bei solch einem Herangehen konnte der Wissenschaftler die Philosophie des Mittelalters nicht völlig umgehen. Diese Epoche befand sich nicht im Kreis seiner grundlegenden wissenschaftlichen Interessen, aber gerade deshalb sind einige Arbeiten Danelias zur Philosophie des Mittelalters von Interesse, nicht so sehr vom Gesichtspunkt der Schaffung eines vollständigen bzw. eines mehr oder weniger vollständigen Entwicklungsbildes des philosophischen Denkens dieser ziemlich verworrenen und widersprüchlichen Epoche, sondern eher vom Gesichtspunkt der Auswahl des Materials und seiner Interpretation, die die weltanschauliche Orientierung des Forschers und sein sozusagen sitliches Kredo in der Wissenschaft widerspiegeln.

In diesem Zusammenhang sind zwei Arbeiten von S. Danelia über die Unübersicht des areopagitischen Korpus beachenswert. Eine

von ihnen. „Zur Frage der Person des Pseudo-Dionysios Areopagita“, wurde 1956 im „Byzantinischen Jahrbuch“ veröffentlicht und war die erste Widerlegung von Nuzubidses Hypothese, derzufolge der Autor der Traktate „Von den göttlichen Namen“, „Von der mystischen Theologie“, „Von der himmlischen Hierarchie“ sowie „Von der kirchlichen Hierarchie“, die irrtümlich dem Dionysios zugeschrieben wurden, der georgische Prinz Murwan war, als Mönch unter dem Namen Peter der Iberer bekannt.

Die zweite Arbeit, „Ein neuer Versuch der Identifikation des Pseudo-Dionysios Areopagita mit Peter dem Iberer“ (Vest. otd. obšč. nauk, Tbilissi 1961) war ein Widerhall auf die Hypothese von E. Honigmann, der unabhängig von sich Nuzubids zur Schlußfolgerung gelangte, der Pseudo-Dionysios sei mit Peter dem Iberer identisch.

Seine Arbeit, die seine gründliche Belesenheit und Kenntnis der Erstquellen und der wissenschaftlichen Literatur offenbarte, widerlegte alle Argumente Nuzubidses zugunsten der Urheberschaft von Peter dem Iberer. Der Hypothese Nuzubidses zufolge wurden die Werke Peter des Iberers nicht von irgendeinem ziemlich ungebildeten Abschreiber, wie es natürlicherweise anzunehmen wäre, sondern mit Peters Kenntnis von seinem Freund, dem Rhetor, Wissenschaftler und Philosophen Zacharias, dem Dionysios zugeschrieben. „Welchen Grund hatte Zacharias, die Wirklichkeit bewußt zu entstellen“ und, indem er die Werke seines Freundes Peter dem Dionysios Areopagita zuschrieb, so erstmalig „das Geheimnis des Pseudo-Dionysios Areopagita“ zu schaffen? Nuzubidses Auffassung nach tat dies Zacharias, um die Autorität der Traktate zu heben und somit die Positionen der Monophysiten zu festigen. In diesem Zusammenhang schrieb Danelia: „Ist es etwa nicht klar, daß die Hebung der Autorität der Bücher Peter des Iberers nur dann für die Partei der Monophysiten hätte von Nutzen sein können, wenn bewiesen worden wäre, daß der Gehalt dieser Bücher (d.h. der Areopagitik) monophysitisch war, unverhohlen antialektedonisch? Indessen entzieht

sich der Autor [Sch. Nuzubidse E. K.] einer derartigen Beweisführung, da er ihre ganze Schwierigkeit offensichtlich gut begreift. Als Ergebnis folgt, daß der Rhetor Zacharias dadurch, daß er die Bücher Peter des Iberers dem Dionysios Areopagita zuschrieb, „die Unwahrheit sprach“ und „bewußt die Wirklichkeit entstellte“, ohne jeden vernünftigen Sinn, was kaum wahrscheinlich sein kann“ (S. Danelia: Zur Frage der Person des Pseudo-Dionysios Areopagita, S. 379). „Da der Philosoph, Historiker und Rhetor Zacharias, der Peter dem Iberer nahestand und sogar seine Biographie (die uns nicht erhalten geblieben ist) schrieb, berichtet, die Abhandlung „Von den göttlichen Namen“ habe Dionysios Areopagita geschrieben, so beweist das, daß sie nicht von Peter dem Iberer geschrieben wurde. Wenn aber dieses Traktat in der Tat nicht von Dionysios Areopagita stammt, so folgt hieraus, daß Zacharias ihren wahren Urheber nicht kannte“ (ebenda, S. 380).

Ferner erhärtet Sch. Nuzubidse seine Hypothese dadurch, daß im 5. Jh. im ganzen christlichen Orient kein anderer „zu sehen“ wäre als Peter der Iberer, der mit einem gewissen Anteil von Wahrscheinlichkeit als Urheber der areopagitischen Bücher betrachtet werden könne. Danelia hält dies für „eine überaus voreilige Schlußfolgerung“, er vertritt die Auffassung, daß „sogar ein Laie auf dem Gebiet der Geschichte des christlichen Orients nicht nur eine Person nennen könnte, die all die Merkmale besitzt, die nach Nuzubidses unbegründeter Ansicht der Person eigen sein sollten, die die Areopagitik schrieb“ (ebenda, S. 381).

Als „nicht viel erfolgreicher“ bezeichnet Danelia den Versuch Nuzubidses, seine Theorie unter Berufung auf georgische Quellen zu begründen. Aufgrund der Tatsache, daß der georgische Philosoph des 12. Jhs, Ioane Petriti, berichtete, er habe die „Elemente der Theologie“ von Proklos „zum zweiten Mal“ ins Georgische übersetzt, erblickte Nuzubidse eine Andeutung, „eine interpretierte Übersetzung“ von Proklos wäre vor Petriti von Peter dem Iberer vorgelegt worden, da diese Übersetzung, bekannt unter dem Namen „Bücher über die Ursachen“, in der

Abhandlung „Von den göttlichen Namen“ des Pseudo-Dionysios als sein eigenes Werk erwähnt wurde. Hieraus zog Nuzubidse den Schluß, Petrizi habe gewußt, daß der Urheber der areopagitischen Bücher nicht Dionysios, der im 1. Jh. (d.h. vor Proklos) lebte, sondern der im 5. Jh. (d.h. nach Proklos) lebende Peter der Iberer gewesen sei. „Bedauerlicherweise“, schrieb S. Danelia, „kann auch dieser Schluß von Sch. Nuzubidse nicht angenommen werden, da er auf falschen Voraussetzungen beruht. Der Autor hat die Worte Petrizis, der, wie von Kennern des Altgeorgischen nachgewiesen wurde, keinesfalls berichtete, er übersetze die ‚Elemente der Theologie‘ von Proklos zum zweiten Mal, ganz einfach mißdeutet. Verstände man übrigens die Worte Petrizis so, wie sie der Autor verstehen wollte, so folgte aus ihnen immer noch nicht, daß die Person, die die ‚Elemente der Theologie‘ des Proklos vor Petrizi ins Georgische übertrug, unbedingt Peter der Iberer war und daß dieser Peter der Iberer der Pseudo-Dionysios war, der in der Abhandlung ‚Über die göttlichen Namen‘ (Kapitel 1) berichtete, er habe die ‚Theologischen Skizzen‘ [...], nicht aber die ‚Elemente der Theologie‘ geschrieben (und nicht übersetzt)“ (ebenda, S. 382).

„Für den wichtigsten Beweis“ der Identität Peter des Iberers mit dem Pseudo-Dionysios Areopagita hält Nuzubidse Danelias Ansicht nach Tschachruchadses „Tamariani“ (12.Jh.). „Nach den Worten des Autors wußte der Dichter Tschachruchadse ebenso gut wie die ganze georgische Gesellschaft des 12. Jh.s, daß unter dem Pseudonym des Dionysios Areopagita Peter der Iberer verborgen war, aber da er

sich aus Angst, von der Kirche verfolgt zu werden, hütete, dies offen zu verkünden, gab er dem Leser durch Andeutungen zu verstehen, wer der wahre Urheber der Areopagitik war.“ Nur „wann und warum die georgische Kirche verboten hatte, von Peter dem Iberer zu sprechen, der in Georgien als Urheber aller von der christlichen Kirche anerkannten areopagitischen Werke bekannt gewesen sein soll, darüber wird in den Büchern nichts Seriöses berichtet“ (ebenda).

Unter Bezug auf historische Tatsachen und literarische Quellen lehnte S. Danelia auch andere Gesichtspunkte Nuzubidses ab, die auf dem Text des Poems von Tschachruchadse fußten, und schlußfolgerte, daß auch „die georgischen Quellen entgegen der Ansicht von Prof. Nuzubidse seine Hypothese, die Abhandlung des Pseudo-Dionysios Areopagita seien vom Peter dem Iberer geschrieben worden, nicht bestätigen und damit dieser ganzen Hypothese die Grundlage entziehen“ (ebenda, S. 384). Wer im dem Disput um die Urheberschaft der Areopagitik Recht hatte, wird die Zeit erweisen. Eines aber ist heute schon klar geworden: Die Anschuldigung, S. Danelia habe es an Patriotismus gemangelt, die in diesem Zusammenhang erhoben wurde, entbehrt jeglicher Grundlage. Sergi Danelia war ein georgischer Patriot, wovon alle seine Vorhaben, Worte und Taten zeugen. In einem größeren Maße jedoch war er ein Patriot der Wahrheit, der Wissenschaft, der keine nationalen Grenzen kannte. Seine Position in der Frage nach der Urheberschaft der Areopagitik könnte mit folgender Aussage abgeschlossen werden: „Platon ist mein Freund, doch die Wahrheit ist mir teurer.“

Manana Sanaja

Die IV. Wissenschaftliche Allunionskonferenz zu Problemen der altgriechischen Philosophie (September 1987)

In unserer Republik wurde es schon zu einer guten Tradition, die Allunionskonferenz (die sogenannten „Aristotelischen Lesungen“) zum Studium von Problemen der altgriechischen Philosophie und Kultur durchzuführen. Die Grundlage hierfür bot das hohe Niveau des Studiums der antiken Philosophie und Kunst in Georgien. Die ersten „Aristotelischen Lesungen“ fanden 1979 in Zalka statt, dessen Bevölkerung hauptsächlich aus Griechen besteht. Im September 1987 tagte die Konferenz zum vierten Mal. Sie wurde von der Universität Tbilisi ausgerichtet, vom Institut für Philosophie der Akademie der Wissenschaften Georgiens, von der Philosophischen Gesellschaft Georgiens, den Redaktionen der Zeitschriften „Voprosy filosofii“ und „Filosofskie nauki“ und dem Kreiskomitee Zalka der Kommunistischen Partei Georgiens.

Die Konferenz demonstrierte in anschaulicher Weise das starke Interesse der Öffentlichkeit am philosophischen Erbe der Antike. Zur Teilnahme reisten etwa vierzig Wissenschaftler aus allen Teilen der UdSSR an.

Zur Eröffnung der Konferenz am 10. September vermerkte der Vorsitzende der Philosophischen Gesellschaft Georgiens, der Direktor des Instituts für Philosophie der Akademie der Wissenschaften Georgiens Professor N. Tschawtschawadse, die Bedeutung des Studiums des antiken kulturellen und vor allem philosophischen Erbes und hob die Notwendigkeit hervor, die Arbeit in dieser Richtung weiter zu vervollkommen.

In der Plenarsitzung wurden drei Vorträge gehalten. Im Vortrag von Sch. Chidascheli „Aristoteles im mittelalterlichen Georgien“ wurde ausgeführt, daß Aristoteles in Georgien nicht nur in der Philosophie, sondern in vielen Sphären der mittelalterlichen Wissenschaft anerkannt war und daß er als Symbol der Weisheit, höchster Geistestätigkeit und tiefen Philo-

sophierens galt.

„Gab es den alten Griechen von der Persönlichkeit her?“ war das Thema des Vortrages von F. Ch. Kessidi (Moskau). Stilistische Besonderheiten der antiken Art zu philosophieren berührte in seinem interessanten Referat G. G. Majorow (Moskau). Die Vorträge, die in der Plenarsitzung gehalten wurden, führten zu einer hitzigen Diskussion. Die Arbeit der Konferenz wurde in Sektionen fortgesetzt.

In der Sektion „Aristoteles in der Geschichte der Philosophie“ rief der Beitrag von E. Topuridse (Tbilisi) „Zu einigen Aspekten des Wesens der Renaissance“ außerordentlich starkes Interesse hervor. Von einer Analyse der Wesensproblematik und der Bestimmung ihrer grundlegenden Merkmale (Verknüpfung mit dem Neuplatonismus, Postulierung des Wertes des irdischen Daseins, Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit, Toleranz) ausgehend, behandelte er die Problematik der „Existenz“ oder „Nichtexistenz“ einer georgischen Renaissance.

Der Erforschung verschiedener Aspekte der aristotelischen Philosophie waren mehrere Referate gewidmet. In seinem Vortrag „Aristoteles und die vorsokratische Philosophie“ hob G. W. Dratsch (Rostow am Don) die Bedeutung der Aussagen des Aristoteles über die frühere Philosophie hervor. Eines der zentralen Probleme in der Philosophie des Stageirers, das Problem des Wesens, wurde in zwei Vorträgen analysiert: „Die Lehre des Aristoteles vom Wesen“ von A. N. Tschanyschew (Moskau) und „Das Wesen des Seins bei Aristoteles und vollkommene Probleme der Philosophie“ von S. G. Lupan (Kischinow). Der Beitrag von D. Dshochadse (Moskau) „Die Rolle des Aristoteles in der Geschichte der Dialektik“ betonte die dialektischen Momente in der Philosophie des Stageirers und seinen Einfluß auf die weitere Entwicklung der Dialektik.

Mit einem Vortrag zum Thema „Aristoteles in der sowjetischen philosophischen Literatur“ trat M. Kukawa (Tbilisi) auf, der die fruchtbare Arbeit analysierte, die sowjetische Wissenschaftler zum Studium der Philosophie des Aristoteles geleistet haben.

Der Beitrag von K. Kazitadse (Tbilisi) „Aristoteles über die Einbildungskraft“ analysierte die grundlegende Bedeutung der Einbildungskraft im philosophischen System des Aristoteles. Der Referent erklärte, daß die Einbildungskraft dem Aristoteles zufolge eine eigenartige „Mitte“ der menschlichen Seele sei. Hochinteressantes Material wurde in dem Vortrag von G. Ja. Jalja (Woronesh) „Platon in der neugriechischen Historiographie“ vorgestellt. Er gab umfassende Informationen über die moderne griechische philosophische Literatur, die dem sowjetischen Leser wenig bekannt ist. Mehrere Vorträge waren dem Studium der Aussagen über Aristoteles in den Arbeiten verschiedener Philosophen gewidmet, ebenso seinem Einfluß auf spätere Denker. Beispielsweise analysierte W. T. Swirewitsch (Swerdlowsk) in seinem Beitrag „Aristoteles in den Zeugnissen des Makrobios“ interessante Angaben über Aristoteles, die in den geschichtswissenschaftlichen Werken dieses Denkers (4.-5. Jh.) enthalten sind. In seinem Vortrag „Die universale Synthese des Poseidonios“ entwickelte G. Tewsadse (Tbilisi), gestützt auf Untersuchungen von W. Jaeger, R. Jones und K. Reinhardt, ein neues Prinzip, das alle auf den ersten Blick einander ausschließende Aspekte der Lehre des zentralen Vertreters des mittleren Stoizismus vereint.

Das Referat von W. W. Kondselk und I. S. Sachar (Lwow) „Aristoteles und die Akademie von Kiew-Mogiljow“ untersuchte den Einfluß, den das große schöpferische Erbe des Aristoteles auf die Akademie von Kiew-Mogiljow (17. Jh.) ausübte. „J. Toland über die exoterische und die esoterische Philosophie der altgriechischen Denker“ war das Thema des Referats von B. W. Meerowskij (Moskau).

Besondere Aufmerksamkeit wurde modernen Interpretationen der klassischen griechischen Philosophie gewidmet. In diesem Zusam-

menhang ist der Vortrag von M. Tschelidse (Tbilisi) „Rationalistische und irrationalistische Interpretation der Philosophie Platons“ bemerkenswert. Er beleuchtete die Fragen des Verhältnisses der philosophiehistorischen Positionen Hegels und Heideggers zur Lehre von Platon.

Besonders herauszustellen sind die Beiträge, die die Verbindung zwischen dem Aristotelismus, der neuplatonischen Philosophie und der mittelalterlichen georgischen Kultur untersuchten. In dem Vortrag von A. Charanuli (Tbilisi) „Die dialektische Methode von Platon und Aristoteles in der ‚Platonischen Theologie‘ des Proklos Diadochos“ wurden die Überlegungen des Proklos gesichtet, die eine Fortsetzung der Diskussion um den Dialog von Platons „Parmenides“ und der darin angewandten Methode des Geistesschlusses, der Dialektik, sind.

In dem Vortrag von M. Macharadse (Tbilisi) „Das Problem der Kausalität bei Aristoteles und den Neuplatonikern“ wird der Begriff des Einen, d. h. der Erstursache, im Neuplatonismus analysiert und eine Parallele zur Kategorie der Finalursache bei Aristoteles gezogen. Der Beitrag von D. Melikischwili (Tbilisi) gibt eine Analyse einiger logischer Termini des Aristoteles und ihrer georgischen Entsprechungen, der sinngemäßen und der wörtlichen Übersetzungen, aus denen die ursprüngliche Bedeutung dieser griechischen Termini sowie das Verständnis ihres Inhalts bei den altgeorgischen Denkern hervorgeht.

In dem Referat von M. Rapawa (Tbilisi) „Einige Momente des frühbyzantinischen Denkens in den georgischen Übersetzungen der Homilien Gregors von Nazianz“ wird erläutert, daß die Übersetzungen Eptwime Mazmidelis (Beginn des 11. Jh.s) und Eprem Mzres (Ende des 11. Jh.s) die für die Prosa Gregors von Nazianz kennzeichnenden frühbyzantinischen weltanschaulichen Momente auf unterschiedliche Weise zum Ausdruck brachten.

Eine Reihe von Vorträgen war den Studium ästhetischer und ethischer Ansichten des Aristoteles und ihrer Behandlung vom Gesichtspunkt der axiologischen Theorie gewidmet

((Sektion „Ethik, Ästhetik, Politik“). In dem Vortrag von M. Matschawariani (Tbilisi) „Einige Aspekte der Wertorientierung des Aristoteles“ wurde hervorgehoben, daß sich in der Philosophie des griechischen Denkers in vollem Maße die traditionellen „rein hellenischen“ Werte widerspiegeln, beispielsweise das Ideal des Maßes und der Harmonie, das auf verschiedenen Gebieten seiner Weltanschauung tritt: in der Ontologie, Gnoskologie, Ästhetik, Ethik, Politik usw. A. Popiaschwili (Tbilisi) warf in seinem Beitrag die Frage auf, ob die aristotelische Lehre von den Kategorien den Wertaspekt enthalte.

Eine interessante und ergiebige Arbeit wurde in der Sektion „Die Erkenntnistheorie und die Probleme der konkreten Wissenschaften“ geleistet. Der Vortrag von A. I. Ujomow (Odessa) „Das Problem der Formalisierung der Bewegungsgesetze in der Physik des Aristoteles mit den Mitteln der ternären Beschreibung“ unternahm den Versuch nachzuweisen, daß Aristoteles bereits die Gesetze der mechanischen Bewegung kannte, obwohl sie keine adäquate mathematische Wiedergabe fanden. A. N. Erygin und L. M. Pawkin (Rostow am Don) bekräftigten in ihrem Vortrag „Die Genesis der historischen Erkenntnis: Aristoteles und H. White“, daß die ursprünglichen Wurzeln der „Wissenschaft von der Geschichte“ bei Aristoteles in Erscheinung traten.

W. N. Jarskaja-Smirnowa (Saratow) führte in ihrem Vortrag „Quellen der Konkretisierung in der altgriechischen Philosophie und die modernen Richtungen der Zeitanalyse“ aus, daß die antike Kultur die Zeit und die Entwicklungszyklen, die Entstehung und Vielfalt der Realität unmittelbar miteinander verknüpfte. Diese Lehren erziehen uns zur dialektischen Betrachtung der Zeitüberlegungen. S. Awaliani (Tbilisi) belegte, daß die Wurzeln der modernen Philosophie in der Naturphilosophie des Aristoteles zu suchen sind. L. N. Losewa (Rostow am Don) gab in ihrem Vortrag „Der Begriff des ‚Wissens‘ bei den Vorsokratikern und bei Sokrates“ eine gründliche Analyse der Entstehung des Wissensbegriffs in der antiken Philosophie.

I. Batiaschwili (Tbilisi) analysierte in seinem Beitrag „Die Zeit in Aristoteles' Traktat ‚Über die Seele‘“ das berühmte Traktat des Aristoteles. Der Autor schlug sehr interessante Interpretationen mehrerer Stellen des Traktates vor und folgerte, daß das in dem Werk vorgestellte Zeitmodell (das dem Lebewesen innewohnt) eine völlig andere Bedeutung hat als die gewöhnliche Konstruktion der physikalischen Zeit, deren fundamentale Erforschung der Stagirer in der „Physik“ vornahm.

Fruchtbare Arbeit wurde auch in der Sektion „Aristoteles und Probleme der künstlerischen Kultur“ geleistet.

R. Gordesiani („Die Bedeutung des Aristoteles für das Studium der Geschichte der griechischen Literatur“) stellte die „Poetik“ als erste systematische Beschreibung der Literatur vor. K. Nadareischwili („Aristoteles über den Charakter“) versuchte aufzuzeigen, wie weit Aristoteles bei der Erforschung des Problems des Charakters in der altgriechischen Literatur gelangte. M. Pchakadse („Einige Probleme der griechischen Komödie bei Aristoteles“) ging auf die Frage nach den Besonderheiten des Verhältnisses von Philosophie und Komödie ein, und L. Berdsenischwili („Aristoteles über das Problem des Entstehens der Komödie“) untersuchte die Angaben von Aristoteles über die Quellen der Komödie im Lichte der Entwicklungsgesetzmäßigkeit dieses Genres in der antiken Literatur. G. P. Tschistjakow („Aristoteles bei Horaz“) machte mit interessantem Material bekannt, das die Fähigkeit Horaz' demonstrierte, philosophische Elemente meisterhaft in das System der Poesie zu übertragen. W. P. Goran („Die Evolution der Beziehungen von ‚Ananke‘ und ‚Moirā‘ in der altgriechischen mythologischen Tradition“) beleuchtete die Entwicklungsgesetze und Wechselbeziehungen der Gestalten „Ananke“ und „Moirā“ in der griechischen Literatur von Homer bis zum Hellenismus. A. Buatschidse („Aristoteles und Fragen der altgriechischen Musik“) stellte eine Interpretation der wichtigsten Ansichten des Aristoteles über die erzieherische Rolle der Musik vor. A. Mikaberidse („Aristoteles und das Mittelalter auf Athos“) sichtete

te interessantes Material, das er auf dem Athos gefunden hatte und das das Interesse der mittelalterlichen Athosklöster an diesem Philosophen zeigt. Die Vorträge stießen auf starkes Interesse und führten zu einer lebhaften Diskussion.

Am 12. September setzte die Konferenz ihre Arbeit in Zalka fort, wo ein Aristoteles-Denkmal feierlich enthüllt wurde. Es ist bezeichnend, daß eine der Hauptstraßen von Zalka den Namen des Aristoteles trägt. Auf einer Plenarsitzung wurden abschließend die Ergebnisse der Konferenz vorgetragen.

Die Materialien der Konferenz werden in den

„Arbeiten der Universität Tbilisi“ veröffentlicht.

Großes Interesse brachten die Konferenzsteilnehmer den Problemen des sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens des Kreises Zalka entgegen, die auf einer wissenschaftlich-praktischen Konferenz behandelt wurden, die am gleichen Tag stattfand.

Den Gästen wurde Tengis Abuladses Film: „Die Reue“ vorgeführt, und die Konferenzsteilnehmer wurden zum Volksfest „Tialetoba“ eingeladen, das der Freundschaft und Brüderschaft der Menschen verschiedener Nationalitäten gewidmet war.

MITTEILUNGEN

Annegret Plontke-Lüning

Altertumswissenschaften im Austausch

Zum zweiten Mal fand im Sommer 1989 ein Studentenaustausch zwischen der Sektion Altertumswissenschaften der Jenaer Friedrich Schiller-Universität und den Lehrstühlen für Klassische Philologie sowie Geschichte/Kulturgegeschichte der Iwane-Dschawachischwili-Universität Tbilissi statt. Die acht georgischen Studenten unter der Leitung der Klassischen Philologin Ketewan Abesadse und der Kunsthistorikerin Dinara Watschnadse weilten im Juli in der damaligen DDR, die acht Jenaer Studenten unter der Leitung von Dr. Annegret Plontke-Lüning und Martin Stiebert im August in Georgien.

Anliegen des Austauschpraktikums für die georgischen Studenten sind das Kennenlernen der alttumswissenschaftlichen Einrichtungen, die Arbeit in wissenschaftlichen Bibliotheken, das Studium der in den Museen aufbewahrten antiken Denkmäler und mittelalterlichen Handschriften sowie die Beschäftigung mit wichtigen Epochen der deutschen Kultur. Die Jenaer Gruppe lernt durch das Studium wichtiger Denkmäler der antiken Periode in Georgien eine antike Randkultur kennen. Von besonderer Bedeutung ist die archäologische Feldarbeit, die etwa die Hälfte des Praktikums ausmacht und den Studenten Grundlagen der Ausgrabungspraxis vermittelt. Hinzu kommt die Beschäftigung mit herausragenden Denkmälern der mittelalterlichen sowie der neueren und neuesten Architektur, Kunst und Literatur. Das Praktikum bietet beiden Seiten hervorragende Möglichkeiten für die Knüpfung wissenschaftlicher und freundschaftlicher Kontakte, die für die künftige Tätigkeit der Studenten förderlich sind.

Die georgischen Studenten arbeiteten in Jena in den Sektions- und Universitätsbibliotheken, hätten aber dafür gern mehr Zeit zur Verfügung gehabt. In der Wissenschaftlichen Forschungsbibliothek in Gotha hatten sie Gelegenheit zu eingehender Beschäftigung mit mittelalterlichen Handschriften antiker Autoren. Exkursionen führten zum Naumburger Dom, zu den Stätten der deutschen Klassik in Weimar und nach Eisenach. Ein viertägiger Aufenthalt in Dresden diente den Studien in der Antikenabteilung sowie dem Besuch der Gemäldegalerie und aktueller Ausstellungen, auch dem Kennenlernen Dresdens. In Leipzig besuchten die Gäste das Universitätsmuseum, wo sie sich besonders mit Beständen der antiken und der ägyptischen Abteilung beschäftigten, und Kulturstätten wie das Bachmuseum und das Musikinstrumentenmuseum. Der abschließende viertägige Aufenthalt in Berlin war allzu kurz für einen Informationsbesuch im Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie der Akademie der Wissenschaften und in dessen Bibliothek, für Arbeiten in der Staatsbibliothek, Studien im Pergamon- und Bodemuseum sowie für Stadtbesichtigungen.

Die Jenaer Gruppe besuchte während ihres einwöchigen Aufenthalts in Tbilissi das „Laboratorium für Forschungen zur mediterranen Kultur“ sowie die „Griechisch-Lateinische Bibliothek“ der Universität und machte sich eingehend mit den Beständen des Historischen Museums und des Museums für Georgische Kunst vertraut. Exkursionen führten zur Ausgrabung einer Villa nach römischem Vorbild in

Dsalisa, in die alte Hauptstadt Mzcheta, zu den mittelalterlichen Kirchen in Ananuri und Qasbegi an der Georgischen Heerstraße sowie zum Klosterkomplex von Dawit Garedsha.

Ein fünftägiger Aufenthalt in Wani in Westgeorgien wurde zum Kennenlernen der Ausgrabungen des hier entdeckten Zentrums der alten Kolchis und für Studien im umfangreichen archäologischen Museum genutzt, wobei sich um den jüngst gefundenen, sehr qualitätvollen griechischen Bronzeterzo eine lebhaft Diskussions spann. Auf der Grabung verrichteten die Studenten Präparationsarbeiten. Exkursionen nach Kutaisi und in dessen Umgebung, zum Kloster Gelati und nach Tschqwischi, dem Geburtsort der Dichter Galaktion und Tizian Tabidse, rundeten diese Tage ab.

Zehn Tage war die Jenaer Gruppe Gast des Wissenschaftlichen Forschungsinstituts von Batumi und nahm an dessen Grabungen in Ko-

buleti, etwa 30 Kilometer nördlich von Butami, teil. Nachdem die Studenten durch den Grabungsleiter, Professor Amiran Kachidse, gründlich mit dem umfangreichen Material und dem Grabungen vertraut gemacht worden waren, arbeiteten sie in der kolchischen Nekropole des 5./4. Jh.s v. Chr. und legten hier mit Eifer und Sorgfalt sieben Gräber frei. Exkursionen führten zu den römischen Festungen Petra, heute Zichidsiri, und Apsaros, heute Gonio, zu mehreren spätromischen Villen und Badeanlagen im Dünenbereich in der Nähe von Kobuleti, nach Poti und Batumi sowie in eine Teefabrik.

Für die Studenten beider Seiten war das Praktikum ein echter Gewinn. Der fachliche Ertrag für die künftigen Klassischen Philologen und Archäologen wäre undenkbar ohne die Erfahrungen von Gastfreundschaft, Offenheit und Herzlichkeit. Die Kontakte, die die Studenten miteinander knüpften, werden fortbestehen.

Göttingen – Tbilissi: Studentische Stipendieninitiative für georgische Nachwuchswissenschaftler

Seit dem Sommersemester 1990 gibt es in Göttingen die gemeinnützige „Sakartwelo-Gemeinschaft e.V.“. Dahinter verbirgt sich eine Initiative, die vor allem den wissenschaftlichen Kontakt zwischen Georgien (georg.: Sakartwelo) und der Bundesrepublik Deutschland fördern will. Insbesondere soll durch Spenden und Mitgliedsbeiträge georgischen Studenten und Nachwuchswissenschaftlern ein Studienaufenthalt in der Bundesrepublik ermöglicht werden, den sie sich sonst trotz Perestrojka aufgrund der Devisenknappheit in der UdSSR nicht leisten könnten.

Die Gründung dieses Vereins ist das Ergebnis der Kontakte zwischen der Universität Göttingen und dem Institut für georgische Literatur der Akademie der Wissenschaften Georgiens sowie der Universität Tbilissi. Diese Kontakte haben in den letzten beiden Jahren sehr zugenommen. So waren im Herbst 1988 jeweils zwei

Nachwuchswissenschaftler für drei Monate zu Gast in Göttingen bzw. Tbilissi. Dies ermöglichten die Professoren Dr. H. Turk (Seminar für deutsche Philologie) in Absprache mit Professor Dr. G. Zizischwili, dem damaligen Direktor des Instituts für georgische Literatur. Dieser Austausch soll in diesem Herbst fortgesetzt werden. Auch das Interesse an georgischer Sprache und Kultur ist seitdem gewachsen. Im Wintersemester 1989/90 wurde erstmals ein Sprachkurs für Georgisch am Seminar für allgemein und indogermanische Sprachwissenschaft mit Unterstützung von Professor Dr. W.P. Schmitz und unter Leitung des georgischen Philologen I. Ramischwili eingerichtet.

Aus dem Kreis der Teilnehmer heraus entwickelte sich die Idee, durch private Initiative georgischen Studenten und Nachwuchswissenschaftlern aller Fachrichtungen einen Studienaufenthalt von einem Semester in Göttingen

und später auch in anderen Universitätsstädten zu ermöglichen. Die Stipendien sollen jungen Georgiern die Möglichkeit geben, sich mit dem Stand der isigen Forschung und Lehre ihrer jeweiligen Fachdisziplin vertraut zu machen und unter fachprechter Betreuung durch Professoren und wissenschaftliche Mitarbeiter an ihrer Diplomarbeit oder ihrer Dissertation weiterzuarbeiten. Außerdem sollen einmonatige Sprachkursstipendien zur Verbesserung der deutschen Sprachkenntnisse vergeben werden.

Zur Realisierung dieser Idee wurde die Form eine Gemeinschaft gewählt, in der jeder mit seinen Mitteln und Möglichkeiten hilft. Mit ihrer Tätigkeit möchte die „Sakartwelo-Gemeinschaft e.V.“ auf diese Weise die Tradition wissenschaftlicher Kontakte zwischen Georgien und Deutschland wiederbeleben, die seit dem Ende des 1. Jahrhunderts bestanden hatten und während der Stalinära abgebrochen wurden. Damals studierten einige hundert Georgier in Deutschland, vor allem während der Phase der Unabhängigkeit Georgiens (1918-1921).

Aus diesem Grund hat der Verein bereits vielseitige Beziehungen zu georgischen Wissenschaftlern aufgenommen. Er wird ein Auswahlgremium aus namhaften und unabhängigen Wissenschaftlern und den jeweils vor Ort tätigen Lektoren des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) bilden. Sie sollen dann in einem einheitlichen und für alle offenen Bewerbungsverfahren unter den Bewerbern die Stipendiaten auswählen. Dabei sind gute Deutschkenntnisse, wissenschaftliche Qualifikation und konkrete Studienobjekte entscheidende Auswahlkriterien. Genauso wichtig ist aber auch die Bereitschaft, sich hier in der Bundesre-

publik als „Kulturbotschafter“ ihrer Heimat sowie in Georgien als Multiplikatoren der Idee gegenseitiger Verständigung und des Erfahrungsaustausches zu betätigen.

Ob qualifizierte Studenten und Nachwuchswissenschaftler aus Georgien hier Studienerfahrung sammeln und persönliche Kontakte knüpfen können, die zu einem Kennenlernen zweier Völker und Kulturen führen, hängt vor allem von der Finanzierung des Lebensunterhalts und der Betreuung der Stipendiaten hier in der Bundesrepublik ab. Dies stellt eine Herausforderung an den Verein dar, solche Mittel und Hilfestellungen aufzubringen und auf diese Weise zur Überwindung der Teilung Europas von unten beizutragen.

Für die Durchführung dieser Arbeit ist der Verein nicht nur auf die Beiträge seiner Mitglieder angewiesen, sondern auch auf Spenden und nicht zuletzt auf die Unterstützung vieler Menschen, die beispielsweise bei der Zimmersuche und der Betreuung der Stipendiaten helfen können. Alle Spenden sollen ausschließlich den Stipendiaten zugute kommen, damit möglichst viele gefördert werden können. Deshalb arbeiten alle Mitglieder des Vereins ehrenamtlich, und deshalb sind auch Sachspenden willkommen.

Für die Zukunft sind außerdem wissenschaftliche Foren, öffentliche Vorträge, Konzerte und Ausstellungen geplant. Sollte irgendwo dem Verein ein kleines Büro zur Verfügung gestellt werden, möchte er eine Spezialbibliothek zum Thema „Georgien“ anlegen.

Nähere Informationen sind zu erhalten bei: Sakartwelo-Gemeinschaft e.V., c/o Andrea Schäfer, Am Posthof 2, 3400 Göttingen.

REZENSION

Oniani, A.: Kartvelur enata edarebiti grama i is sa itxebi, Tbilisi: Gamomcemloba „Ganatileba“ 1989, 318 S. Besprochen von S. Sardshweladse, Tbilisi (Oniani, A.: Fragen der vergleichenden Grammatik)

Die kartwelische Sprachwissenschaft hat beeindruckende Erfolge erzielt. Auf der methodologischen Grundlage der modernen Linguistik und durch konsequente Anwendung der historisch-vergleichenden Methode wurden fast alle Grundfragen der Struktur und Geschichte der Kartwelsprachen völlig neuartig beleuchtet. Früher (und leider auch bis in die Gegenwart) wurden in den Arbeiten einiger namhafter Kartwelologen Grundfragen sowohl theoretischen Charakters der Sprachwissenschaft als auch der Struktur und Geschichte der Kartwelsprachen willkürlich behandelt, was zu zahlreichen Mißverständnissen führte. Das trifft auf jene Fälle zu, in denen Wissenschaftler bewußt Fakten übergehen, die ihren bisweilen vorgefaßten Ansichten widersprechen, und ebenso auf jene Fälle, in denen eine rekonstruierte Form ohne jegliche Beweisführung zu einem Faktum erklärt wird. Das kommt daher, weil viele fundamentale Probleme der Kartwelologie (und Kaukasiologie) nicht durch eine Analyse des Materials auf dem Niveau der modernen Sprachwissenschaft gelöst werden, sondern weil ein Wissenschaftler von vornherein eine Konzeption besitzt und die Analyse des Sprachmaterials so gestaltet, daß sie nur der Bekräftigung seiner Konzeption dient. Hier setzt die Willkür gegenüber den sprachlichen Fakten ein, die zur Quelle vieler Mißverständnisse wurde.

In den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts erschien eine neue Generation von Kartwelologen auf dem Plan, die dem theoretischen und praktischen Wirken eines Teils der Sprachwissenschaftler entgegentraten, der seinem Wesen

nach von der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft weit entfernt war. Zu dieser Generation gehören G. Matschawariani, F. Gamqrelidse, T. Gudawa, G. A. Klimow, K. H. Schmidt und andere. Sie belebten und entwickelten die traditionellen, besonders in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts von A. Schanidse, G. Achwlediani und W. Topuria betriebenen Forschungen weiter.

Dieser Generation gehört auch Aleksandre Oniani an, ein bekannter Fachmann auf dem Gebiet der Struktur und Geschichte der Kartwelsprachen, der überaus interessante Arbeiten zu den wichtigsten Fragen der vergleichenden Phonetik und Grammatik der Kartwelsprachen verfaßt hat. Besonders hervorzuheben ist seine Monographie „Fragen der historischen Morphologie der Kartwelsprachen“, die 1978 erschien und der Erforschung der Kategorien von Person, Zahl und Inklusion-Exklusion des Verbs in den Kartwelsprachen gewidmet war. Onianis Arbeit brachte Klarheit in die Geschichte dieser Kategorie, aber das ist nicht die Hauptsache. Er bewies sich hier als Wissenschaftler, der das kartwelische Material ausgezeichnet beherrscht, es auf der Basis der modernen sprachwissenschaftlichen Methodologie analysiert und sich eingehend mit der kartwelologischen und allgemeinsprachwissenschaftlichen Problematik beschäftigt.

Gleichzeitig ist für A. Onian folgendes typisch: Er weicht bei der Behandlung von Fragen nie gegenteiligen Ansichten aus, ganz gleich, wer sie formuliert, und beweist konsequent, warum sie nicht innehmbar

sind. A. Oniani zählt zu jenen polemischen Wissenschaftlern, denen ein Kompromiß in wissenschaftlichen Fragen völlig fremd ist. Auch dieser Umstand macht seine Arbeiten unbestreitbar interessant.

An der Thematik seines 1978 veröffentlichten Buches knüpft A. Oniani mit diesem zur Besprechung vorliegenden Buch an, das die Morphologie der Nomina in den Kartwelsprachen beinhaltet.

In der Einleitung der Arbeit beschreibt der Verfasser die Prinzipien seiner Forschungen. Kritisch betrachtet er jene Anschauungen, die seiner Ansicht nach falsch sind und deren Überwindung für das weitere, tiefergehende Studium der Kartwelsprachen erforderlich ist.

Das erste Kapitel befaßt sich mit der „Kategorie der Deklination“. Nach Meinung des Verfassers ist es gerechtfertigt, im modernen Georgischen einen Vokativ sowie mehrere Ortskasus (Lokativ Ablativ, Allativ) zu unterscheiden. Er wertet die gegenteiligen Ansichten kritisch und weist auf ihre Schwachstellen hin. Anhand einer Analyse von Daten der einzelnen Kartwelsprachen und ihres Vergleichs rekonstruiert er einzelne Kasus und ihre Formantien auf dem Niveau der gemeinkartwelischen Grundsprache. Nach Ansicht des Verfassers verfügte die gemeinkartwelische Grundsprache über ein recht entwickeltes Deklinationssystem. In überzeugender Weise gelingt die Rekonstruktion eines Nominativs, Dativs, Genitivs und Adverbials. Natürlich muß das Gemeinkartwelische auch einen Ergativ besessen haben, aber die Rekonstruktion der gemeinkartwelischen Grundform des Ergativzeichens ist derzeit nicht überzeugend. Gleiches ist vom Instrumental zu sagen.

Die Reflexe des gemeinkartwelischen Kasusystems liegen in den modernen Kartwelsprachen in unterschiedlicher Form vor (dies betrifft vor allem das Swanische), daß die Ermittlung des Ausgangszustands auf große Schwierigkeiten stößt. Einer der Vorzüge von A. Onianis Arbeit besteht darin, daß der Verfasser dies nicht zu verbergen oder gewaltsam zu lösen sucht, sondern es hervorhebt und als Objekt künftiger eingehender Forschungen betrachtet.

A. Oniani stellt wiederholt die in der Kartwelologie mehrfach geäußerten falschen Ansichten in Abrede, denen zufolge das swanische Allomorph -em des Ergativzeichens aus dem Adyghischen entlehnt sei und die Zeichen des Dativs, Genitivs, Instrumentals und Adverbials zwar jeweils auf eine gemeinsame Grundform zurückzuführen, deren Konsonanten aber als Klassenzeichen zu reinterpretieren seien, u. a. Natürlich haben viele Spezialisten diese Ansicht nie geteilt und sie sogar kritisiert, aber es war eine grundlegende, konsequente Untersuchung dieser Gedanken notwendig, um sie endgültig verwerfen zu können.

Im zweiten Kapitel der Arbeit untersucht der Verfasser die Pluralbildung in den Kartwelsprachen (die im Swanischen besonders stark vom ursprünglichen Befund abweicht) und rekonstruiert die gemeinkartwelischen Bildungselemente.

Ein sehr interessantes Kapitel der Arbeit trägt die Überschrift „Zur Frage der grammatischen Kategorie der Klasse in den Kartwelsprachen“ (S. 233-263). Bekanntlich trennten einige Kartwelologen (A. Tschikobawa, G. Rogawa, K. Lomtadse und andere) in den Kartwelsprachen versteinerte Bildungselemente von ihrer Meinung nach einstmals existenten Klassen (Menschenklasse, Sachklasse), Überreste eines einstigen Bestehens dieser Klassen, sowohl im Altgeorgischen als auch in den modernen Kartwelsprachen ab.

A. Oniani weist überzeugend nach, daß weder für die gemeinkartwelische Grundsprache noch für die alten und modernen Kartwelsprachen die grammatische Kategorie der Klasse charakteristisch war. Das Material, das man zur Erhärtung dieser These herangezogen hatte, war einseitig ausgewählt und ignorierte vollkommen die zahlreichen Gegenbeispiele. Bei der Suche nach sogenannten versteinerten Klassenpräfixen blieben elementare Erfordernisse der wissenschaftlichen Analyse von Wörtern, Stämmen und Wurzeln unberücksichtigt, man zergliederte die Wörter (Stämme) willkürlich und verletzte die Grundsätze der historisch-vergleichenden Methode. Als Beispiel

ließe sich die Abtrennung eines „Präfixes“ da- in dem georgischen Wort *datv-i*, „Bär“, anführen. Der Vergleich des georgischen Wortes mit *mingr. tunt-i*, „Bär“, *las. tut-i*, „Bär“, und *swan. dā dw*, „Bär“, führt zur Rekonstruktion der gemeinkartwelischen Grundform **datw-*. Diese Form läßt sich innerhalb des Systems der Kartwelsprachen nicht zergliedern.

Nicht selten trennte man „kartwelische Klassenzeichen“ selbst in Wörtern ab, die entlehnt waren (so sollte das lasische Wort *bu i*, „Brüste“, das aus dem Griechischen entlehnt ist, angeblich das Klassenzeichen *b* enthalten, das türkische *ba ana*, „Kind“, das „kartwelische Klassenzeichen“ *ba-* und das griechische Lehnwort *nerbi*, „weibliches Schaf“ [nebr-] das „Präfix“ *ne-* usw.). A. Oniani weist zu Recht darauf hin, daß die Suche nach der Kategorie der Klasse und ihren Bildungselementen in den Kartwelsprachen nicht auf objektiven sprachwissenschaftlichen Befunden der Kartwelsprachen beruht, sondern von dem Wunsch diktiert ist, auf diesem Wege irgendwie die Verwandtschaft zwischen Kartwelsprachen und den nordkaukasischen Sprachen nachzuweisen (für einen Teil dieser Sprachen ist noch heute die Kategorie der Klasse charakteristisch). Da es bis zum heutigen Tag nicht gelungen ist, zwischen den Kartwelsprachen und den nordkaukasischen Sprachen regelmäßige Phonementsprechungen zu ermitteln, was für einen Nachweis von Sprachverwandtschaft unerlässlich ist (übrigens bezweifeln die Vertreter dieser Schule selbst die Effektivität der historisch-vergleichenden Methode bei der Erforschung der kaukasischen Sprachen), legt man das Schwergewicht auf strukturelle und typologische Ähnlichkeiten (Klasse, Ergativkonstruktion...). Die Folge ist jene Suche nach vermeintlichen Klassenzeichen in den Kartwelsprachen, auf deren Haltlosigkeit früher schon G. Deeters, K. H. Schmidt, T. Gudawa, G. Matschawariani, G. A. Klimow und andere hinwiesen und als deren einziges positives Ergebnis zu werten ist, daß derartige Überlegungen ganz klar jeglicher Grundlage entbehren.

Das letzte Kapitel von A. Onianis Buch befaßt sich mit der Frage nach dem historischen

Bestand der Kartwelsprachen (S.26-318). Kartwelsprachen sind das Georgische, Mingrelische, Lasische und Swanische. Wissenschaftler, die auf dem Boden der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft stehen, vertreten die Ansicht, daß sie durch den Zerfall der gemeinkartwelischen Grundsprache entstanden sind. Natürlich hat jede von ihnen nach dem Zerfall der Grundsprache einen eigenen Entwicklungsweg durchlaufen.

Demgegenüber gibt es in der Kartwelologie seit geraumer Zeit die Meinung, nicht alle diese Sprachen seien aus der Grundsprache herzuleiten. Diese Ansicht wurde verschiedentlich über das Swanische und seltener über das Mingrelische und Lasische geäußert. (Natürlich wird hiermit nicht die Herkunft des Mingrelischen und Lasischen von einer Sprache dem Sanischen, tangiert, das unmittelbar aus dem Gemeinkartwelischen hervorgegangen ist. Für die Verfasser dieser These stellen Mingrelisch und Lasisch Dialekte dar und sind kein selbständigen Sprachen.) Es steht aber außer jedem Zweifel, daß jede Kartwelsprache ein Ergebnis des Zerfalls der gemeinkartwelischen Grundsprache entstanden ist. Die falsche Anschauung, derzufolge die einzelnen Kartwelsprachen (und Dialekte) das Produkt einer Sprehmischung seien, mißachtet diesen klaren Befund. N. Marr, der besonders großen Einfluß bei der Verbreitung dieser These ausübte, meinte, die Kartwelsprachen (ebenso jede beliebige andere Sprache der Welt) seien Mischsprachen und durch Sprachkreuzung entstanden. Zwei oder mehr Sprachen ergaben N. Marr zufolge eine neue Sprache. Zur Mischsprache wurde das Swanische erklärt, in dessen Bestand man einzelne Schichten suchte, deren Vereinigung das Swanische ergeben hätte: eine georgische, eine sanische (mingrelische, lasische), eine adyghische und schließlich eine als unbedeutend angesehene eigentlich swanische Schicht. Aus diesem Grund schloß man das Swanische aus dem Bestand der Kartwelsprachen aus und kennzeichnete es mit dem der Sprachwissenschaft völlig fremden Terminus „Aggregat“ einem Terminus der Technik, der eine mechanische Verein-

nüpfung verschiedenartiger oder gleicher Teile oder Dinge bezeichnet. Natürlich ist eine derartige Lösung für die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft prinzipiell unannehmbar, doch die Untersuchung dieser Frage und der Nachweis für die Fehlerhaftigkeit einer solchen Anschauung sind schon deshalb unabdingbar, weil auf der Basis einer Überbewertung sogenannter abchasisch-adyghischer Elemente weitreichende Folgerungen über die älteste Ansiedlung von Stämmen auf dem Boden Georgiens gezogen werden. Verständlicherweise stützten sich die Historiker in solchen Fällen auf die Schlüsse der Sprachwissenschaftler. Diese Schlüsse aber sind durch Mißachtung der Grundprinzipien der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft zustande gekommen. Falsche Grundprämissen werden natürlich zur Quelle falscher Schlußfolgerungen.

A. Oniani wies überzeugend nach, daß die These vom Mischcharakter des Swanischen absolut falsch ist, und zeigte die grundlegenden Fehler einiger Historiker (z.B. Sch. Inal-Ipas) auf, die aufgrund der „Existenz abchasischer und adyghischer Elemente“ im Swanischen weitreichende Folgerungen zogen. In Wirklichkeit ist bis heute fast kein einziges unstrittig adyghisches oder abchasisches Element in der swani-

schen Lexik ermittelt worden, ganz zu schweigen vom funktionalen und grammatischen System der swanischen Sprache.

Nach Ansicht von A. Tschikobawa besteht einer der Dialekte der georgischen Sprache, der gurische Dialekt, aus einer Mischung. Diese Behauptung beruht auf etwa fünfzig im Gurischen ermittelten Wörtern, die zweifellos aus dem Mingrelischen (oder Lasischen) stammen. Interessanterweise bezeichnete A. Tschikobawa das Gurische als „kompliziertes Amalgam aus Georgisch und Mingrelisch“. Natürlich ist so eine Schlußfolgerung unannehmbar. Eine derartige Analyse würde uns dazu führen, jede einzelne sprachliche Einheit des Kartwelischen in Abrede zu stellen (im Mingrelischen und Lasischen befinden sich ebenfalls viele georgische und fremdsprachige Wörter, gleiches ist vom Swanischen und Georgischen zu sagen).

A. Onianis Buch „Fragen der vergleichenden Grammatik der Kartwelsprachen“ verkörpert einen bedeutsamen Beitrag zur Kartwelologie. Zwar enthält es auch Thesen, die wir nicht teilen können, manches mag auch noch genauer zu untersuchen sein, aber seinem Wesen nach ist es eine Arbeit, die all jene stets dankbar nutzen werden, die sich für die weitere Entwicklung der kartwelischen Sprachwissenschaft interessieren.

Verzeichnis der Autoren

Arsenischwili, Irina	Universität Tbilissi
Awalischwili, Gja	Universität Tbilissi
Badstübner, Ernst	Institut für Denkmalpflege, Berlin
Begiaschwili, Artschil	Universität Tbilissi
Chintibidse, Elgudsha	Universität Tbilissi
Dundua, Tedo	Universität Tbilissi
Fähnrich, Heinz	Universität Jena
Gamesardaschwili, Surab	Universität Tbilissi
Gatschetschiladse, Ekaterine	Universität Tbilissi
Gigineischwili, Bakar	Universität Tbilissi
Gusejnow, G.-R. A.-K.	Universität Grosnyj
Kandelaki, Dali	Universität Tbilissi
Kodua, Eduard	Universität Tbilissi
Melikischwili, Giorgi	AdW der Georg. SSR, Tbilissi
Neubauer, Edith	Universität Leipzig
Plontke-Lüning, Annegret	Universität Jena
Sakaraia, Parmen	Universität Tbilissi
Sanaia, Manana	Universität Tbilissi
Sardshweladse, Surab	Universität Tbilissi
Shordania, Giwi	Universität Tbilissi
Shordania, Otar	AdW der Georg. SSR, Tbilissi
Tschumburidse, Surab	Universität Tbilissi
Tuite, Kevin	Universität Tokio
Zereteli, Konstantine	AdW der Georg. SSR, Tbilissi

Als die Königin Tamar in Georgien regierte, im fernen Mittelalter,

..... schrieb der



Dichter Rustaweli
in den Jahren
um 1200
sein Werk
«Der Recke
im Tigerfell»,
das zum
Nationalepos wurde.

«Was für ein faszinierendes Buch für all diejenigen,
die ein Gefühl haben für mittelalterliche Dicht-
kunst, deren zentrale Themen Mitleid und Liebe,
Treue, Kampfgeist und Tapferkeit sind!
Der Recke im Tigerfell auf der Suche nach
seiner Geliebten, die von bösen Mächten
verschleppt wurde, irrt voller Trauer und
lebensmüde durch Wälder und ferne Länder.
In einer poetischen Prosa sind die Erlebnisse dieser
Menschen aufgeschrieben, erzählt nach dem geor-
gischen Nationalepos aus dem 12. Jahrhundert.
Ohne Zweifel gehört es zu den schönsten und
bewegendsten Geschichten der Menschheit,
vergleichbar der Dichtung des europäischen
Mittelalters, wie etwa dem Parzival des Wolfram
von Eschenbach.
Eine adäquate Ergänzung erfährt der Text durch
die bezaubernden schwarz-weißen Abbildungen,
die an Chagall-bilder erinnern.» *Arbeitsgem.
für Jugendliteratur und Medien*

Der Recke im Tigerfell

Eine alte Geschichte aus
Georgien, nach Rustaweli
in Prosa erzählt
von Viktoria Ruika-Franz.
Mit 16 Illustrationen
von Norbet Pohl.
155 Seiten gebunden
DM 24,-



Frank Teichmann

Der Gral im Osten

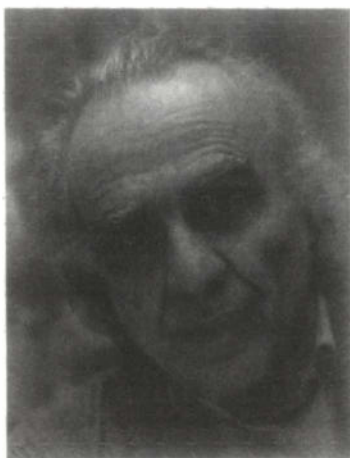
Motive aus der Geistesgeschichte
Armeniens und Georgiens.
234 Seiten mit 34 farbigen,
121 schwarzweißen Abbildungen
und 15 Zeichnungen,
gebunden DM 98,-

«Dieser Großband vermittelt nicht
nur die historische Entwicklung
und Geistesgeschichte Armeniens
und Georgiens, er dringt auch tief
in die Bereiche der Mythologie ein.
Von beachtlichem Grundwissen
auf allen behandelten Gebieten
geprägt, kommt Beachtliches und
Neues zutage.» *Wiener Zeitung*

Ausführliche Informationen zu
unseren Büchern erhalten Sie im
Gesamtverzeichnis. Bitte anfordern
(kostenlos):
Verlag Freies Geistesleben
Postfach 13 11 22
7000 Stuttgart 1



Verlag Freies Geistesleben



Die literarische Entdeckung – dank Perestroika

GIWI MARGWELASCHWILI,

1927 als Sohn georgischer Emigranten in Deutschland (*Deuxiland*) geboren und dort aufgewachsen, führt in diesem ersten Buch seine mehrbändige Autobiographie durch sein Berlin der 30er und 40er Jahre: In das *Häuschen* (Elternhaus) seines Erzeugers (*vom ihm auf georgisch Mamassachlissi genannt*), dem er nur zu gerne entflieht; in das *iß-Mich* (Stammlokal der georgischen Emigranten); in die Nachbar *Kakidi*, in der ein italienischer Saxophonist mit seiner Band verbotene Jazzmusik spielt, und auf die *Wartburg*, den heimlichen Treffpunkt der drei Freunde Wakusch, Hans-Georg und Wolf. Diese relativ unbeschwerte Zeit endet 1946 jäh, als er mit seinem Vater unter einem Vorwand in den Sowjetsektor gelockt wird. Der Vater wird verhaftet und – so erfährt Giwi Margwelaschwili Jahre später – erschossen. Er selbst wird nach 1½ Jahren im Lager Sachsenhausen nach Georgien »verbannt«.

GIWI MARGWELASCHWILI

Kapitän Wakusch

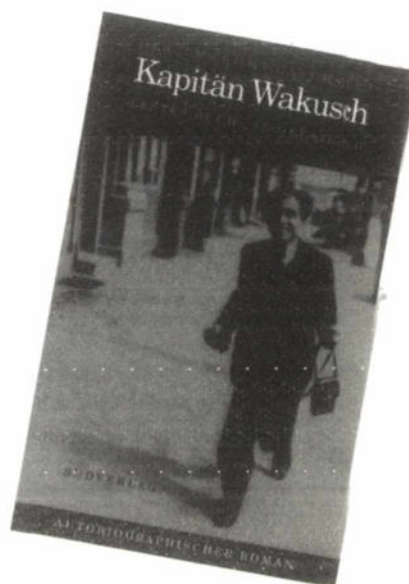
Erstes Buch: In Deuxiland
Autobiographischer Roman
1991, 392 S., geb.,
ISBN 3-87800-012-X

In Vorbereitung:

GIWI MARGWELASCHWILI

Kapitän Wakusch

Zweites Buch: Sachsenhäuschen
ISBN 3-87800-013-8



SÜDVERLAG

Interessengemeinschaft Georgien · Jena

Tage der georgischen Kultur in Jena

Programm

**Donnerstag, 28.11.1991,
17.00 Uhr**

Studiokino im »Capitol«:

Eröffnung der »Tage der georgischen Kultur«. Filmvorführung in Anwesenheit des Regisseurs: Pastoral, Regie: Otar Iosseliani, Grusafilm 1975/76. (Originalfassung mit deutschen Untertiteln).

Im Anschluß besteht die Möglichkeit, mit Otar Iosseliani ins Gespräch zu kommen.

**Donnerstag, 28.11.1991,
20.00 Uhr** Studiokino im »Capitol«:

Filmvorführung in Anwesenheit des Regisseurs: Euskadi. Regie: Otar Iosseliani, Frankreich 1983. Im Anschluß daran besteht wiederum die Möglichkeit zum Gespräch mit Otar Iosseliani.

Die IG Georgien organisiert die Versorgung mit Chatschapuri (georgisches Käsegebäck) und Getränken. Georgische Souvenirs werden nach Möglichkeit angeboten.

Freitag, 29.11.1991, 19.30 Uhr

Haus auf der Mauer:

Lesung von Giwi Margwelaschwili. Giwi Margwelaschwili, geboren als Kind georgischer Emigranten in Berlin, wurde 1945, siebzehnjährig, vom KGB in ein Lager verschleppt; sein Vater ist seitdem vermißt. Giwi wurde 1955 nach Tbilissi abgeschoben. Er schreibt in deutscher Sprache, eine Ausgabe seiner Werke wird derzeit bei Rütten und Loening vorbereitet.

Nach Möglichkeit wird der Verlag mit einem Angebot präsent sein.

Samstag, 30.11.1991, 9.30 Uhr

Haus auf der Mauer:

Vortrag: David Borger und andere: Bericht über die pro 42°-Expedition der Universität Witten-Herdecke nach Georgien im August 1991. Die Expedition befaßte sich mit

Fragen der politischen Veränderungen, ökonomischen und ökologischen Problemen in Georgien.

Samstag, 30.11.1991, 11.30 Uhr

Haus auf der Mauer:

Vortrag: Dr. Heino Meessen (Basel): Umweltschutz in Georgien. H. Meessen hat im Rahmen eines UNESCO-Projektes Situation und Perspektiven des georgischen Umweltschutzes untersucht.

Samstag, 30.11.1991, 14.00 Uhr

Haus auf der Mauer:

Vortrag: Bericht über den Transport von Medikamenten für die Opfer des Erdbebens vom April 1991 in Georgien von Witten über Istanbul nach Tbilissi.

Samstag, 30.11.1991, 20.00 Uhr

Gaststätte »Zur Noll«:

Eröffnung der Ausstellung von Gemälden, Grafiken und Textilkunst von Manana Menabde und Maku Assatiani.

Musikalische Gestaltung: Georgischer und internationaler Jazz von Manana Menabde und Gruppe. Im Verlauf des Abends können Spezialitäten der georgischen Küche wie die Nußsauce Saziwi, Auberginen mit Nüssen, leckere Salate probiert werden.

Sonntag, 1.12.1991, 10.00 Uhr

Haus auf der Mauer:

Vorbereitende Sitzung zur Gründung der Deutsch-Georgischen Gesellschaft.

Mit Vertretern von:

Georgischer Club Berlin
Freundeskreis Georgien, Düsseldorf
Sakartweo-Gesellschaft Göttingen
Interessengemeinschaft Georgien, Jena
Freundschaftsgesellschaft Saarland-Georgien Saarbrücken
Staatskanzlei des Saarlandes
Gruppe pro 42° der Universität Witten-Herdecke



Allgemeines Anliegen der Interessengemeinschaft Georgien ist die Vermittlung von Kenntnissen über Georgien und die Verbreitung der Kultur Georgiens in Jena und darüber hinaus in Thüringen. Das Interesse, das die regelmäßig stattfindenden Abende der IG Georgien

Lesungen, populärwissenschaftliche Vorträge mit breiter Themenpalette, Musikabende, Filmvorführungen finden, geht über die eingeschriebenen Mitglieder weit hinaus. Die politische Situation in Georgien veranlaßt die IG, den Demokratisierungsprozeß in der Kaukasusrepublik mit den ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zu fördern.

Die Unterstützung Georgiens und die Propagierung georgischer Kultur in Deutschland sind auch Anliegen von Vereinen in Berlin, Saarbrücken und Göttingen. Seit längerer Zeit bemühen sich die Georgiengruppen um den Zusammenschluß zu einer Deutsch-Georgischen Gesellschaft, die zu einer Intensivierung der Kontakte in stärkerem Maße beitragen kann als die einzelnen Ortsgruppen.

Um den genannten Zielen näherzukommen, veranstaltet die IG Georgien Jena vom 28.11.1991 bis zum 1.12.1991 die »Tage der georgischen Kultur in Jena«. Sie werden georgischen Künstlern und Deutschen, die sich mit Georgien beschäftigen, die Möglichkeit geben, ihre Werke und Arbeiten in Thüringen bekannt zu machen, und sollen möglichst alle deutschen Georgiengruppen zusammenführen, um die Gründung der Deutsch-Georgischen Gesellschaft vorzubereiten.

*

**Interessengemeinschaft Georgien
Dr. Annegret Plontke-Lüning
Haus auf der Mauer
Johannisplatz 21
0-6900 Jena**

Vereinigung der Freunde Georgiens in der Schweiz

Am 15. Januar 1988 – am Tag der georgischen Nationalheiligen Nino – wurde in Basel/Schweiz die »Vereinigung der Freunde Georgiens« gegründet. Die Vereinigung versucht nach ihren Statuten »das Interesse an der jahrtausendealten georgischen Kultur, wie sie heute im Volk, in Staat und Kirche lebt, zu wecken«.

Viele der Gründungsmitglieder der Vereinigung haben in den vergangenen Jahren mit dem Patriarchen der Georgisch-Orthodoxen Kirche, Ilia II., Kontakt gehabt. Begegnungen mit ihm haben vielen den Zugang zur Kultur des Volkes am Kaukasus geöffnet.

Andere kommen aus dem Kreis von Georgierfreunden, der sich um Yolanda Marchev in Zürich gebildet hat. Frau Marchev lehrte an der Universität Zürich Georgisch. Zürich ist einer der wenigen Orte in Westeuropa, wo georgische Kultur an einer Universität wissenschaftlich gepflegt wird.

Kontaktadresse:

Peter Felber, Amt für Information und Medien,
Rittergasse 3, CH- 4051 Basel

MEDEA – Freunde der Kultur Georgiens e.V.

Der Freiburger Verein MEDEA – Freunde der Kultur Georgiens e.V. organisiert seit mehreren Jahren Kulturveranstaltungen zur Kaukasusrepublik Georgien. So finden vom 10. – 18. November 1991 die 3. Georgien – Kaukasus – Tage mit 25 georgischen Künstlern und Referenten statt. Dabei wird besonderer Wert auf die Einbeziehung staatlicher Institutionen wie die VHS, das Goethe-Institut, das Stadttheater sowie privater Einrichtungen gelegt, um so nicht nur die Besucher der Veranstaltungen, sondern die Institutionen selbst auf Georgien aufmerksam zu machen.

MEDEA vermittelt außerdem den Austausch von Künstlern und Personen aus dem kulturellen und sozialen Bereich und unterstützt Projekte wie die Arbeit des Jugendfilmstudios Tbilissi oder das Filmprojekt »Videobriefe Deutschland – Georgien«, ein audio-visueller Briefwechsel zwischen Schülern in Freiburg und Tbilissi.

Schließlich kann noch auf den Vertrieb von Videofilmen hingewiesen werden (»Im Reich der Medea – Alte Tänze und Gesänge aus dem Kaukasus«, »Spirituelle Dimensionen des Kaukasus«, »9. April 89 – die Tragödie von Tiflis« u.a.).

Anschrift:

MEDEA – Freunde der Kultur Georgiens e.V.
c/o Michael Lautenbach
Reinhard - Booz - Str. 20
7802 Merzhausen/Freiburg

XENIA

Konstanzer Althistorische Vorträge und Forschungen
herausgegeben von Wolfgang Schuller

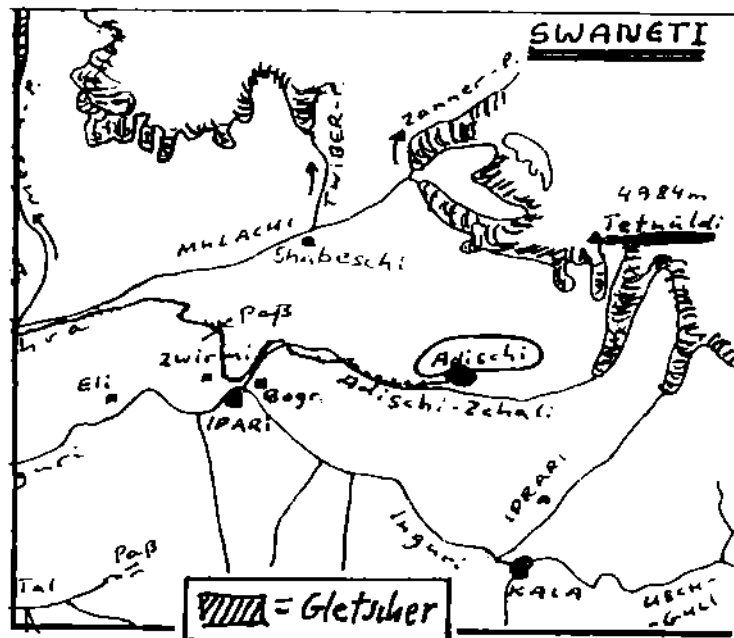
- Heft 1 Juri Vinogradov: Olbia
- Heft 2 Maria Lotizia Lazzarini/René Van Compernelle: Probleme des archaischen Griechenland
- Heft 3 Franz Georg Maier: Altertumswissenschaft und Computer
- Heft 4 Christoph Börker: Festbankett und griechische Architektur
- Heft 5 Georg Daltrop: Die Laokoongruppe im Vatikan
- Heft 6 Mogens Herman Hansen: Initiative und Entscheidung
- Heft 7 Wolfgang Zeev Rubinsohn: Der Spartakus-Aufstand und die sowjetische Geschichtsschreibung
- Heft 8 Jack Martin Balcer/Hans-Joachim Gehrke/Kurt Raaflaub/Wolfgang Schuller: Studien zum Attischen Seebund
- Heft 9 Tonio Hölscher: Staatsdenkmal und Publikum
- Heft 10 David Daube: Das Alte Testament im Neuen – aus jüdischer Sicht
- Heft 11 Elena Michailowna Staerman: Die Agrarfrage und die senatorische Opposition in der römischen Kaiserzeit
- Heft 12 Jacques Duchesne-Guillemin: Iran und Griechenland in der Kommagene
- Heft 13 Mogens Herman Hansen: Die athenische Volksversammlung im Zeitalter des Demosthenes
- Heft 14 Otar Lordkipanidze: Das alte Kolchis und seine Beziehung zur griechischen Welt von 6. zum 4. Jh.v. Chr.
- Heft 15 Wolfgang Schuller (Hg.): Antike in der Moderne
- Heft 16 Wolfgang Schuller: Die bulgarische Schwarzmeerküste im Altertum
- Heft 17 Volkert Haas (Hg.): Das Reich Urartu
- Heft 18 Raymond Bogaert: Grundzüge des Bankwesens im alten Griechenland
- Heft 19 Alexander Podossinov: Ovids Dichtung als Quelle für die Geschichte des Schwarzmeergebietes
- Heft 20 Pavel Oliva: Solon – Legende und Wirklichkeit
- Heft 21 Volkert Haas (Hg.): Hurriter und Hurritisch
- Heft 22 Werner Dahlheim/Wolfgang Schuller/Jürgen v. Ungern-Sternberg (Hg.): Festschrift für Robert Werner
- Heft 23 Tony Honoré: Virius Nicomachus Flavianus
- Heft 24 Eckard Lefèvre: Das Bild-Programm des Apollo-Tempels auf dem Palatin
- Heft 25 Petre Alexandrescu/Wolfgang Schuller (Hg.): Histria
- Heft 26 Klaus-Dietrich Koch: Die Aeneis als Opernsujet
- Heft 27 István Hahn: Traumdeutung und gesellschaftliche Wirklichkeit
- Heft 28 Liselot Huchhausen: Bedauerliche Irrtümer bei Anfragen weiblicher Fragesteller an die römische Rechtsauskunft
- Heft 29 Frank W. Walbank: Timaios und die westgriechische Sicht der Vergangenheit

UNIVERSITÄTS
VERLAG
KONSTANZ

Universitätsverlag Konstanz

ᐅᓂᐃᓂᐅ - ᓂᐅᐃᐅ ᓂᐃᐅᓂᐅ

* Die seit Februar 1985 bestehende IG »Georgischer Club« konstituiert sich im November 1991 als Berliner Georgische Gesellschaft neu und läßt sich als gemeinnütziger Verein eintragen. Sie freut sich über ein jedes neues Mitglied, das bereit ist, die in unserer Satzung enthaltenen Ziele mit zu verfolgen.



REVUE DES ÉTUDES
GÉORGIENNES
ET
CAUCASIENNES

N° 5 — 1989

*ouvrage publié avec le concours du CNRS,
de l'Académie Française et de l'INALCO*

ASSOCIATION DE LA REVUE DES ÉTUDES GÉORGIENNES ET CAUCASIENNES
PARIS

SAKARTWELO GEMEINSCHAFT

**zur Förderung des wissenschaftlichen und kulturellen
Austausches von Studenten und Nachwuchswissenschaftlern
der Republik Georgien und der Bundesrepublik Deutschland e. V.**

Die »Sakartwelo-Gemeinschaft e.V.« ist ein gemeinnütziger Verein, der zur Völker-
verständigung zwischen Ost und West beitragen will. Wir fördern anhand von
Stipendien Studenten und Nachwuchswissenschaftler aus der Kaukasusrepublik
Georgien, die ein Semester in Deutschland studieren möchten. Gerade in dieser Zeit
des politischen Umbruchs und der Suche nach demokratischen Wegen benötigen die
kleinen Randrepubliken der alten Sowjetunion dringend Unterstützung.
Helfen auch Sie mit einer Spende bei dieser Hilfe zur Selbsthilfe!

Unser Spendenkonto: 310 902 308 beim Postgiroamt Hannover, BLZ: 250 100 30.
Nähere Informationen über den Verein erhalten Sie bei »Sakartwelo-Gemeinschaft
e.V.« c/o A. Schäfer, Hollandstr. 15, 8000 München 40.



Der Deutsch-Georgische Verein Schorndorf e.V. stellt sich vor:

Am 21. Juli 1990 wurde der Deutsch-Georgische Verein in Schorndorf ge-
gründet mit dem Ziel, die bereits bestehenden Kontakte der Schorndorfer
Schulen, Vereine und Bürger mit der ehemaligen Hauptstadt von Georgien,
Mzcheta, weiter zu pflegen und auszubauen.

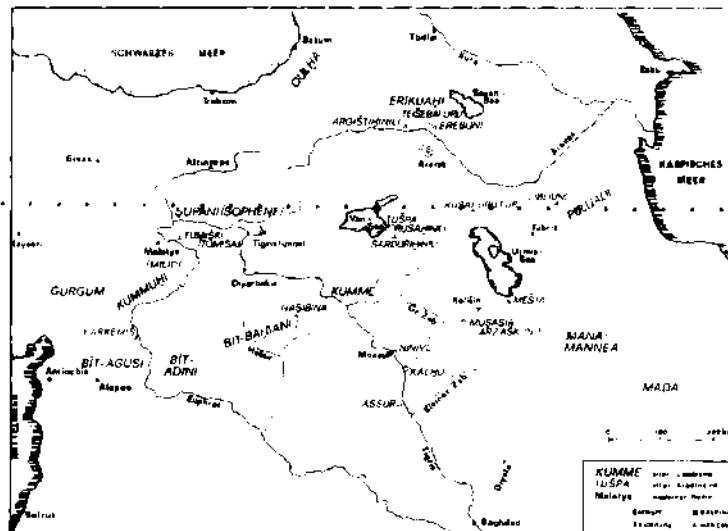
Wir fördern insbesondere Sport- und Kulturveranstaltungen, Ausstellungen,
sowie Handel und Gewerbe zwischen den beiden Regionen Schorndorf und
Mzcheta. So fand in den zwei zurückliegenden Jahren bereits ein reger
Sport-, Musik- und Folkloreaustausch statt.

Im Mai d. J. gründeten wir in Mzcheta einen Kinderhilfsfond, der kranken
Kindern in Georgien eine medizinische Unterstützung ermöglicht. Mit einer
Wohltätigkeitsausstellung von 8 georgischen Malern und dem Auftritt eines
Streichquartetts des Kammerorchesters Tbilissi wurde dieses Vorhaben tat-
kräftig unterstützt.

Kontaktadresse:

Armin Fett, Liebermannstr. 92, 7060 Schorndorf

DAS REICH URARTU



Die ersten nach Europa gelangten Berichte über Urartu stammen von dem armenischen Historiographen Movses Xorenaci beziehungsweise Moses von Khorene, aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. Er beschreibt sehr ausführlich die urartäische Metropole Tušpa, deren Ruinen auf einem Felsmassiv am Ostufer des Van-Sees (armenisch auch Argisch-See genannt) heute noch zu betrachten sind: Doch schreibt er die Erbauung nicht den urartäischen Königen, sondern der assyrischen Königin Sammuramat (812-803 v. Chr.), armenisch Samiram, griechisch Semiramis, zu.

Aus dem Buch:

Volker Haas

Das Reich Urartu

Ein altorientalischer Staat
im 1. Jahrtausend v. Chr.
141 S., mit 27 Abb. und einer geogr. Karte
DM 44,80
(Band 17 der Reihe XENIA)

UNIVERSITÄTS
VERLAG
KONSTANZ

Postfach 10 20 51
D-7750 Konstanz

— Societas Caucasologica Europaea —

Die Societas Caucasologica Europaea hat sich das Ziel gesetzt, die Erforschung der Sprachen und Kulturen des Kaukasus zu fördern. Sie veranstaltet alle zwei Jahre ein Kolloquium mit wechselnden Schwerpunkten und an verschiedenen Orten in Europa.

Anfragen zur Mitgliedschaft können an die Sekretärin der Societas gerichtet werden:

Dr. Karina Vamling, Institutionen för Lingvistik, Lunds Universitet, Helgonabacken 12, S - 223 62 Lund, Schweden.

Wegen der nächsten Tagung in Maikop wende man sich an den Präsidenten der Gesellschaft:

Professor Donald Rayfield, Queen Mary & Westfield College Mile End Road, London E1 4NS, Großbritannien.

Der Mitgliedsbeitrag beträgt z.Zt. 23 DM (8 £). Das Konto der Societas ist:

Prof. Dr. W. Boeder (Sonderkonto), Postgirokonto Nr. 5841 65 - 305, Postgiroamt Hannover, Bundesrepublik Deutschland.

GEORGICA

Zeitschrift für Kultur, Sprache und Geschichte Georgiens und Kaukasiens

გეოგრაფიკა

Folgende Hefte sind zum Preis von je DM 30,–
direkt beim Verlag zu beziehen:
Hefte 1 (1978), 3 (1980), 4 (1981)
6 (1983), 10 (1987), 11 (1988), 12 (1989)

Lieferung solange Vorrat reicht

Postfach 10 20 51 · D-7750 Konstanz

UNIVERSITÄTS
VERLAG
KONSTANZ

Otar Lordkipanidse

Archäologie in Georgien

Von der Altsteinzeit bis zum
frühen Mittelalter

Band 5 der "Quellen und Forschungen zur prähistorischen und provincialrömischen Archäologie".

Herausgegeben von Georg Kossack,
Max Martin und Günter Ulbert

1991. IX, 347 Seiten mit 96
Schwarzweiß- und 37 Farbab-
bildungen. Gebunden. DM 228,-.
ISBN 3-527-17531-8

Rusudan Mepisaschwili
Wachtang Zinzadse

Georgien

Kirchen und Wehrbauten

Fotografiert von Rolf Schrade

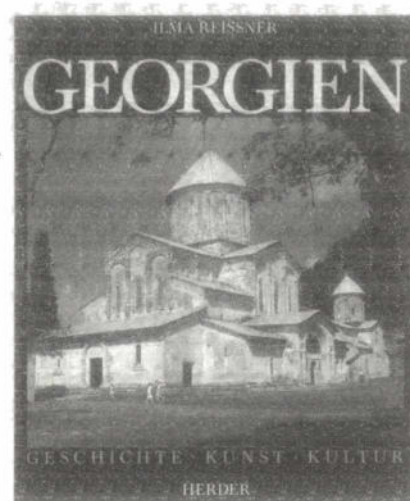
1987. 390 Seiten mit 129 Farb-,
200 Schwarzweißabbildungen
und 210 Zeichnungen. Leinen mit
Schutzumschlag. DM 138,-. Format
24 cm x 30 cm.

ISBN 3-527-17575-X

VCH, Postfach 10 11 61,
W-6940 Weinheim


VCH
Acta humaniora

Ein prachtvoller Bildband



Ilma Reißner

Georgien

240 Seiten mit
99 Farbfotos, geb.,
ISBN 3-451-21454-7

DM 68,-

über Georgien. Ilma Reißner, die das
Land durch viele Reisen kennt,
entwirft ein faszinierendes Bild von
der vielfältigen Landschaft,
der Geschichte, Kunst, Literatur und
Musik dieses immer auf Eigen-
ständigkeit bedachten und vom
Christentum geprägten Landes.

Herder

MÄRKTE im Osten

> wendet sich mit **Erste-Hand-Informationen** an Geschäftskreise, die Handel und Kooperation in der UdSSR, der CSTR, in Polen und in weiteren osteuropäischen Ländern wünschen.

> **veröffentlicht** auf 12 Seiten zweimal im Monat

- * exklusive Berichte über Regionen und Gebiete, Branchen und Unternehmen, Banken und Versicherungen, Kooperations- und Handelsangebote.
- * aktuelle Informationen über Behörden, Kammern und Verbände.
- * kompetente Nachrichten über geltendes Handels- und Wirtschaftsrecht.
- * umfangreiche Kontakt- und Warenbörsen mit umfassendem Adressenservice

Besonderer Schwerpunkt

sind Handels- und Kooperationsmöglichkeiten in den Republiken, Gebieten und Städten der UdSSR.

Namhafte sowjetische Vertragspartner

sichern mit ihrem Mitarbeiternetz in allen Landesteilen der UdSSR die Exklusivität, Aktualität und Kompetenz der Informationen.

Fordern Sie Probeexemplare an

und sichern Sie sich ein Abonnement für monatlich 30,00 DM incl. Mwst. plus Versandkosten.

»MÄRKTE im Osten«

herausgegeben von

PMS MEDIA GmbH Berlin

Am Treptower Park 28-30, 0-1193 Berlin

Tel.: 2 71 03 20, 2 71 04 17, Fax: 2 72 54 10